

DIE WELTWOCHEN



Wunderwerk der Schweiz

Die Bundesverfassung und ihre falschen Freunde.

Christoph Mörgeli

Wermuth gegen die Serben

Belgrad liest SP-Chef nach Faschismus-Vorwurf die Leviten. *Marcel Odermatt*

«In diesem Krieg geht es um Deutschland»

Historiker Emmanuel Todd über die wahre Zielscheibe der USA und ein überraschend starkes Russland. *Jürg Altwegg*

Glaube und Vernunft
Das Jahrhundertleben von
Papst Benedikt XVI.

DIE WELTWOCH

Begrenzte
Teilnehmerzahl!

Ski-Wochenende für Leser

Gipfeltreffen der guten Laune in Arosa

10.–12. März 2023



Geselliger Höhepunkt: Talk mit Unternehmer Urs Wietlisbach (u. a. Partners Group, «Arosa Kulm») und Roger Köppel.

Ein Tag auf der Skipiste mit **Roger Köppel**, *Weltwoche*-Redaktoren und Lesern!

Übernachtungen zu Spezialkonditionen im Spitzenhaus «Arosa Kulm Hotel & Alpin Spa».

Abendbankett und Talk mit Star-Gast **Urs Wietlisbach!**

Melden Sie sich jetzt an unter: www.weltwoche.ch/ski

Falsche Verfassungsfreunde

Keine Frage: Die Schweiz ist ein politisches Wunder. Darauf sollten wir uns nichts einbilden, aber wir dürfen es in aller Bescheidenheit zur Kenntnis nehmen. Mit der Bundesverfassung von 1848, vor exakt 175 Jahren, gab sich die Schweiz eine neue, moderne, im Zeitkontext revolutionäre Form.

Anders als in den sie umgebenden Staaten gebildet wurde die Schweiz – mit Grossbritannien und den Vereinigten Staaten – zu einem seltenen Beispiel für einen funktionierenden demokratischen Nationalstaat. Deutschland und Italien, aber auch Österreich und Frankreich stürzten zeitweise in den despotischen, ja verbrecherischen Nationalismus ab.

An der Schweiz lässt sich ablesen, dass der nationale Gedanke im 19. Jahrhundert eine durchaus fruchtbare Symbiose mit der Idee der Freiheit eingehen konnte, im Rahmen eines demokratischen Rechtsstaats, der die Volksrechte und die Macht der Bürger ins Zentrum stellt.

Wie der Historiker Christoph Mörgeli in dieser Ausgabe herausarbeitet und anhand von Quellen darlegt, war die Bundesstaatsgründung mit ihrer Verfassung eine Manifestation des schweizerischen Unabhängigkeitswillens. Es ging vor allem und in erster Linie darum, sich gegen ein undemokratisches, monarchisches Europa zu behaupten, zur Wehr zu setzen durch eine grundsätzliche Reform an den brandig gewordenen Gliedern der Alten Eidgenossenschaft.

Die Verfassungsväter posierten vor Burgunderteppichen, um den feindselig lauernenden Monarchen eine unmissverständliche Botschaft zu übermitteln: Wer es wagen sollte, den jungen schweizerischen Bundesstaat zu bedrohen, anzugreifen, in seiner Existenz zu gefährden, dem droht das gleiche Schicksal wie dem von eidgenössischen Heerhaufen zerschmetterten Burgunderkönig Karl dem Kühnen!

Die Schweiz war schon im damaligen Europa eine Provokation.

Es ist immer sinnvoll und berechtigt, sich aus Anlass ihres 175. Geburtstags vertiefter mit dem relativen Weltwunder der schweizerischen Bundesverfassung auseinanderzusetzen. Und es wird interessant zu sehen sein, wie sich die heutige Politik in Bern dieses Themas annimmt, bemächtigt.

Wie bis jetzt ruchbar wurde, sind erhebliche Festivitäten geplant, das Bundeshaus soll zur Ruhmeshalle der Demokratie und der un-

Die heilige Inbrunst, mit der sich die Politik auf diesen Geburtstag stürzt, macht misstrauisch.

verbrüchlichen Volksverbundenheit unseres Parlaments ausgestattet werden. Ausstellungen sind vorgesehen und ein vermutlich nicht mehr endenden wollender Schwall an Vorträgen, Reden, Besalbungen und Einbalsamierungen.

Jubiläen sind lehrreich. Sie sagen oft mehr über die Gegenwart aus als über die Vorgänge, die sie vergegenwärtigen sollen. Wir Schweizer neigen zur politischen Skepsis. Nationale Feiertage wie den 1. August begehen wir eher im Kleinen und Privaten. Logisch: Wir Schweizer sind der Staat, sind der Souverän. Wir misstrauen Politikern grundsätzlich, aber besonders im Aggregatzustand ihrer Prachtentfaltung. Wir haben es nicht gern, wenn sich Politiker zu sehr unserer Schweiz bemächtigen, und sei es auch nur unter dem Vorwand eines Verfassungsjubiläums.

Die heilige Inbrunst, mit der die Parlamentarier und Parteien sich nun auf diesen Geburtstag stürzen, macht auch deshalb misstrauisch, weil zuvorderst vor allem jene Politiker auftrumpfen, die in der Vergangenheit begründete Zweifel an ihrer Verfassungstreue haben aufkommen lassen. Schon die Grundsatzartikel ganz am Anfang verpflichten das Parlament, die Freiheit

und die Rechte des Volkes zu schützen und die Unabhängigkeit des Landes zu wahren. Das verträgt sich schlecht mit der – zurückhaltend formuliert – sehr kreativen Nichtumsetzung zum Beispiel des Volksentscheids gegen die Masseneinwanderung im Dezember 2016.

Oder was hat es mit der Unabhängigkeit des Landes zu tun, wenn mehr oder weniger alle Parteien mit Ausnahme der SVP die Schweiz schnurstracks der EU unterstellen wollen, also einem auswärtigen Gesetzgeber samt seinen «fremden Richtern»? Die bundesrätlichen Pläne, die Schweiz an die über einem Schuldensumpf wankende, institutionell alles andere als gefestigt erscheinende Europäische Union anzudocken, sind das exakte Gegenteil dessen, was die Bundesstaatsgründer von 1848 mit ihrer Verfassung bezweckten.

Und wie steht es um die immerwährende, bewaffnete und umfassende Neutralität? Sie war der Schweiz am Wiener Kongress, auf ausdrückliches Betreiben Russlands übrigens, als eine Art völkerrechtliche Besiegelung einer im Staatlichen noch nicht erreichten Unabhängigkeit gewährt worden. Sie wird gerade dem Zeitgeist geopfert, umgedeutet unter dem Druck von Emotionen, im Sog von Opportunismus, Mutlosigkeit und Irrtümern.

Wir werden mit anderen Worten den Eindruck nicht los, dass der politische Kraftakt der Verfassungsbeweihräucherung ausgerechnet in Zeiten einer um sich greifenden Verfassungsmüdigkeit, Verfassungsvergessenheit stattfindet. Oder soll der ursprüngliche Geist dieses heldenhaften, zukunftsweisenden und erstaunlich langlebigen Dokuments im Brimborium des Jubels umgefeiert, umgedeutet werden? Mit Sicherheit, aber, und hier liegt das Erfreuliche, dieses Jubiläum bietet Anlass zur Diskussion, zur Standortbestimmung und zur Selbstvergewisserung.

Vielleicht so: Die Verfassung von 1848 bedarf keiner Marathonparty und auch keiner Heiligsprechung. Es reicht, wenn sie unsere Politiker ernst nehmen. R. K.

Besser leben mit Epiktet, Emmanuel Todd über den Ukraine-Krieg, Unternehmer Francis Pauchard, Matthias Matussek über Benedikt XVI., Bestseller-Autor Bernard Cornwell öffnet das Tor zur Weltgeschichte

Innere Ruhe, Gesundheit und Freiheit: Das sind Ziele, die man sich zum Jahresanfang setzt. Der ehemalige Sklave Epiktet, ein grosser Denker des Stoizismus, wusste, wie man sie erreicht. Kurt Steinmann, preisgekrönter Übersetzer aus dem Altgriechischen, stellt die wichtigsten Leitsätze des antiken Philosophen vor. Wir haben weitere Weisheiten von Epiktet ins Heft gestreut. **Seite 8**

Michael Bahnerth hat seine «Erziehung der Gefühle» abgeschlossen und widmet sich ab dieser Ausgabe der «Weisheit des Herzens». Seine beliebte zartperlende Kolumne erscheint am bewährten Platz nach der Titelgeschichte. **Seite 16**

Emmanuel Todd sagte einst den Zusammenbruch der Sowjetunion voraus. Nun wollte Jürg Altwegg mit ihm über den Ukraine-Krieg sprechen. Einen ersten Interview-Termin sagte Todd ab. Angesichts der «westlichen Unvernunft» wolle er sich doch nicht äussern. Er machte einen «Anfall intellektueller Müdigkeit» geltend. Ein paar Tage später meldete er sich erneut: «On y va. On peut faire un truc bien.» Von Müdigkeit keine Spur. **Seite 28**

Er verkaufte unserem Autor Tom Kummer 1980 die ersten Doc-Martens-Stiefel und führte ihn in die Geheimnisse von New Wave ein. Seither verbindet sie eine Freundschaft. Francis Pauchard, 71, gründete 1977 in Bern die Punk-Boutique Olmo und wurde reich – reich auch an innerer Schönheit, die er heute gerne mit der ganzen



Liebe und die Geheimnisse von New Wave: Business-Punk Pauchard.

Welt teilen möchte, nach dem Motto: Liebe bekommst du, wenn du Liebe ausstrahlst. **Seite 40**

Matthias Matussek nimmt Abschied von Papst Benedikt XVI., den er während seines Pontifikats begleitet hat. Die *Bild*-Schlagzeile «Wir sind Papst» nach dessen Wahl hält er für nicht mehr lustig. «Die Deutschen», so Matussek, «waren nie Papst. Sie legten Wert darauf, nicht Papst zu sein.» Benedikt XVI. selbst beklagte die «sprungbereite Feindseligkeit» seiner Landsleute, die ihn bis in den Tod begleitete. Dabei darf er schon jetzt als einer der grössten Glaubenslehrer der Geschichte gelten. **Seite 59–64**

Seine Bücher handeln nur vom Krieg, Sex kommt nicht vor. Trotzdem hat Bernard Cornwell, 78, über 25 Millionen historische Romane verkauft. Urs Gehriger interviewte den Briten zum Jahresanfang in seiner Schreibstube am Cape Cod, Massachusetts, unter einem Schwert aus der Schlacht von Waterloo. Cornwell sprach über Napoleons Sucht nach Krieg und erklärte die «unglaubliche Bösartigkeit» des legendären Langbogens. **Seite 66**

Wir wünschen Ihnen eine inspirierende Lektüre und alles Gute im neuen Jahr.

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Wellnessauszeit oder Winterferien



PRIVATE SELECTION HOTELS & TOURS ist das Qualitäts-Gütesiegel für mehr als 45 privat geführte Erstklass-, Luxus- und Boutique-Hotels und deren Erlebniswelten. Ob Hotelaufenthalte oder umfassende Aktiv-Touren von Hotel zu Hotel mit individualisiertem Vollservice – die Erlebnisgarantie ist immer inklusive! Familiäre Atmosphäre, zauberhaft persönliche Gastfreundschaft, höchste Dienstleistungsqualität, attraktives in- und outdoor Freizeitangebot, regionale Produktverwendung und eine angewandte Nachhaltigkeitsstrategie zeichnen die Hotels aus.



ANGEBOTSMAGAZIN 2023

Das Magazin umfasst 45 attraktive Sommer- & Winter- sowie Ganzjahres-Packages der individuellen Private Selection Hotels und mehr als 20 erlebnisreiche Reisen von Hotel zu Hotel.



JETZT DAS NEUE MAGAZIN KOSTENLOS BESTELLEN

Online oder per Telefon über unsere Zentrale:
T +41 41 368 10 05
info@privateselection.ch



Alle Angebote gültig in der Wintersaison 2022/23

Für Informationen und Reservationen
Private Selection Hotels & Tours
T +41 41 368 10 05 | info@privateselection.ch
www.privateselection.ch

EIN KLEINER AUSZUG AUS UNSEREN ANGEBOTEN FÜR DIE WINTERSAISON

TOUR VON HOTEL ZU HOTEL



© Destination Gstaad / Melanie Uhkoetter

WINTERWANDERN IM SAANENLAND

Lauenen – Gstaad-Schönried

Erwandern Sie das Winterwunderland rund um den vielbesungenen Lauenensee und die Destination Gstaad. Es erwarten Sie aktive Wintererlebnisse in traumhafter Landschaft, kulinarische Höhepunkte sowie tiefenentspannte Wellness-Momente!

TEILNEHMENDE HOTELS

- 1 Hotel Alpenland, Lauenen
- 2 Ermitage Wellness & Spa Hotel, Gstaad-Schönried

Ab **CHF 1'110.–** pro Person für 4 Nächte im Doppelzimmer
www.privateselection.ch/winterwandern

HOTELANGEBOT



AUSZEIT AM FUSSE DER JUNGFRAU

Beausite Park Hotel, Wengen

Das kleine Paradies mitten in den Bergen liegt in Wengen mit Blick auf die Jungfrau und die Berner Oberländer Alpen bietet Erholung pur.

INKLUSIVLEISTUNGEN

- * 3 Nächte inklusive Halbpension
- * Eine 25-minütige Teilkörpermassage pro Person
- * 2-Tages-Skipass
- * Zugang zu unserem Hallenbad & Wellness-Bereich
- * Shuttle-Service vom Bahnhof Wengen zum Hotel

Ab **CHF 844.–** pro Person für 3 Nächte im Doppelzimmer
www.privateselection.ch/skiferien

HOTELANGEBOT



WELLNESS-KURZTRIP SCHWARZWALD

Bio- und Wellnesshotel Alpenblick, Höchenschwand

Volles Programm mit Wellness & Genuss. 2 Nächte inklusive Frühstück, an einem Abend mit 5-Gang Menü und einer Ganzkörpermassage.

INKLUSIVLEISTUNGEN

- * 2 Nächte inkl. Frühstück und an einem Abend Auswahlmenu
- * Benutzung des Alpenblick SPA
- * Teilnahme am Wellness-Aktiv-Programm
- * Ganzkörpermassage
- * Alle Alpenblick Inklusivleistungen gemäss Webseite

Ab **EUR 380.–** pro Person für 2 Nächte im Doppelzimmer
www.privateselection.ch/wellness

TOUR VON HOTEL ZU HOTEL



LANGLAUFTOUR IM ENGADIN

Celerina/St. Moritz – Pontresina – Zuoz

Auf bis zu 230 herrlichen Kilometern mit unübertroffener Landschaft, top Loipenqualität und legendärer Schneesicherheit finden Langläuffans ihre Traumloipen. Erkunden Sie 5 Tage – 4 Nächte – lang das Paradies der Silberspuren und laufen dabei von Hotel zu Hotel. (Tipp: Auch für Winterwanderer traumhaft!)

TEILNEHMENDE HOTELS

- 1 Cresta Palace Celerina, Celerina/St. Moritz
- 2 Hotel Saratz, Pontresina
- 3 Hotel Castell, Zuoz

Ab **CHF 999.–** pro Person für 4 Nächte im Doppelzimmer
www.privateselection.ch/langlaufen

HOTELANGEBOT



WINE & DINE AM LAC LÉMAN

Hotel La Barcarolle, Prangins-Nyon

Mitten drin und direkt am See, zwischen den Städtchen Nyon und Morges in Prangins gelegen, bietet das Boutique-Hotel La Barcarolle eine Oase der Ruhe – mit atemberaubendem Blick über den See in die französischen Alpen.

INKLUSIVLEISTUNGEN

- * 3 Übernachtung im klassisch-modernen Doppelzimmer
- * Willkommens-Apéro und Frühstück vom Buffet.
- * Wine & Dine am Anreise-Abend: 4-Gänge-Saison-Menü inklusive Weinbegleitung
- * Weindegustation im Weinkeller vom Chateau de Nyon

Ab **CHF 425.–** pro Person für 3 Nächte im Doppelzimmer
www.privateselection.ch/kulinarik-und-wein

HOTELANGEBOT



WINTER WELLNESS

Hotels Alexander & Gerbi, Weggis

Geniessen Sie 2 Übernachtungen in einem schönem Zimmer mit Balkon mit der fantastischen Aussicht auf die schneebedeckten Berge und den Vierwaldstättersee in Weggis.

INKLUSIVLEISTUNGEN

- * 2 Übernachtungen inklusive Frühstücksbuffet
- * Willkommensdrink und Nachmittags-Snack
- * 2 x 4-Gang-Verwöhndiner mit Menüauswahl
- * 1 Wellnessmassage (25 Minuten)
- * Freie Benützung des SPA «Vitalis»

Ab **CHF 440.–** pro Person für 2 Nächte im Doppelzimmer
www.privateselection.ch/wellness



Schall und Rauch: Bankman-Fried. S. 54



Mozart der Theologie: Benedikt XVI. S. 59



Wie eine Partitur: Franz Gertsch. S. 26

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Wege zur Freiheit Epiktets Einsichten
- 9 Peter Rothenbühler Lieber Beat Feuz
- 10 Tagebuch Hugo Chén
- 11 Bern Bundeshaus
Geschichtsstunde für Cédric Wermuth
- 12 Schweizer Verfassungswunderwerk
Fundament für Frieden und Wohlstand
- 14 Ökonomie Kern der Freiheitsidee
- 16 Weisheit des Herzens Quell des Lebens
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Grüner Sturm aufs Stöckli
- 18 Mörgeli Flüchtlingszahl gleich Auflage
- 18 Industrieflücht Die deutsche
Energiepolitik untergräbt die Wirtschaft
- 19 Peter Bodenmann
Montreal: Die Biodiversität
- 20 Indien Wie Narendra Modi
sein Land zur Weltmacht formt
- 22 Prisca Würigler Wilde Wurzeln
- 23 Lichtblick Reiz des Echten
- 24 Was die Schweiz von Biel lernen kann
Ende der linken Gefälligkeitsdemokratie
- 26 Franz Gertsch
Zum Tod des Berner Maler-Magiers
- 27 Kurt W. Zimmermann
Die Schere ist stumpf geworden
- 28 «In diesem Krieg geht es um
Deutschland» Historiker Emmanuel Todd
- 34 News Handelsboom dank Sanktionen
- 34 Lulas Tiraden Amtseinführung
als demagogisches Meisterstück
- 35 Unser täglich Brot
Marktwirtschaft macht glücklich

- 36 Markus Ritter
Bauernführer eilt von Sieg zu Sieg
- 37 News Afghanistan: Bildung nur für Elite
- 38 China und die westlichen Querdenker
Hysterische Reaktionen des Westens
- 39 Anabel Schunke
Wo bleibt die Lebensfreude?
- 40 Basierend auf wahren Begebenheiten
Tom Kummer über Francis Pauchard
- 44 Apotheke der Alpen
Wunderkräfte des Steinbocks
- 45 Brief aus Lima
- 46 Wir holen die Sonne auf die Erde
Neuer Durchbruch in der Kernfusion
- 47 Inside Washington
- 48 Joachim Starbatty Was die EU jetzt
tun muss (aber nicht tun wird)
- 49 Wo der Wutwind weht Elfriede Jelineks
inspirierende Radikalität
- 50 Peter Spuhler und Abrahám Ganz
Ungarns Eisenbahnbarone
aus der Schweizer Provinz
- 52 Eine wie Neymar Die Berner
Profi-Fussballerin Alisha Lehmann
- 53 Tamara Wernli
Frauen ignorieren die guten Männer
- 54 Die Welt will betrogen sein
Krypto-Guru Sam Bankman-Fried
- 56 Leserbriefe
- 57 Nachrufe Pelé, Vivienne Westwood
- 58 Beat Gygi
Lieber zwei statt sechzehn Probleme

GLAUBEN: BENEDIKT XVI.

- 59 Glaube und Vernunft
Eine Würdigung von Matthias Matussek

LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 Bernard Cornwell
«Ich öffne das Tor zur Weltgeschichte»
- 70 Bücher der Woche
- 71 Die Sprache
- 72 Abba Bühnen-Comeback als Hologramme
- 74 Fernsehen «Dalli Dalli»
- 74 Film Christoph Blocher über
«Albert Anker – Malstunden bei Raffael»
- 75 Klassik Donizetti: «Signor Gaetano»
- 76 Film «Broker»
- 77 Comics Katz & Goldt
- 77 Jazz Elvin Jones

LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt
- 78 Unten durch
- 79 Frauen
- 80 Thiel Zürich
- 80 Häuser Goetheanum Dornach
- 81 Was macht eigentlich? Vreni Schneider
- 82 Essen
- 82 Wein
- 83 Auto
- 83 Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten
St. Moritz: Festsaal der Alpen
- 86 Zeitzeichen
- 86 Fragen Sie Dania
- 87 Mittagessen mit ... Pierfrancesco Vago
- 88 Menschen von morgen Pierre Biver
- 90 Das indiskrete Interview Sonia Kälin



VIP-Spezial «Musikreise nach Hamburg» Brillantes Saitenspiel in der Hafen-City

Erleben Sie die weltberühmte Academy of St Martin in the Fields in der Elbphilharmonie mit ihrer einzigartigen Akustik. Unter der Leitung von Stargeigerin Julia Fischer präsentiert das legendäre Kammerorchester Werke vom Barock über die Romantik bis hin zur Moderne. Auf der 3-tägigen Kulturreise lernen Sie zudem die faszinierenden Gegensätze der Weltstadt Hamburg kennen.

Die Elbphilharmonie ist Hamburgs kulturelles Wahrzeichen. Als Gesamtkunstwerk aus Architektur, Musik und der einzigartigen Lage lockt sie Kulturbegiertere aus der ganzen Welt in die pulsierende Hansestadt. Direkt nach unserer Ankunft steht eine abwechslungsreiche Stadtrundfahrt auf dem Programm. Es geht vorbei an Sehenswürdigkeiten wie Binnenalster, Michel, Rathaus und Reeperbahn. Wir checken ein im zentral gelegenen 5-Sterne-Hotel «Renaissance» und speisen anschliessend im authentischen Restaurant «Schifferbörse», das schon oft als Filmkulisse genutzt wurde und den Gaumen mit Köstlichkeiten aus dem Meer verwöhnt.

Die Hafen-City erkunden wir am zweiten Tag. Auf den Mittagslunch in einem typischen Lokal folgt ein Rundgang durch die historische Speicherstadt. Am Abend kommen wir in den langersehnten Genuss des Konzerts im Grossen Saal der Elbphilharmonie. Das Kammerorchester St Martin in the Fields versetzt uns mit Johann Sebastian Bachs d-Moll-Konzert für zwei Violinen in die Zeit des Barocks.

Zeitgenössisch geht es weiter mit Alfred Schnittkes Concerto grosso, in welchem Barockzitate mit Filmmusik und Tangoklänge kombiniert werden. Mit den Streicherserenaden von Edward Elgar und Peter Tschaikowsky sorgen zwei hochromantische Evergreens für einen fulminanten Abschluss.

Was wäre Hamburg ohne Barkassenfahrt durch den Hafen? Dieser können wir uns fakultativ am Vormittag des letzten Reisetages anschliessen. Zur Krönung des Ausfluges besuchen wir nach dem Mittagessen in einem ausgewählten Restaurant die traditionsreiche Kaffeerösterei Burg und erschnuppern bei einer Degustation den Duft der grossen weiten Welt.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Musikreise nach Hamburg»

Reisetermin:
15. bis 17. 5. 2023

Leistungen:

- Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Transfers
- 2 Übernachtungen mit Frühstück im «Renaissance Hamburg Hotel»
- 1 Konzertkarte Elbphilharmonie (Kat. 1)
- Abendessen im Restaurant «Schifferbörse»
- Mittagsimbiss im Traditionsrestaurant
- Ausflug «Herrliche Hansestadt»
- Ausflug «Moderne Bauten und die historische Speicherstadt»
- Ausführliche Reiseunterlagen

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Hamburgs weltbekanntester Hafen und Kaffeerösterei Burg», inkl. Mittagessen: Fr. 90.–

Preis (pro Pers. im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1495.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 1795.–
Zuschlag Doppelzimmer zur Alleinbenutzung: Fr. 220.–
Ermässigung bei Eigenanreise: Fr. 250.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Wege zur Freiheit

Der ehemalige Sklave Epiktet wurde zu einem der grossen Philosophen des Stoizismus. Seine Einsichten sind auch für uns Heutige noch gültig.

Kurt Steinmann

Unsere Zeit ist von Stress und Hektik geprägt. Epiktet, ein vor 2000 Jahren in griechischer Sprache lehrender ehemaliger Sklave, wusste, wie innere Ruhe, Gesundheit der Seele und Freiheit zu gewinnen wären: durch unablässige geistige Selbsterziehung und das Streben, in Übereinstimmung mit der Natur zu leben. Über die Jahrhunderte wurde Epiktets Werk hoch geschätzt, und es könnte sein, dass seine Mahnungen auch für uns Heutige noch gültig sind.

Verlange nicht, dass das, was geschieht, so geschieht, wie du es wünschst, sondern wünsche, dass es so geschieht, wie es geschieht, und dein Leben wird heiter dahinströmen (HB 8).

Von allen aus der griechischen und römischen Antike überlieferten Werken nimmt das «Handbüchlein der Moral» (HB) Epiktets in Anrufung und Ermahnung, Befehl und Gebot den Menschen am unmittelbarsten und eindringlichsten in die sittliche Pflicht. Es will ihn von seinen Irrtümern und inneren Fesseln befreien und ihn so auf den «Weg zur Glückseligkeit» führen. Das Ziel dieses Weges kann nur durch nie erlahmende Übung im sicheren und richtigen Gebrauch der Vorstellungen und im Gewinnen des untrüglichen Urteils sowie durch Bemühung um seelische Lauterkeit und Unabhängigkeit erreicht werden.

Bedenke: Du bist Darsteller eines Stücks, dessen Charakter der Autor bestimmt, und zwar eines kurzen, wenn er es kurz, eines langen, wenn er es lang wünscht. Will er, dass du einen Bettler darstellst, so spiele auch diesen einfühlend; ein Gleiches gilt für einen Krüppel, einen Herrscher oder einen gewöhnlichen Menschen. Deine Aufgabe ist es nur, die dir zugeteilte Rolle gut zu spielen; sie auszuwählen, steht einem andern zu (HB 17).

Im Innern unantastbar

Das kleine Buch war nicht nur für das spätere heidnische Altertum und das junge Christentum sehr bedeutend, sondern übte seinen tiefen Einfluss auch auf das Denken und Fühlen der

Menschen in byzantinischer Zeit aus. Später achtete Blaise Pascal Epiktet hoch, und Goethe stellte ihn sogar über die Grossen der griechischen Philosophie. Giacomo Leopardi hat das «Manuale» übersetzt, ebenso gegen Ende des 19. Jahrhunderts der schweizerische Philosoph, Staatsrechtler und Politiker Carl Hilty, der es seinem vielgelesenen Werk «Glück» in eige-



«Bedenke: Du bist Darsteller eines Stücks.»

ner Übersetzung eingefügt, kommentiert und gewürdigt hat: «[...] das Handbuch Epiktets ist diejenige Schrift des Altertums, welche an sittlichem Gehalte den höchsten Rang beanspruchen kann und der christlichen Sittenlehre am nächsten steht.»

Epiktet wurde um 50 n. Chr. in Kleinasien geboren. Er war Sklave, und als solcher kam er nach Rom, wo er im Dienst eines Freigelassenen Neros stand. Für den Sklaven Epiktet wurde «Freiheit» zum Schlüsselwort seines Lebens. Da ihm die äussere Freiheit verwehrt war, musste er sie in seinem Innern suchen als Bewusstsein der Unantastbarkeit des personalen Kerns trotz äusserer Fesseln.

Sein Herr erlaubte ihm, Vorlesungen eines Philosophen zu besuchen, der einen kynisch gefärbten Stoizismus lehrte. Nach seiner Freilassung begann Epiktet, seinerseits in Rom

«Nicht die Dinge selbst beunruhigen die Menschen, sondern ihre Meinungen und Urteile über die Dinge.»

Philosophie zu dozieren. Im Jahr 89 musste er wie alle Philosophen auf Befehl Kaiser Domitians Rom verlassen. Er begab sich nach Nikopolis in Epirus, wo er bis zu seinem Tod nach 120 n. Chr. offenbar vor vielen Zuhörern stoische Philosophie lehrte.

Nicht die Dinge selbst beunruhigen die Menschen, sondern ihre Meinungen und Urteile über die Dinge. So ist zum Beispiel der Tod nichts Furchtbares – sonst hätte er auch dem Sokrates so erscheinen müssen –, sondern nur die Meinung, er sei etwas Furchtbares, das ist das Furchtbare (HB 5).

Was nicht in unserer Macht steht

Epiktet hat, wie sein grosses Vorbild Sokrates, wie auch Jesus, nichts geschrieben. Von den Lehrvorträgen wäre nichts auf uns gekommen, hätte nicht sein Schüler Flavius Arrianus sie für die Nachwelt aufgezeichnet.

Das Fundament der Ethik Epiktets ist die Einteilung der Dinge in solche, die in unserer Macht stehen, über die wir gebieten, und in solche, die nicht in unserer Macht stehen, über die wir nicht gebieten:

Über das eine gebieten wir, über das andere nicht. Wir gebieten über unser Begreifen, unsern Antrieb zum Handeln, unser Begehren und Meiden, und, mit einem Wort, über alles, was von uns ausgeht; nicht gebieten wir über unsern Körper, unsern Besitz, unser Ansehen, unsere Machtstellung, und, mit einem Wort, über alles, was nicht von uns ausgeht (HB 1).

Epiktet: Handbüchlein der Moral. Aus dem Griechischen von Kurt Steinmann. Reclam 2019.

Lieber Beat Feuz

Ich bin ein grosser Fan von Ihnen. Vier Mal Abfahrtsweltcup, Weltmeister in St. Moritz, Olympiagold in Peking. Ich bewundere Sie, den bescheiden gebliebenen Bauernsohn aus dem hinteren Emmental, der es allen Skistars zeigt. Wie Sie die Abfahrtspisten runterbügeln, wie auf unsichtbaren Schienen, das war in den letzten Jahren das grosse Spektakel am Berg.

Aber jetzt haben Sie mich ins Dilemma gestürzt: Ich mag Ihnen jeden Sieg gönnen, auch einen nächsten. Aber ich möchte lieber nicht, dass Sie noch einmal die Hahnenkamm- und die Lauberhorn-Abfahrt bestreiten, zwei schwere und nicht ungefährliche Rennen. Sie haben Ihren Rücktritt angemeldet, mit der Begründung, dass Sie an die Grenzen Ihrer Leistungsfähigkeit gekommen sind, dass der Körper nicht mehr so gut mitmacht. Das werden alle Fans verstehen.

Wichtig ist doch, mit welchem letzten Eindruck Sie die Bühne verlassen, welches Bild



Das Leben danach:
Skistar Feuz.

Sie in unserer Erinnerung hinterlassen. Wenn Sie jetzt sofort aufhören mit dem Rennsport, dann können Sie sich im Zielraum der Streif als Triumphator, als Doppelsieger 2020 am Hahnenkamm feiern lassen. Wenn Sie aber nochmals an den Start gehen, ist das Risiko

gross, dass Sie auf den hinteren Plätzen landen oder stürzen oder sich im schlimmsten Fall gar verletzen. Das wäre unschön, ein Abschied mit Schmerzen, für Sie und Ihre Fans.

Ich denke, dass Sie jetzt schon in Gedanken beim «Leben danach» sind, an die Zukunft mit Ihrer Familie denken. Deshalb frage ich mich, ob einer, der sich schon abgemeldet hat, sich noch total konzentrieren und eventuell gewinnen kann. Denn von Ihnen erwartet man an der Streif nicht weniger als einen ersten Platz. Handkehrum haben Sie nichts mehr zu beweisen, Sie können es gelassen angehen und sich mit einem 20. Rang begnügen und sagen, es hat auch so Spass gemacht. Würde eigentlich noch zu Ihrem gemütlichen Emmentaler Naturell passen.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Hugo Chén



Die letzten Wochen in Peking waren turbulent. Es begann damit, dass unsere Leitung der Tsinghua-Universität entschied, die Schule zu schliessen. Nicht nur Externen sollte der Einlass verwehrt bleiben. Sondern auch Studenten, die, wie ich, auf dem Campus leben, sollten nicht mehr rausdürfen. Als Schutz vor Covid, so der Vorwand.

Tatsächlich brodelte es an der Peking-Universität, der Nachbarschule. Demonstranten wehrten sich gegen das Corona-Regime. Die Wände waren mit Graffiti versprüht, Wutlieder entbrannten, Plakate zierten Schmähschriften («Xi, du Idiot») – völlig abnormal für China. Um einen Studentenaufstand wie 1989 beim Tiananmen-Massaker zu verhindern, beschloss die Tsinghua-Leitung, die Tore dichtzumachen. Und zwar bis Juni.

Danach versammelten sich Menschen vor dem Zi-Jing-Gebäude, unserer grössten Kantine. Innert Minuten bildete sich eine riesige Schlange, weil Papiere verteilt wurden. Studenten wurden aufgefordert, ihre Gedanken zur Covid-Politik aufzuschreiben. Dies war von den Lehrern organisiert, sie wollten den Abriegelungsentscheid nicht akzeptieren.

Die Atmosphäre war geladen. Auch ich fühlte mich überwacht und eingeschränkt in der Art und Weise, wie ich rede. Grimmige Männer, Zivilpolizisten, wenn nicht Militär, patrouillierten, jederzeit einsatzbereit. Zum Glück machten die Demonstranten keinen Blödsinn. Das hätte schiefgehen können.

Ich sah Plakate mit Slogans wie «Nieder mit der Schulleitung». Protestlieder erklangen («Wir wollen keine Sklaven mehr sein»). An Fenstern hingen Transparente: «Nieder mit Präsident Xi». Die Proteste waren Gesprächsthema Nummer eins. Alle redeten darüber –

aber ja nicht zu viel. So richtig zu sagen, was ist, traute sich niemand.

Einen Vorgeschmack darauf, was passieren kann, erlebten zwei Freunde. Sie teilten ihre Meinung in den sozialen Medien. Zu viel für die chinesische Regierung: Die Posts waren schnell

Besonders bizarr war, als ich mit Desinfektionsmittel empfangen wurde, von Kopf bis Fuss besprüht.

gelöscht, als sie geschrieben worden waren.

Die Uni-Leitung offerierte den Schülern Gratisbusse, um heimzureisen. Man könne sonst gar nicht mehr abreisen, hiess es – wegen des Virus. Mehrere internationale Studenten wurde dazu gedrängt, ihre Flüge vorzuverschieben, um «so schnell wie möglich» abzureisen.

Die Uni unternahm alles, damit wir uns aus dem Staub machten. Die Massnahmen waren strenger, als sie der Staat beschloss: tägliche PCR-Tests, abgeschaltete Lieferdienste, geschlossene Gyms und Bibliotheken. In den Kantinen wurden Stühle abgeschraubt – draussen herrschten eisige Wintertemperaturen.

Praktisch alle chinesischen Studenten kehrten heim. Der Druck war zu gross. Auch die Ausländer verliessen den Campus. Mich eingeschlossen. Ich hatte Angst, dass ich irgendwann tatsächlich nicht mehr weggang. Zumal die Schweizer Botschaft nicht garantieren konnte, dass sie im Fall eines Lockdowns etwas tun kann.

Dann spitzte sich die Covid-Lage zu: Die Fallzahlen stiegen rasant. Immer mehr Leute mussten in Quarantäne, wo sie von Leuten in weisser Vollmontur versorgt wurden. Studenten hal-

fen freiwillig, den Kranken Essen zu bringen, das allerdings immer schlechter wurde – wohl eine Schikane der Uni. In chinesischen Quarantänehotels gab es täglich bis zu sechs Speisen geliefert, an der Tsinghua-Universität höchstens vier, davon zwei Mal Kartoffeln.

Das alles war schwer auszuhalten, weshalb ich mir ein Ticket kaufte, um zu Freunden im Norden zu reisen. Dann ging plötzlich alles ganz schnell. Als ich ankam, waren die PCR-Testzelte abgebaut. Wenig später kam die Meldung, dass ich nicht in Quarantäne gehen müsse. Ich konnte raus, super!

Nur, auf den Strassen sah ich täglich weniger Leute. Mitte Dezember schien mir, als spaziere ich durch eine Geisterstadt. Alle hatten Angst vor dem Virus. Kaum ein Restaurant war geöffnet. Nicht nur, weil es zu wenige Kunden gab, sondern auch, weil die Mitarbeiter reihenweise krank wurden. Ich reiste noch nach Wuhan, wo Bekannte leben. Auch dort, die gleiche Lage. Besonders bizarr war, als ich mit Desinfektionsmittel empfangen wurde, von Kopf bis Fuss besprüht.

Am 25. Dezember flog ich nach Hongkong. Auch hier fürchteten sich die Menschen. Sechs Tage später konnte ich endlich ganz ausreisen, nach Japan. Dort, beim Zoll, hielt man mich an. Man fragte mich, wann ich letztmals in China war – worauf ich natürlich sofort zur Seite genommen wurde. Gott sei Dank war der PCR-Test negativ. Und ich durfte einreisen.

Hugo Chén studiert an einer Schweizer Hochschule. Zurzeit ist er Austauschstudent an der Tsinghua University in Peking. Sein Name ist der Redaktion bekannt und wurde aus Sicherheitsgründen geändert.

Geschichtsstunde für Cédric Wermuth

Der SP-Co-Präsident beschimpfte die Serben als «Faschisten». Belgrads Botschafter in Bern liest ihm jetzt die Leviten.

Die Schweizer Linke hat Serbien zum Paria-Staat erklärt. Operation-Libero-Frontfrau Sanija Ameti, die aus Bosnien-Herzegowina stammt, bezeichnet die Serben als Handlanger der Russen. Der Zürcher SP-Nationalrat Fabian Molina, Mitglied der Aussenpolitischen Kommission, behauptet, Serbiens Präsident Aleksandar Vucic bedrohe mit Hilfe Russlands die Souveränität der Republik Kosovo und gefährde Frieden und Stabilität auf dem Balkan. Chefgenosse Cédric Wermuth erklärte vor Weihnachten, es gebe keine Auseinandersetzung zwischen zwei Seiten: «Es gibt nur Vucic, Putin und serbische Faschisten, die das Recht des kosovarischen Volks auf Selbstbestimmung nicht akzeptieren und zu Gewalttätigkeiten aufstacheln.»

Billige Parteipolitik

Diese Entgleisung lassen die Serben nicht auf sich sitzen. Goran Bradic, Belgrads Botschafter in Bern, hat auf Wermuths Tweet mit ungewohnt undiplomatischen Worten reagiert. In einem Schreiben an die Adresse des SP-Co-Präsidenten, das der *Weltwoche* vorliegt, liest er Wermuth die Leviten: «Ich kann es nicht verstehen, wie ein schweizerischer Politiker, der dabei an der Spitze einer der führenden Parteien ist, so unpolitisch, undiplomatisch und unfreundlich gegenüber einem freundschaftlich gesinnten Land – der Republik Serbien – öffentlich auftreten kann.» Den Präsidenten Serbiens, Aleksandar Vucic, und das serbische Volk den «Faschisten» gleichzusetzen, sei ungeheuerlich und sowohl historisch als auch politisch falsch und beleidigend. «Sie versuchen, aus Opfern Täter und Henker zu machen.»

Diplomat Bradic erinnert in seinen Ausführungen daran, dass Faschisten im Zweiten Weltkrieg zwischen 600 000 und 700 000 Serben, auch Juden und Roma, auf die grausamste Art und Weise ermordeten, im Konzentrationslager Jasenovac, errichtet vom profaschistischen «Unabhängigen Staat Kroatien». Zudem betont der Botschafter, dass die Familie von Präsident Vucic im Zweiten Weltkrieg in Bosnien und Herzegowina von faschistischen kroatischen Usta-



«Zeichen des Unwissens»: SP-Co-Präsident Wermuth.

scha-Mitgliedern beinahe vollkommen ausgerottet worden sei.

Für Bradic betreibt Wermuth billige Parteipolitik auf dem Rücken der vielen Zehntausenden seiner Landsleute, die in der Schweiz leben: «Ihre Neigung und Kontakte zu Albin Kurti [Ministerpräsident des Kosovo; die Red.]

*Faschisten ermordeten
600 000 bis 700 000 Serben
auf die grausamste Art und Weise.*

und dessen Partei sind Ihre Angelegenheit und Parteisache. Aber das serbische Volk als faschistisch zu diffamieren, ist eine riesige Beleidigung und Zeichen Ihres Unwissens.» Er schliesst sein Schreiben mit den Worten: «Eine Entschuldigung wäre das Mindeste, was Sie tun können.»

Die Aussagen von Wermuth und seinen Gefolgsleuten passen zum Zeitgeist, der im Bundeshaus dominiert. Flammt irgendwo auf der Welt ein Konflikt auf, herrscht sofort Schwarzweissen. Die einen sind die Guten, die anderen die Bösen. Grautöne, Differenzierungen, histo-

rische Einordnungen sind verpönt und werden notfalls mit wüsten Anschuldigungen niedergeschrien.

Dabei gibt es keinen Konflikt in der Welt, bei dem die Schweizer Politik umsichtiger vorgehen muss als beim Zerwürfnis auf dem Balkan. Seit den Kriegen der neunziger Jahre kamen Hunderttausende von Menschen aus diesen Gebieten in die Schweiz. Hier leben sie friedlich zusammen, in der gleichen Gemeinde, im gleichen Quartier, oft im gleichen Haus. Das Letzte, was die Schweiz gebrauchen kann, sind Politiker, die diesen Konflikt anheizen – ohne einen Beitrag zu leisten, dass sich die Situation vor Ort entspannt. Dafür mit dem Risiko, viele Menschen in der Schweiz zu brüskieren.

Gefährdung von Schweizer Soldaten

Was die Aussagen von Wermuth und Co. noch unverantwortlicher macht: 195 Schweizer Armeeangehörige sind im Konfliktgebiet stationiert. Eskaliert der Konflikt, sind diese Soldatinnen und Soldaten akut gefährdet. Auch zu ihrem Schutz muss alles unternommen werden, um die Auseinandersetzung nicht noch weiter anzuheizen.

Schweizer Verfassungswunderwerk

Vor 175 Jahren erfanden 23 Kantonsabgeordnete eine neue schweizerische Bundesverfassung. Sie bildet bis heute das Fundament für Frieden, Wohlstand und Stabilität.

Christoph Mörgeli

Wir dürften uns dieses Jahr noch wundern, wer sich alles mit stolzeschwelliger Brust in den Glorionschein des 12. September 1848 stellen wird. Dieses Datum trägt nämlich die Geburtsurkunde unseres Bundesstaates. Bundespräsident Alain Berset (SP) beschwört im Zusammenhang mit dem Jubiläum die hiesige «Kultur des Dialogs». Obwohl in Wahrheit die Abweichler von der freisinnig-liberalen Gesinnung bei der Formulierung des damaligen Verfassungstextes nichts zu sagen hatten. Schon gar nicht die Katholisch-Konservativen, als deren Nachfahre der Mitte-Präsident Gerhard Pfister im *Sonntagsblick* die «geniale Leistung der Staatsgründer» würdigt.

Die grosse Umdeutung

Sanija Ameti, Chefin der Operation Libero, erinnert derweil ans Gründungsmanifest ihrer internationalistischen Organisation, das den Titel trug: «Wir Kinder von 1848». Sie bekennt

Höchste Zeit, die Geschichte so zu erzählen, wie sie sich wirklich zugetragen hat.

sich zum «Verfassungspatriotismus», was etwa so lebensnah ist, wie wenn wir das Skelett eines Mitmenschen lieben würden. Ameti ortet zugleich überall «Reformstau» und schikanöse Hürden für die Erwerbung des Bürgerrechts.

Unter dem Titel «175 Jahre» philosophiert Frank A. Meyer einmal mehr über das «Ende des Freisinns». In der NZZ meint der Schriftsteller Peter Bichsel: «Ja, die Sozialdemokraten sind



Die moderne Schweiz war geboren: Lithografie von C. Studer, 1848.

aber auch Kinder des Liberalismus, auch Kinder der Revolution.» Die Wirtetochter Karin Keller-Sutter (FDP) würdigt den «Wirtesohn» Ulrich Ochsenbein als «treibende Kraft der modernen Schweiz». Ständeratspräsidentin Brigitte Häberli (Mitte) freut sich zum Jubiläum über die verbreitete Meinung, «dass der Ständerat den grössten Einfluss ausübt».

Der Deuter und Umdeuter von 1848 sind viele. Sie reden von der Verfassung und meinen sich selber. Schon jetzt missbrauchen unsere Politi-

ker das Verfassungsjubiläum, um sich als Gralshüter einer Verfassung zu profilieren, die sie bei Bedarf mit Füßen treten – etwa bei der Umsetzung der Masseneinwanderungs- oder der Ausschaffungsinitiative. Bei zahlreichen, etwas klebrig anmutenden Veranstaltungen werden sich 2023 vor allem jene Personen und Institutionen selber feiern, die das Erbe der Verfassungsgründer längst preisgegeben haben: nämlich die Unabhängigkeit und Selbstbestimmung der Schweiz, die demokratischen Bürgerrechte und



«Wenn du etwas Bestimmtes tust in der Überzeugung, dass es getan werden müsse, so scheue dich niemals, dabei gesehen zu werden, auch wenn die grosse Menge wahrscheinlich darüber die Nase rümpft.»

Epiktet (HB 35)



die bewaffnete Neutralität. Höchste Zeit also, die Geschichte so zu erzählen, wie sie sich wirklich zugetragen hat.

Staatenbund ohne Revisionsklausel

Was tut man mit einem «Bundesvertrag» von 1815, der von einer Mehrheit als unzeitgemäss, ja reaktionär beurteilt wird, aber keine Revisionsklausel hat? Diese Frage stellte sich den Liberalen und Radikalen, die sich seit den dreissiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts einen

Übergang vom lockeren Staatenbund zu einem strafferen Bundesstaat ersuchten. Weil die konservativen Kantone gewissermassen ein Veto-recht besaßen, ging es im Grunde gar nicht ohne putschartige Erhebungen, ohne illegale, weil bundeswidrige Freischarenzüge, ja letztlich ohne einen Bürgerkrieg.

Diesen Sonderbundskrieg vom Spätherbst 1847 führten die Liberalen glücklicherweise in kluger Mässigung. Er musste möglichst rasch beendet werden, um die Grossmächte Europas zu überrumpeln, noch bevor sie eingreifen konnten. Wo die Schweizer Truppen aufeinanderstiessen, zeigten sie oft eine Hemmung zu töten. Die Art der Verletzungen legt nahe, dass sich die Soldaten unter Mitbürgern eher Raufhändel als tödliche Schusswechsel lieferten.

Insgesamt 98 Tote zählte der eidgenössische Oberfeldarzt nach 26 Tagen, an denen mehr operiert als gekämpft worden war. Zum Vergleich: Der amerikanische Bürgerkrieg sollte von 1861 bis 1865 dauern und mindestens 620 000 Todesopfer fordern. Demgegenüber erlaubte die hu-

«Die unabhängige Schweiz wird sich weiterhin selber regieren.»

mane Kriegführung in der Schweiz, dass sich die Unterlegenen mit den Siegern verhältnismässig rasch aussöhnten. Der liberale Freischärler und Feuerkopf Gottfried Keller dichtete jetzt besonnen: «Doch nun der Streit gestritten ist, / so sind wir wie ein Mann, / Ein Mann, der sich bezwungen hat, / und niemand geht's was an!»

Die politischen Ziele der liberalen Mehrheit in der Schweiz hatte der Berner Tagsatzungspräsident Ulrich Ochsenbein schon am 5. Juli 1847 in einer Rede in der Heiliggeistkirche umrissen. Hinter seinem Sessel hingen die kostbaren Burgunderteppiche als demonstrative Kriegsbeute der alten Eidgenossen von 1476. Wegen der Wucht und Kühnheit seiner Worte waren die Abgeordneten der Kantone beeindruckt, die ausländischen Diplomaten auf der Empore aber aufgebracht. Ochsenbein beschwor zuerst die Mythen der gemeinsam überstandenen Geschichte und forderte die Aufhebung des Bundesvertrags von 1815, um einen «neuen Bund zu schaffen». Sollte sich aber das Ausland in die inneren Angelegenheiten der Eidgenossenschaft einmischen, «so soll die Welt wissen, dass die Schweiz, stark durch ihr gutes Recht, gross durch die überallhin verzweigten Sympathien aller freien und nach Freiheit ringenden Völker, die letzte Kraft und das letzte Herzblut aufzuopfern wissen wird, ihre [...] Unabhängigkeit zu wahren».

Was die fremden Gesandten mit Unmut und Entrüstung anhörten, wirkte im Inland als selbstsicheres Programm, das der Schweiz Eintracht, Kraft und Ansehen versprach. Es gipfel-

te in einer Adresse des späteren ersten Bundespräsidenten, Jonas Furrer aus Winterthur, vom 15. Februar 1848 an die Grossmächte des europäischen Festlandes: «Die unabhängige Schweiz wird sich weiterhin selber regieren.»

Nach geschlagenem Sonderbundskrieg traf sich am 17. Februar 1848 erstmals die wichtigste Kommission, die jemals in der Schweiz zusammengetreten ist. Innert 51 Tagen schuf dieses bürgerlich-liberal zusammengesetzte Gremium im Berner Rathaus des Äusseren Standes an 31 Sitzungen eine schweizerische Bundesverfassung, die in ihren Grundzügen noch immer besteht. 23 Kantonsvertreter – nur Appenzell Innerrhoden und Neuenburg wollten keinen Abgeordneten entsenden – verhandelten hinter verschlossenen Türen. Das offizielle Protokoll nennt keinerlei Namen von Antragstellern.

Dank den 2018 von Rolf Holenstein herausgegebenen Korrespondenzen und Privatprotokollen, welche die Mehrheit der Kommissionsmitglieder führte, wissen wir heute dennoch über die Standpunkte der Sitzungsteilnehmer Bescheid. Das Durchschnittsalter der Männer betrug 46 Jahre, acht waren Juristen, vier Kaufleute, drei Mediziner, drei Industrielle, drei Militärs, einer ein hoher kantonaler Beamter und einer Ingenieur. Ausgeschlossen blieben die Katholisch-Konservativen, aber auch die Ultraradikalen, die sich einen zentralistischen Einheitsstaat wünschten.

Macht der Kantone

Unter dem Vorsitz von Ulrich Ochsenbein wurde aus dem Zwei-Millionen-Volk einer Bürgerkriegsschweiz der für viele Jahrzehnte einzige stabile demokratische Staat in Kontinentaleuropa gezimmert. Zwei der begabtesten Juristen des Landes, der Thurgauer Johann Konrad Kern und der Waadtländer Henri Druey, bestimmte man zu Redaktoren der deutschen und der französischen Sprache.

Gleich zu Beginn wollte Druey die Macht der Kantone brechen, indem er die Souveränität ausschliesslich bei der «Nation» sah und sich damit für ein Einkammerparlament aussprach. Obwohl auch Jonas Furrer schliesslich gegen das Zweikammersystem stimmte, widersetzte er sich diesem forschen Überrumpelungsversuch.

Wenig gewürdigt wird die Tatsache, dass die Revisionskommission 1848 mit der Anrufung Gottes an den ersten Bundesbrief von 1291 anknüpfte: «Im Namen Gottes des Allmächtigen!» Im ältesten Verfassungsdokument der Schweiz hatte es 557 Jahre zuvor geheissen: «In nomine Domini. Amen.» Bibelkenner setzten dies durchaus in Beziehung mit der Erneuerung des alttestamentarischen Sinaibundes durch den Bund im christlichen Neuen Testament. Die Behauptung ist also unrichtig, dass es keinerlei Kontinuität zwischen der alten Eidgenossenschaft und dem neuen Bundesstaat gab. >>>

Was erfolgreiche Verfassungen ausmacht

Das «Historische Lexikon der Schweiz» leitet den Beitrag über die Schweizerische Bundesverfassung mit einem aufsehenerregenden Satz ein: «Die Bundesverfassung von 1848 war die erste Verfassung der Eidgenossenschaft, die sich das Schweizer Volk selbst gab; sie machte, weil die Revolutionen in den Nachbarländern scheiterten, die Schweiz für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zur demokratisch-republikanischen Insel inmitten der Monarchien Europas.» Das geht unter die Haut. Es mutet als gewaltige Leistung an, wenn ein Volk sich selbst eine Verfassung gibt, die erfolgreich eine freiheitliche Ordnung begründet.

Das heisst: nicht eine von oben auferlegte Verfassung, auch nicht eine aus der Feder von allwissenden Experten, sondern eine Sammlung wichtiger Regeln, die auf einer grundsätzlichen Einigkeit des Volkes beruht. Wie eine Verfassung von unten her in möglichst grosser Freiheit durch die Bürger zustande kommen kann, ist eine Fragestellung, mit der sich auch die Wirtschaftswissenschaften intensiv auseinandergesetzt haben.

Schutz vor staatlicher Willkür

Für die Theorie zur Frage, wie man zu einer breit akzeptierten und effizienten Verfassung gelangt, gab es 1986 den Ökonomie-Nobelpreis. Die Ehrung ging an den amerikanischen Ökonomen James M. Buchanan (1919–2013), der in seinen Arbeiten dargelegt hatte, wie wirtschaftliches Kalkulieren und freies Entscheiden, das auf Märkten üblich ist, auch auf dem Feld Politik so weit als möglich zur Wirkung gebracht werden kann. Das Nobelpreiskomitee würdigte seine Leistung wie folgt:

«James Buchanan wurde [...] für seine Beiträge zur Theorie der politischen Entscheidungsfindung und der öffentlichen Wirtschaft ausgezeichnet. Die traditionelle Wirtschaftstheorie erklärt sehr detailliert, wie Verbraucher Entscheidungen über den Kauf von Waren, die Wahl der Arbeit, Produktinvestitionen usw. treffen. In einer Reihe von Studien hat Buchanan eine entsprechende Theorie der Entscheidungsfindung im öffentlichen Sektor entwickelt. Sein bekanntestes Werk ist *«The Calculus of Consent»* (1962), das er in Zusammenarbeit mit Gordon Tullock verfasste.»

Buchanan betonte, dass dem Tausch auch in der Politik grosse Bedeutung zukomme. Seine Arbeiten galten grob gesagt der Frage, welche Anforderungen Entscheidungsvor-

gänge in der Politik erfüllen müssen, wenn sie den Menschen bis zu einem gewissen Grad freiheitliche Spielräume bieten sollen, wie Märkte dies gewähren. Im Buch *«The Calculus of Consent»* umriss er zusammen mit seinem Professorenkollegen Gordon Tullock (1922–2014) eine ökonomische Theorie der Verfassung – wobei Tullock beim Nobelpreis dann leer ausging.

Bei ihren Überlegungen zum «Kalkül der Zustimmung» oder «Kalkül der Einwilligung» gingen Buchanan und Tullock davon aus, dass es bei kollektiven Entscheidungen, Gruppenentscheiden, immer Gewinner und Verlierer gibt. Wer bei Abstimmungen auf der Siegerseite steht, erhält seine Wünsche erfüllt, die Unterlegenen dagegen leiden, weil ihnen etwas auferlegt wird, was sie nicht wollten und gar dafür bezahlen müssen. Buchanan zitierte in seiner Nobelpreisrede den schwedischen Ökonomen Knut Wicksell (1851–1926), der ihn früh und stark inspiriert hatte, der es eine «himmelschreiende Ungerechtigkeit» genannt hatte, wenn jemand gezwungen werde, sich an den Kosten einer Tätigkeit zu beteiligen, die seinen Interessen nicht förderlich, ja entgegengestellt sei.

Daraus leiteten die Ökonomen die Regel ab: Werden bei kollektiven Entscheiden die Kosten der Überstimmten zu hoch, wird das Ergebnis gesellschaftlich zu wenig akzeptiert. Abstimmungen mit einfachem Mehr können je nachdem zu einer Tyrannei der Mehrheit führen. In sehr wichtigen Fragen, in denen Unterlegene hohe Kosten erleiden, ist demnach eine sehr hohe Zustimmungquote nötig, im weitestgehenden Fall Einstimmigkeit. Diese gesellschaftlichen Spielregeln der höchsten Wichtigkeitsstufe bilden die Verfassung. Aus dieser Sicht lautet das Erfolgsrezept: Eine Verfassung sollte vom Volk praktisch einstimmig angenommen werden. Damit wird auch garantiert, dass die Verfassung den Bürger vor der Willkür des Staates, vor Übergriffen der Politik schützt – im Gegensatz zur verbreiteten Ansicht, die Verfassung sei ein Instrument, das die Politiker zum Regieren und zum Lenken der Bürger einsetzen können.

In der Praxis ist Einstimmigkeit in Volksabstimmungen schwierig umzusetzen, aber dass in der Schweiz bei Abstimmungen über Verfassungsbestimmungen erhöhte Anforderungen in Form des doppelten Mehrs von Kantonen und Volk gelten, geht in diese Richtung. *Beat Gygi*

Der Zweckartikel konnte im Wesentlichen vom Bundesvertrag von 1815 übernommen werden: Behauptung der Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen aussen sowie die Handhabung von Ruhe und Ordnung im Innern. Neu hinzu kamen der «Schutz der Freiheit und der Rechte der Eidgenossen» sowie die «Beförderung ihrer gemeinsamen Wohlfahrt». Präsident Ulrich Ochsenbein setzte sich durch, indem er die aussenpolitische Stellung und Würde des Landes für alle Zukunft festigen wollte; der Verkehr gegen aussen sollte nur noch dem Bundesrat obliegen.

Er obsiegte auch mit dem Antrag, dass der Bund Infrastrukturprojekte im gesamt eidgenössischen Interesse veranlassen und Entdeckungen durchführen könne. Auch wurde der Bund befugt, eine Universität und eine polytechnische Schule zu errichten – was 1855 zur Gründung der ETH Zürich führte.

«Wegelagerungs- und Piratensystem»

Von allergrösster Bedeutung erwies sich die Einebnung der markanten politischen und wirtschaftlichen Unterschiede zwischen den agrarischen Landkantonen und den industrialisierten Kantonen des Mittellandes. Die Garantie der Rechtsgleichheit aller Bürger sowie die Kompetenz des Bundes, die jeweiligen Kantonsverfassungen zu gewährleisten, gehörten zu den progressivsten Bestimmungen.

Man entwarf einen einheitlichen Wirtschaftsraum ohne die schädlichen Binnenzölle. Der Glarner Gesandte Caspar Jenny sprach geradezu von einem «Wegelagerungs- und Piratensystem». Zur Verteilung der Zoll-

Den Ausschlag für diesen grossen Wurf gab ausgerechnet das Votum des Schwyzer Abgeordneten.

einnahmen rangen sich die Verfassungsgeber zu einem Kompromiss von Kopfzahl und Berücksichtigung jener Kantone durch, die beim Wegfall der bisherigen Zölle den Bankrott befürchten mussten. Währung, Masse, Gewichte und Postwesen wurden vereinheitlicht.

Die Landesverteidigung stärkte die neue Verfassung durch ein «Bundesheer» mit Milizcharakter, kantonaler Infanterie und allgemeiner Wehrpflicht. Doch verboten die Verfassungsgeber ausdrücklich ein «stehendes Heer», das die Bürgerfreiheiten bedrohe. Hingegen blieb der Eintritt in fremde Armeen vorerst erlaubt, weshalb Ochsenbein nach seiner Abwahl als Bundesrat 1854 im Range eines Brigadegenerals in französische Dienste trat.

Irgendwann mussten die 23 Verfassungsgeber das Problem anpacken, wie man den freiwilligen Zusammenschluss demokratischer Einzelstaaten zu einem Bundesstaat gestalten wollte. Wie sollte das künftige Parlament orga-

«Wenn dir dein Bruder unrecht tut, so fasse die Sache nicht von der Seite an, dass er Unrecht tut – denn an diesem Henkel lässt sie sich nicht tragen –, sondern vielmehr von der andern Seite, dass er dein Bruder ist und mit dir aufwuchs, und du wirst sie anfassen, wo man sie tragen kann.» Epiktet (HB 43)



nisiert werden? Eine ausschliesslich nach Bevölkerungszahl zusammengesetzte Nationalversammlung hätte die kleinen Kantone überfahren. Eine Weiterführung der herkömmlichen Tagsatzung mit gleichberechtigten Abgeordneten der Kantone wäre auf erbitterten Widerstand der wirtschaftlich starken, grossen Mittellandkantone gestossen.

Schon drohte Ochsenbein, wenn bei der Repräsentation alles beim Alten bleibe, müsse Bern als mächtigster Kanton den Bettel hinschmeissen. Unter gehässigen Wortgefechten wurde schliesslich der Kompromiss eines Zweikammersystems nach nordamerikanischem Vorbild gefunden. Seither besteht die eidgenössische Bundesversammlung aus zwei gleichberechtigten Kammern: dem Nationalrat als Repräsentationsorgan des Volkes und – in Nachfolge der Tagsatzung – dem Ständerat als Vertretung der Kantone. Damit die Bundesversammlung ihre Kompetenzen ausüben kann, müssen beide Räte übereinstimmen. Damit war ein feierliches Versprechen der Kantonsmehrheit gegenüber dem Sonderbund vom Oktober 1847 eingelöst worden: «Die eidgenössische Tagsatzung will keine Bedrückung von Bundesgenossen, keine Vernichtung von Kantonal-souveränitäten.»

Diethelms grosser Auftritt

Den Ausschlag für diesen grossen Wurf gab ausgerechnet das Votum des Schwyzer Abgeordneten. Am 22. März 1848 hatte der Arzt und Gastwirt Melchior Diethelm aus Lachen seinen grossen Auftritt: «Über alle Gegenstände sollen beide Kammern entscheiden,

und zwar so, dass für alle Beschlüsse in beiden Kammern die Mehrheit sein muss.» Später verwischte Diethelm alle Spuren seiner Intervention, da sein konservativer Kanton die neue Bundesverfassung in Bausch und Bogen ablehnte.

Diethelms Vordenker war sein ehemaliger Lehrer Ignaz Paul Vital Troxler, der in einer Schrift die Verfassung der USA als Muster für einen neuen Bundesstaat anpries. Der gemässigt liberale Schwyzer war insofern eine tragische Figur, als er soeben aus allen kantonalen Ämtern abgewählt worden war. Doch Diethelms Rede machte einen umso stärkeren Eindruck; die Beratung wurde unterbrochen und am folgenden Tag mit achtzehn gegen fünf Stimmen das Zweikammersystem von National- und Ständerat beschlossen.

Nach diesem grossen historischen Kompromiss folgten zügige Beratungen der Behördenarchitektur und des Wahlrechts. Sowohl dem Parlament wie dem Bundesrat wurde die Wahrung von Unabhängigkeit und Neutralität zur Pflicht gemacht. Der Vorschlag des Präsidenten Ochsenbein, den Bundesrat durch das Volk zu wählen, scheiterte mit dem Zufallsmehr von zehn gegen neun Stimmen. Um erneute Revolutionen zu vermeiden, wurde die Totalrevision der Verfassung durch eine Parlamentskammer, aber auch durch 50 000 Stimmberechtigte ermöglicht. Sofern die Mehrheit der Stimmberechtigten und der Kantone einer Totalrevision zustimmte, seien «beide Räte neu zu wählen, um die Revision an die Hand zu nehmen».

Bei den Diskussionen über die Niederlassungsfreiheit auch für «Nichtchristen» behielten (bis 1874) die Gegner mit antisemitischen Argumenten die Oberhand. Vergeblich beschwor sie Ochsenbein: «Die Eidgenossenschaft hat aber nicht nur Bürger, welche sich zu einer christlichen Konfession bekennen; sie zählt auch Israeliten unter ihren Angehörigen, und die für die Christen beanspruchte Toleranz muss, wenn sie ihrer Idee entsprechen will, auch auf die Anhänger des mosaischen Kultes ausgedehnt werden.»

Am 8. April 1848 waren die Kommissionsarbeiten beendet. Nach der abschliessenden Redaktion, einem begleitenden Bericht und der Schlussberatung der Tagsatzung hatte das Volk das letzte Wort. Fünfzehneinhalb Kantone mit einer Bevölkerung von rund 1,9 Millionen sagten ja, sechseinhalb Kantone mit rund 300 000 Einwohnern verwarfen.

Im Kanton Freiburg wagte eine wenig legitimierte liberale Übergangsregierung schon gar nicht, die Vorlage dem katholisch-konservativen Volk vorzulegen. Doch am 12. September 1848 wurde der geniale Wurf dieses subtil austarierten Gesamtkunstwerks zum Grundgesetz erhoben. Die moderne Schweiz war geboren. Dies allerdings ausserhalb des bestehenden

Staatsrechts, das weder eine Total- noch eine Teilrevision vorsah.

Der Verfassungshistoriker Rolf Holenstein nennt die neue Bundesverfassung denn auch einen «revolutionären Souveränitätsakt», für den es in Europa kein Vorbild gab. Keiner der 23 Verfassungsgeber von 1848 hätte der damals als unzureichend beurteilten, aus der Not der Zeit geborenen Bundesverfassung ein 175-jähriges Überdauern vorausgesagt.

Eine besonders wichtige Rolle kam den liberalen Katholiken zu, die einen zentralistischen Einheitsstaat verhinderten und dem Kompromiss eines Zweikammersystems zum Durchbruch verhalfen. Trotz Totalrevisionen von 1874

Historiker Holenstein nennt die neue Bundesverfassung einen «revolutionären Souveränitätsakt».

und einer «Fortführung» von 1999 war es das Verfassungswerk von 1848, das die Schweiz zur politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Weltmeisterschaft führte und dank der bewaffneten Neutralität eine einzigartige Friedensperiode ermöglicht hat.

Eingepflanzter Fortschrittsmotor

Auch die Schwächen seien nicht verschwiegen: Die verworfene Gleichstellung der Juden war mehr als nur ein Makel. Auch das bis 1971 fehlende Frauenstimmrecht ist nur aus der Zeit heraus zu verstehen und im Nachhinein zu bedauern. Die katholisch-konservative Minderheit wurde zu spät integriert, die Arbeiterschaft noch später, was im November 1918 zum Landesstreik und damit zur grössten Krise in der Geschichte des Bundesstaates geführt hat. Als dunkler Fleck gesellte sich die Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg hinzu.

Doch auch die Erfinder der modernen Schweiz von 1848 dürften an der seitherigen Ausgestaltung ihrer langlebigen Verfassung einiges auszusetzen haben. Sie haben das Kunststück vollbracht, die Tradition der ehemals eigenständigen Kantone mit dem modernen Prinzip der Volkssouveränität zu versöhnen. Doch dem Staat, ganz besonders dem Bund, wurden seither schwindelerregende Auf- und Ausgaben auferlegt, welche die freiheitlich-bürgerlich gesinnten schweizerischen Gründerväter sich wohl im Grab umdrehen liessen.

Nicht totzukriegen war aber glücklicherweise der von ihnen vor 175 Jahren eingepflanzte Fortschrittsmotor von Freiheit, Eigentum, Marktwirtschaft und Unabhängigkeit. Er machte die Verfassung zu jenem Grosseffort, dem wir Nachgeborenen so vieles, ja fast alles verdanken.

Rolf Holenstein: Stunde Null. Die Neuerfindung der Schweiz 1848. Die Privatprotokolle und Geheimberichte. Echtzeit, 2018



Quell des Lebens

Wenn ich an das Herz denke, dann pocht zuerst der Tod.



Sein, Lebenslust, Demut.

Manche bezeichnen es als das «heilige Organ»; das Herz, diese Pumpe, die bei einem Menschen im Schnitt 2,7 Millionen Mal schlägt und dabei 350 Millionen Liter Blut pumpt, damit könnte man einen Öltanker füllen. Nachts um drei schlägt es am schwächsten, und jenes von Frauen schlägt schneller, weil es kleiner ist. Die Gestalt des Körpers, so dachten die Griechen, geht auf das Herz zurück, und es soll darin eine Seele sitzen, die pocht, die ein Feuer ist und ein Licht, die Weisheit in sich trägt und die Intuition und all die Gefühle und Empfindungen.

Ich bin gerade nicht sehr gut auf das Herz zu sprechen. Weniger wegen der herzlosen Zeiten, durch die wir uns plagen, auch nicht, weil ein Herz auch der Sitz der Einsamkeit ist, mein eigenes kleines Herz funktioniert, ist an einigen Stellen, möglicherweise an den falschen, ein wenig hart geworden und an andern weich, das ist es nicht. Wenn ich an das Herz denke, dann pocht zuerst der Tod, weil ich letztes Jahr ein paar gute Menschen verloren habe, deren Herz ganz plötzlich aufhörte zu schlagen. Einige in meinem Umfeld meinten, das sei ein angenehmer Tod, weil er auf einen Schlag kommt und nicht in Raten und mit langer Qual und viel Schmerz; bumm und weg sozusagen. Mag sein, dass es keine bessere Art und Weise gibt, die Welt zu verlassen. Und da waren noch zwei, bei denen hörte es kurz auf zu schlagen, konnte dann aber repariert werden.

Das hat mir ein wenig die Zuversicht genommen, dass das Herz ein zuverlässiger Partner ist. Natürlich war es nichts Neues, dass Herzen aufhören zu schlagen; jeder, der ein Herz hat, weiss das, aber das Bewusstsein für die Möglichkeit des Herzsterbens kam doch Schlag für Schlag näher. Und mit ihr, natürlich, diese Gedanken an die eigene Endlichkeit, dieses Nichtmehrsein eines Tages, und die Trauer, die zu Lebzeiten darin schwingt, weil alles in allem bin ich gerne ein Teil des Herzschlages der Welt. Oder wie meine Grossmutter auf dem Sterbebett sagte: «Na ja, alles in allem ein Ja zum Leben.»

Ich versuche zu leben, wie ein Herz schlägt, das scheint mir das Naheliegendste, in einer ausgewogenen Balance zwischen Systole und Diastole, zwischen dem Zusammenziehen und dem anschliessenden Erschlaffen des Herzmuskels. Vor und zurück, alles im richtigen Moment, und wenn man das beherrscht, glaube ich, kommt man dem universellen Einklang sehr nahe und vermeidet zusätzliches Unglück. Weil alles der Mechanik des Systolischen und Diastolischen unterworfen ist, vielleicht sogar ein Bakterium, da bin ich mir nicht ganz sicher, mit Sicherheit aber der Mensch, das Meer und das Universum, das sich wohl auch nicht auf ewig ausbreiten wird.

Und, so hoffe ich, dass in der Mitte dieses lebenslangen Pumpens, in diesem kleinen

Moment, in dem Belastung und Entlastung sich gegenseitig aufheben, die Ruhe und vermutlich auch die Weisheit liegt.

So hoffe ich weiter, dass mein Herz mich trägt und erträgt, auch im neuen Jahr. Dass es schlägt, weiterschlägt, dass es im Einklang pochen wird mit dem Wesentlichen und nicht im Belanglosen vor sich hin stottert. Dass es nie zu viel und nie zu wenig Druck haben wird, dass es offen ist, dass es sieht und spricht, dass es mehr, viel mehr ist als ein muskuläres Hohlorgan mit dem Zweck, Blut durch den Körper zu pumpen.

Dass all das Pumpen nicht einfach nur die Versorgung aller Organe sichert, sondern es einen Menschen und all die kleinen und grossen Welten hier und da mehr als bloss überleben lässt. Dass es sie füllt mit prallem Sein und Lebenslust und mit Demut auch. Und ich wünschte mir, dass das Herz der Welt, dieses unermüdliche und doch in die Jahre gekommene, etwas langsamer schlägt, bedächtiger vor allem, weil ein Herz, so könnte man den Eindruck bekommen, das unentwegt rast, entfernt sich zwangsläufig von seiner Seele, weil es ihr davondüst.

Und dass, egal, was wir tun, wir es mit dem Herzen tun, für die andern auch, aber hauptsächlich für uns selbst, weil ein Sein in der Herzlosigkeit eines ist, das kein Leben in sich birgt und folglich auch keines hervorbringen kann.

PERSONENKONTROLLE

Berset, Thurnherr, da Vinci, Gafsou, Michelangelo, Napoleon, Markwalder, Grünenfelder, Gisin



Abendmahl mit Alain: Bundesratsfoto 2023.

Alain Berset, Eroberer, bricht auf in neue Bilderwelten. Das Bundesratsfoto zeigt erstmals eine Disposition der einzelnen Mitglieder, die sich von allen vorhergehenden unterscheidet: Die sieben Minister schauen nicht den Betrachter, also den Bürger, an, sondern sechs von ihnen sind körperlich zum Präsidenten, zu Berset, hingewendet, quasi in Erwartung seiner Äusserungen, um nicht Befehle zu sagen. Dasselbe gilt für Bundeskanzler **Walter Thurnherr**.

Einzelne Kommentatoren haben darin die Szene einer Firmensitzung gesehen, wo sich die Direktoren um den CEO in der Mitte gruppieren. Diese Disposition lässt annehmen, dass der Bundespräsident Macht über die andern ausübt. Was völlig falsch ist. Was niemand bemerkt hat: Das Bundesratsfoto ist eine Art moderne Version des «Abendmahls» von **Leonardo da Vinci**, mit dem Herrn, dem Messias, sitzend in der Mitte, links und rechts umgeben von seinen Jüngern, die sich ihm zuwenden.

Wer hat dies so angeordnet? Berset selber? **Matthieu Gafsou** ist ein sehr guter Fotograf, vielleicht hatte er die Idee, jedenfalls sind ihm sicher die Klassiker der Kunstgeschichte bekannt. Man weiss ja, dass Fotografen unbewusst immer ikonografische Darstellungen zu imitieren versuchen. Kriegsfotografen fahnden nach zeitgenössischen Expressionen von **Michelangelo** «Pietà», Hoffotografen orientieren

sich an Gemälden von **Napoleon Bonaparte**. Unklar bleibt, ob sich Berset als Messias sieht. Oder ob er einfach nicht gemerkt hat, was der Fotograf da anstellt. (pr)

Christa Markwalder, Postergirl, reagierte ungehalten, als die *Weltwoche* in einer freundlichen Meldung im vergangenen März schrieb, dass die heute 47-Jährige ihr erstes Kind erwarte. Inzwischen hat die Berner FDP-Nationalrätin ihre Meinung geändert. In einer sechseitigen Reportage präsentierte sie zusammen mit ihrem Mann **Peter Grünenfelder** den Lesern der *Schweizer Illustrierten* ihr Baby Michel. Über den Sinneswandel lässt sich nur spekulieren. Vielleicht hängt die Bereitschaft von Markwalder, die im Herbst zurücktritt, das Familienleben der Öffentlichkeit komplett preiszugeben, mit dem Fakt zusammen, dass **Grünenfelder** im Februar im Kanton Zürich Regierungsrat werden will. (odm)

Dominique Gisin, Ski-Olympiasiegerin, wird erstmals Mama. Das Baby, ein Mädchen, soll im Januar auf die Welt kommen. «Ich kann es kaum erwarten», sagt die 37-jährige Abfahrts-Olympiasiegerin von Sotschi 2014, Pilotin, Physik-Master-Inhaberin und Delegierte des Stiftungsrats der Sporthilfe aus Engelberg. (ah)

Öko-Partei vor dem Sturm aufs Stöckli

Es war einer der grössten Flops der Geschichte der SVP: der «Sturm aufs Stöckli» im Jahr 2011. Die Partei wollte ihre Präsenz im Ständerat auf einen Schlag massiv verstärken. Deshalb schickte sie in der Deutschschweiz ihre Aushängeschilder **Christoph Blocher** (ZH), **Toni Brunner** (SG), **Caspar Baader** (BL), **Adrian Amstutz** (BE), **Ulrich Giezendanner** (AG) und **Oskar Freysinger** (VS) ins Rennen.

Allesamt scheiterten sie kläglich.

Jetzt wiederholt sich die Story – im grünen Mäntelchen sozusagen: Denn die Grünen veranstalten 2023 nun die gleiche Übung.

Die Öko-Partei setzt alles verfügbare Personal ein, um künftig mehr Vertreter in der Kleinen Kammer zu stellen. Ex-Nationalratspräsidentin **Irène Kälin** (AG),



Alles auf Angriff: Aufsteigerin Ryser.

Finanzdirektor **Daniel Leupi** (ZH), Ex-Regierungsrat **Bernhard Pulver** (BE) und Parteaufsteigerin **Franziska Ryser** (SG) sollen die Mandate sichern.

Ob sie mit ihrem «Grünen-Sturm aufs Stöckli» reüssieren werden, muss sich weisen.

Hickhack statt Ausgleich?

Traditionellerweise ist die «chambre de réflexion» eine Bastion der Mitte und des Freisinns. Politikerinnen und Politiker mit prononcierten Ansichten haben es schwer, die Vertretung ihrer Kantone im Parlament zu erobern. Viele Stimmbürger betrachten den Ständerat als Kammer des Ausgleichs und möchten das Partei-Hickhack dem Nationalrat überlassen.

Gelingt der Angriff auf den bürgerlichen Ständerat? Einen Versuch ist es aus Sicht der Grünen aber allemal wert. Und schlechter abschneiden als die SVP vor zwölf Jahren werden sie auch nicht.

Marcel Odermatt

MÖRGELI

Flüchtlingszahl gleich Jahresauflage

«Blick schafft Durchblick», behauptet die laut Eigenbeschreibung «beliebteste Kaufzeitung» der Schweiz. Ladina Heimgartner, Geschäftsführerin der Blick-Gruppe, weiss: «Der *Blick* hat Kraft und Grösse und berichtet über alles, was die Menschen bewegt.» Vor allem bewegte unser Land 2022 die Flüchtlingskrise. Etwa 106 000 Flüchtlinge aus der Ukraine, aus Afghanistan, Eritrea, der Türkei, Sri Lanka, Irak, Somalia, Iran und so weiter sind letztes Jahr in die Schweiz geströmt.

Wie steht es um die «Kraft und Grösse» des *Blicks*? Die Boulevardzeitung hat eine beglaubigte Auflage von gerade noch 106 508 Exemplaren. Anders gesagt: Die Schweiz hat in einem einzigen Jahr gleich viele Flüchtlinge aufgenommen, wie die angeblich «beliebteste Kaufzeitung» des Landes Auflage hat. Dabei ist der *Blick* von sich selber überzeugt, dass er zu den wichtigsten hiesigen Medienprodukten gehört. Der *Blick* glaubt allen Ernstes, er würde die Schweiz und die Schweizer bewegen, beraten und beeinflussen: «Der *Blick* berichtet über alles, was die Menschen bewegt.» Nur nicht über die durchaus bewegende bis niederschmetternde Tatsache, dass innert einem Jahr ebenso viele Asylanten eingeströmt sind, wie der *Blick* Auflage ausweist.

Ob die hiesigen Flüchtlinge aus aller Welt den *Blick* relevant finden, ist zweifelhaft. Dass anschwellende Asylströme helfen, die sinkende Auflage zu kaufen, scheint ziemlich ausgeschlossen. Obwohl der *Blick* die Asylbewerber mit nichts als Jubel empfängt und keinerlei Kritik am Asylanatismus zulässt. Obwohl sich der Chefredaktor schämt, dass der Bund zu neutral ist, keine Waffen liefert und zu wenig Millionen an die Ukraine zahlt. Obwohl der *Blick* extra eine ukrainische Journalistin beschäftigt, die sich über das «Schweizer Bünzlitum» aufregt. Obwohl sich der *Blick* schon im Oktober freute: «100 000 Flüchtlinge – und keinen stört's.» Vielleicht mit einer einzigen Ausnahme, aber auch da gibt der *Blick* frohgemut Entwarnung: «Die SVP läuft auf.» Mag sein, dass die SVP im gegenwärtigen Asylschlendrian aufläuft. Aber der *Blick* säuft ab.

Christoph Mörgeli

Vertreibung der Industrie

Die deutsche Energiepolitik untergräbt die Grundlagen der Wirtschaft. Die Stromkosten werden untragbar.

Hans Kaufmann

Die deutsche Ampelkoalition hat von der Merkel-Regierung ein utopisches Erbe übernommen: den Ausstieg aus der Atomenergie, bevor ausreichend Ersatz zur Verfügung steht. Aber die neue Regierung agiert nicht viel klüger. Sie glaubt, es genüge, Probleme zu orten und diese dann zu verbieten. So sollen 2023 die letzten Kernkraftwerke vom Netz gehen, Verbrenner ab 2035 verboten, die Kohlekraftwerke zwischen 2030 und 2038 stillgelegt und die Gaskraft bis 2045 eliminiert werden.

Innert nur 22 Jahren sollen somit alle fossilen und atomaren Energiequellen (77 Prozent des heutigen Primärenergieverbrauchs) durch erneuerbare Energien ersetzt werden. Letztere deckten 2021 rund 15,7 Prozent des Primärenergieverbrauchs, gut ein Drittel davon kam aus Wind- und Solarkraftwerken (5,5 Prozent).

Um die fossilen und Atomkraftwerke zu ersetzen, müssten die heutigen Wind- und Solaranlagen vervierzehnfacht werden. Der Anteil unstabiler Flatterstroms nähme massiv zu. Dennoch könnte damit lediglich die heutige Stromnachfrage gedeckt werden. Bei vollem Umstieg auf E-Autos, Wärmepumpen und neue industrielle Prozesse wird sich der Strombedarf jedoch mindestens verdreifachen.

Unbezahlbare Batterien

Energiespeicher in Form von neuen Speicherkraftwerken oder Batterien zum Ausgleich der Schwankungen bei Sonnen- und Windenergie sind nicht finanzierbar. Rechnet man die Erstellungskosten der bisher grössten Batterie in Europa, der «Big Battery» in der Lausitz, auf die erforderliche Speicherkapazität hoch, kommt man auf einen Betrag von mehr als 10 000 Milliarden Euro. Deshalb müssten eigentlich die Kohle- und Gaskraftwerke zum Ausgleich der Dunkelperioden in Reserve gehalten werden. Höhere Stromkosten wären die Folge davon.

Die einzige Energie, welche die Schwankungen ausgleichen könnte, ist derzeit das Gas. Flüssiggas (LNG) kann zwar als Zwischenlösung dienen, doch damit sind kostspielige Umwandlungsverluste verbunden.

Die grossen Hoffnungen, die auf Wasserstoff gesetzt werden, müssen stark relativiert werden, denn auch die Erzeugung von Wasserstoff und der Transport benötigen elektrische Energie, und zwar sehr viel. Solchen Strom mit sauberer Energie wie Atom- oder Wasserkraft bereitzustellen, wäre ebenso unsinnig, wie es mit fossilen Kohle- oder Gaskraftwerken zu tun.

Per saldo wird die deutsche Industrie auch längerfristig wesentlich mehr für die Energie bezahlen müssen als ihre amerikanischen und asiatischen Mitbewerber.

Energieintensive Produktionsunternehmen wie die Chemie werden sich nach neuen Standorten umsehen müssen, wollen sie auf den Weltmärkten konkurrenzfähig bleiben. Ohne die traditionellen Industrien, die Deutschland in den Nachkriegsjahren den heutigen Wohlstand beschert haben, wird es schwierig werden, die riesigen Umverteilungsprogramme der neuen Regierung zu finanzieren.

Liebe ist...



... festzustellen, dass der Pullover, den sie für dich gestrickt hat, euch beiden passt.

Montreal: Die Biodiversität

EU und Uno machen vorwärts. Wann erwachen Parmelin und Röstli aus dem helvetischen Tiefschlaf?



Den Bauern in der Schweiz geht es gut. Der Staat greift ihnen pro Jahr mit 5 Milliarden unter die Arme. Und die Konsumenten noch einmal mit 4 Milliarden. Weil landwirtschaftliche Importe künstlich mit hohen Zöllen verteuert werden.

Zölle auf landwirtschaftlichen Produkten sind nichts anderes als Steuern, die vorab jene Haushalte mit kleinen und mittleren Einkommen überproportional treffen. Warum? Je weniger Frau und Mann verdienen, desto grösser ist der Anteil der Lebensmittel im individuellen und deshalb matchentscheidenden Warenkorb.

Keine Partei in der Schweiz darf etwas gegen die Bauernlobby unternehmen. Weil sich deren Vertreter im Bundeshaus mehr als gut eingemischt haben. Sie entscheiden – wenn wir der Bundeshauspresse glauben können – mehr denn je die Bundesratswahlen.

Neu befinden sich zwei weitere Landeier im warmen Nest. Mitglieder des Bundesrats verdienen inklusive Pensionskassenansprüche, und somit richtig berechnet, eine Million Franken pro Jahr.

Der grosse rurale Strippenzieher ist der St. Galler Markus Ritter. Der Mitte-Biobauer bewirtschaftet mit seiner Familie dreissig Hektar Land. In Deutschland überleben auf so wenig Land nur Nebenerwerbsbetriebe. Vorsichtig formuliert, gibt es bei uns zu viele hauptamtliche Bauernbetriebe. Und weil es vielen von ihnen sehr gut geht, besitzen sie viel zu viele landwirtschaftliche Maschinen, Traktoren eingeschlossen. Markus Ritter, der für die Erhöhung des Rentenalters für Frauen

war, geht deshalb entspannt mit 55 Jahren in Pension.

Die Schweiz importiert viel zu viel Soja und Getreide. Dieses wird Rindern und Schweinen verfüttert, die das Grundwasser und die Bäche belasten. Und so der Biodiversität der Schweiz schaden.

In Montreal wurde in Sachen Biodiversität beschlossen, dass künftig alle Länder, die mitmachen, 30 Prozent ihrer Oberfläche schützen müssen. Die deutschen Grünen bringen es auf den Punkt: «Jedes Land verpflichtet sich, in seiner nationalen Biodiversitätsstrategie darzustellen, wie es zum Erreichen der globalen

Vorsichtig formuliert, gibt es bei uns zu viele hauptamtliche Bauernbetriebe.

Ziele beiträgt. Um das zu messen, gibt es erstmals einheitliche Indikatoren, die für alle Staaten gelten.»

Die Schweiz glaubt, für sie würden 17 Prozent ausreichen. Das wären übrigens immer noch 7 Milliarden Quadratmeter. Und jetzt beginnt das grosse Tricksen, damit die allzu intensiv betriebene Landwirtschaft weiterhin unsere Böden und Gewässer flächendeckend versauen darf.

Wird nicht aufgehen, weil eine neue Generation von EU-Satelliten fingernagelgross feststellen wird, welche Länder die Vorgaben erfüllen – und welche nicht. Die Sünder stehen nächstens am Pranger.

Die Landschaftsschützer Kurt Fluri, Raimund Rodewald, Brigitte Wolf und Co. müssten beginnen, die zuständigen Bundesräte Guy Parmelin und Albert Röstli in den umweltfreundlichen Schwitzkasten zu nehmen. Stattdessen bewirtschaften sie im Interesse der Atomfreunde Nebenschauplätze.

Drei Testanlagen: Im Wallis stehen drei solare Testanlagen in den Alpen. Eine unbrauchbare in Gondo. Eine falsch konzipierte in Grens. Eine halbwegs brauchbare im Vispental. Auch Letztere hat noch Luft nach oben. Aber sie beeinträchtigen – im Gegensatz zu den Behauptungen unserer Landschaftsschützer – die Biodiversität nicht.

Ein Prozent der Fläche: Langsam, aber sicher verbreitet sich die Erkenntnis, dass wir relativ schnell 25 Milliarden Kilowattstunden zusätzlichen Winterstrom brauchen. Und dass wir diese locker und kostengünstig auf einem Prozent der Fläche, die wir gemäss Montreal schützen sollten, produzieren können.

Technischer Fortschritt: Die *dreamer* in Sachen Atomkraft – zu ihnen gehörte bisher auch Albert Röstli – setzen auf eine vierte Generation von Atomkraftwerken, die es nicht gibt. Es gibt nur Papierli-Flieger. Anders bei der Fotovoltaik: Jinko Solar baut eine Fabrik mit einer Kapazität von elf Gigawatt, die bifaziale Zellen mit einem Wirkungsgrad von neu mehr als 25 Prozent produzieren wird. In sechs Wochen produziert diese Fabrik die Solarzellen, die es für Grens braucht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Modi formt Indien zur Weltmacht

Das Land profitiert von der Demografie und von der amerikanisch-chinesischen Rivalität. Nun zeichnet sich eine Annäherung an den Westen ab.

Erich Weede

Der Computerkonzern Apple hat kürzlich angekündigt, er wolle sein neues Smartphone-Spitzenmodell in Südindien herstellen. Erstmals setzt Apple für die Markteinführung eines Spitzenprodukts auf Indien als Produktionsstandort. Die Partei des indischen Premierministers Narendra Modi sieht darin einen Erfolg ihrer Industrialisierungspolitik, etwa der Initiative «Make in India», die Modi nach seinem Amtsantritt 2014 lanciert hat.

Im Standortentscheid von Apple spiegelt sich jedoch mehr als das betriebswirtschaftliche Kalkül eines Unternehmens: Die Investorenstimmung zugunsten Indiens für den Aufbau von Zulieferbetrieben statt für eine Produktionsausweitung bestehender Betriebe in China verdeutlicht auch geopolitische und geo-ökonomische Kräfteverschiebungen.

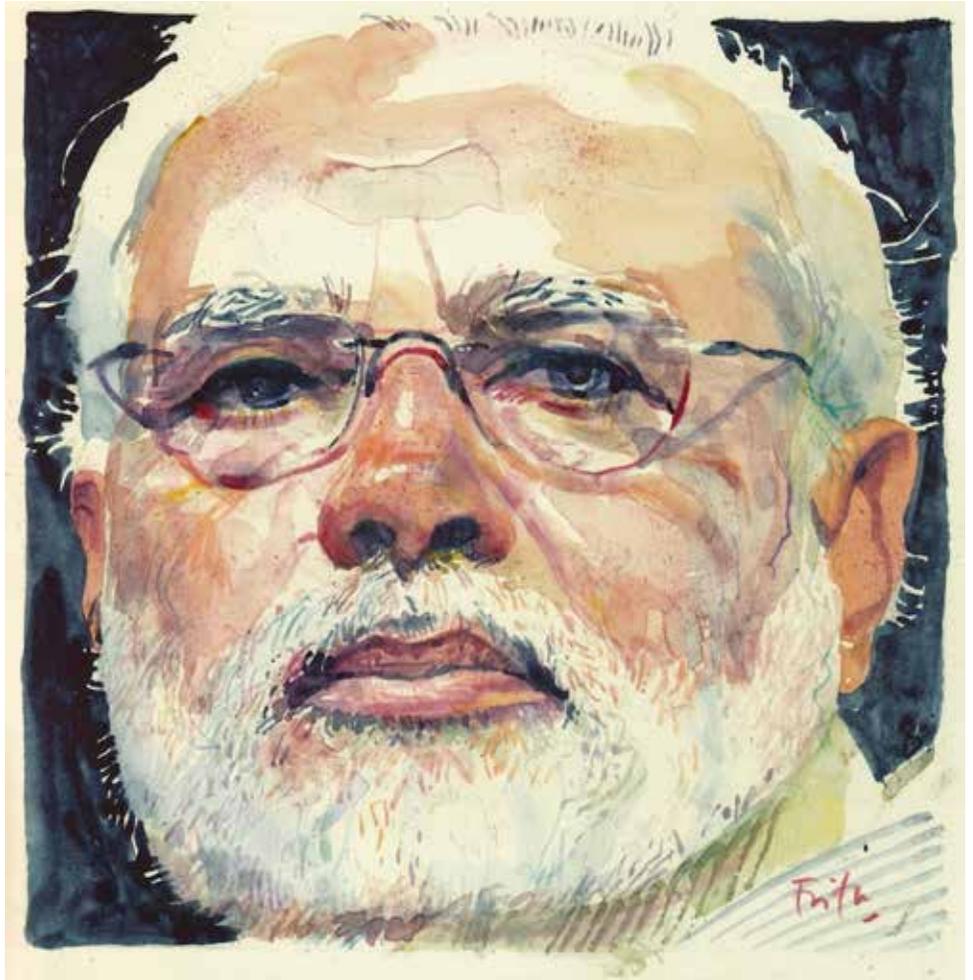
Konfrontation mit China

Für Regierungschef Modi ergibt sich die Chance, weltpolitische Spannungen infolge des verschärften Konflikts zwischen den USA und China in einen wichtigen Wachstumsimpuls für Indien umzusetzen. Seitdem die Amerikaner die Hoffnung auf eine demokratische Entwicklung in China verloren haben, setzen sie weniger auf profitable Geschäfte auf dem riesigen Markt und fürchten stattdessen die sicherheitspolitische Herausforderung.

Obwohl die Inder nicht in eine Konfrontation mit China gedrängt werden wollen – und noch weniger in eine Konfrontation mit Russland, wo Indien zu günstigen Preisen Öl und Waffen kauft –, könnte es dazu kommen.

Indien hat sich bei der G-20-Konferenz im vergangenen November in Bali nur sehr verhalten und diplomatisch vom russischen Krieg in der Ukraine distanziert. Weil Modi den Vorsitz der G-20 übernommen hat, könnten ihn seine gleichzeitig guten Beziehungen zu Russland und den USA für eine Vermittlerrolle im Ukraine-Krieg qualifizieren.

Viele westliche Regierungen und Investoren wollen die Abhängigkeit von China reduzieren, Chinas Gewicht in globalen Lieferketten soll ab-



Wachstum und Stabilität: Regierungschef Narendra Modi.

nehmen. Viele preiswerte Arbeitskräfte findet man in Indien, und die Beziehungen zwischen den beiden Ländern sind durch Rivalität geprägt. Zwischen China und Indien gibt es eine mehr als 3000 Kilometer lange, umstrittene Grenze im Himalaja, wo es Anfang Dezember 2022 wieder einen Zwischenfall gab.

Im Westen breitet sich derweil eine Stimmung zugunsten von Industriepolitik und Protektionismus aus, damit die Neigung zum sogenannten *near-shoring* und *friend-shoring*. Das *friend-shoring* begünstigt Investitionen in Indien, weil es als Rivale Chinas mit guten Wachstumsaussichten gilt. Auch im Zuge der lange Zeit verordneten chinesischen Pandemiepolitik

mit ihrer grossflächigen Absonderung von In-fizierten fast ohne Rücksicht auf die wirtschaftlichen Folgen wächst die indische Wirtschaft jetzt deutlich schneller als jede andere grosse Volkswirtschaft der Welt.

Das Pro-Kopf-Bruttoinlandprodukt Indiens ist in letzter Zeit meist mit Jahresraten in der Nähe von 7 Prozent gestiegen und hat sich in gut zehn Jahren verdoppelt. Die fünftgrösste Volkswirtschaft der Erde gilt als aussichtsreicher Aufstiegs kandidat in der Weltwirtschaft. Inzwischen hat Indien die ehemalige Kolonialmacht Grossbritannien in der Wirtschaftsleistung überholt und könnte schon in zehn Jahren Deutschland und Japan übertreffen.

Ausserdem ist Indien, wie der Nachbar und Rivale Pakistan, eine Atommacht.

Hinzu kommt ein besonders gewichtiger demografischer Vorteil: Das Land hat eine junge Bevölkerung und eine Reproduktionsrate, die knapp zur Bestandserhaltung ausreicht. Die typische Inderin bekommt zwei Kinder. In den reicheren Ländern des Westens ist das fast nirgendwo der Fall. Dort altert und schrumpft die einheimische Bevölkerung, was das Wirtschaftswachstum dämpft.

Zum schnellen Wachstum Chinas hatte damals beigetragen, dass es lange Zeit viele Arbeitskräfte gab, die nur wenige Ältere und Kinder mitversorgen mussten. Das ist in China vorbei, gilt aber noch für Indien, wenn auch mit Einschränkungen. Ein genauerer Blick trübt das Bild etwas: Innerhalb Indiens werden in den ärmeren und wenig entwickelten Gebieten des Nordens und Ostens mit schlechten Schulen besonders viele Kinder geboren, also in Familien ohne Mittel zum Investieren in die Bildung und die Zukunft ihrer Kinder. Bei der Humankapitalbildung ist Indien in einer schlechteren Lage, als China es war oder ist. Es bleibt eine Herausforderung, Millionen von Arbeitsplätze suchende Jugendliche zu beschäftigen.

Aber Indien verfügt über weitere Trümpefe. Unter der Regierung von Premier Modi genießt Indien politische Stabilität, auch wenn die Dominanz der Regierung nicht allen Indern gefällt. Sie ist gerade mit einem überwältigenden Wahlsieg von Modis Partei Bharatiya Janata in dessen wirtschaftlich starker Heimat Gujarat bestätigt worden. Bevor Modi die Macht in Indien übernahm, regierte er schon in seiner Heimatregion. Gujarat ist wirtschaftlich in letzter Zeit um die 10 Prozent pro Jahr gewachsen und ist für ungefähr 30 Prozent der indischen Exporte verantwortlich, obwohl dort nur knapp 5 Prozent der indischen Bevölkerung leben.

Neue Atomkraftwerke

Kritiker Modis können allerdings darauf verweisen, dass Gujarat bei Ausbildung und Lebenserwartung der Bevölkerung, auch bei den Sozialleistungen und der Armutsquote nicht so gut dastehe, wie man es in Anbetracht eines Wirtschaftswunders erwarten könnte. Für den Aufstieg zur Weltmacht könnten die Infrastrukturinvestitionen, die Modi früher in seiner Heimat und jetzt in ganz Indien auf den Weg bringt, bedeutsamer sein. Die Regierung will auch neue Atomkraftwerke bauen.

Allerdings – Indien ist noch arm. Wirtschaftsleistung und Pro-Kopf-Einkommen erreichen vom Niveau her nicht einmal die Hälfte des globalen Durchschnitts, und unter den 1,4 Milliarden Einwohnern leben mehr bitterarme Menschen als in jedem anderen Land der Welt. Hunderte von Millionen Inder haben keine vertraglich geregelten Arbeitsplätze, zahlen weder Lohn- noch Einkommenssteuern, sondern fris-

ten ein kärgliches Dasein im informellen Sektor der Wirtschaft.

Das Brisante an dieser Konstellation ist indessen: Gerade in der Rückständigkeit liegt ein enormes Potenzial für Indiens Wirtschaft, das Aufholen kann erhebliches Wachstum bringen. Das Land kann vom Ausland Technologien und Organisationsmodelle übernehmen, darüber hinaus Ideen, unternehmerisches Talent – etwa in den USA ausgebildete und dort erfolgreiche Auslandsinder – sowie Investitionskapital anziehen. Auch kann es in reicheren Ländern auf-

Ein Ökonom hat mal geschrieben, dass die indische Wirtschaft nachts wächst, wenn Staat und Bürokratie schlafen.

nahmefähige Märkte finden, wie dies schon lange für Dienstleistungen in der Informationstechnologie der Fall ist. Die Vorteile der Rückständigkeit beruhen wesentlich auf der grösseren wirtschaftlichen Freiheit und den offenen Märkten im Westen, bei den Handelspartnern. Daneben spielt im Inland die Verlagerung von Arbeitskräften aus der wenig produktiven Tätigkeit auf den Feldern in den Industrie- und Dienstleistungssektor eine wichtige Rolle.

Dies sind freilich nur potenzielle Vorteile, deren Nutzung Disziplin, Fleiss und den Aufbau von Humankapital voraussetzen. Und je näher die indischen Pro-Kopf-Einkommen an die westlichen heranrücken, desto geringer werden diese Vorteile. Noch sind die Einkommen in Indien aber deutlich unter einem Zehntel der amerikanischen Werte. Und da im Westen die bisherige Präferenz für preiswerte chinesische Lieferanten zunehmend durch eine Bevorzugung von Zulieferern aus nahen oder befreundeten Ländern ersetzt wird, kann Indien künftig stärker als China von den Vorteilen der Rückständigkeit profitieren.

Seit dem russischen Angriff auf die Ukraine und dem Wirtschaftskrieg zwischen dem Westen und Russland, auch seit dem Aufflackern der Spannungen in der Taiwanstrasse und dem zunehmenden Austausch von Drohungen zwischen den USA und China besteht die Gefahr, dass die Welt in Wirtschaftsblöcke zerfällt: in einen von China dominierten eurasischen Festlandblock und einen westlich dominierten Block, dem sich Japan und, nach einem Zögern, auch Indien anschliessen könnte.



«Wenn du eine Rolle übernimmst, die deine Kräfte übersteigt, so gibst du dir nicht nur hierin eine Blöße, sondern versäumst auch die, die du hättest ausführen können.» Epiktet (HB 37)



Wie die immer wieder aufflackernden Zwischenfälle an der Himalaja-Grenze zwischen Indien und China zeigen, sind die Beziehungen beider Länder belastet. Indien könnte sich den USA zuneigen. Ein informelles Einvernehmen zwischen den USA, Japan, Australien und Indien, nämlich den sogenannten Quad (Quadrilateral Security Dialogue), gibt es schon.

Ob Indien in ähnlichem Ausmass wie China seit den Reformen Deng Xiaopings ab 1979 von der Öffnung zum Westen und zu dessen Märkten profitieren wird, ist allerdings nicht nur wegen des jetzt zunehmenden Protektionismus im Westen ungewiss. Es hängt auch davon ab, ob die Entwicklungen innerhalb Indiens Wachstum fördern oder behindern.

Grossbritanniens Einfluss

Das chinesische Wachstum begann damit, dass die Kommunisten der Wirtschaft mehr Freiheit gewährten. Die Inder haben erst Anfang der 1990er Jahre, und damit nach den Chinesen, ihre Volkswirtschaft geöffnet und reformiert, also die «Licence-permit-quota raj» (Lizenz-, Bewilligungs- und Quoten-Herrschaft) reduziert und teilweise abgeschafft. Dank des Einflusses der ehemaligen Kolonialmacht Grossbritannien auf das Rechtssystem waren die Eigentumsrechte in Indien, im Gegensatz zu China, jedoch nie einem Frontalangriff ausgesetzt. Aber die Überlastung und Langsamkeit der Gerichte hat die Durchsetzbarkeit von Verträgen beschädigt. Auch die Deregulierung des Arbeitsmarktes und der Abbau von Handelsbarrieren kommen nur langsam voran.

Ein liberaler indischer Ökonom hat deshalb einmal geschrieben, dass die indische Wirtschaft nachts wächst, wenn der Staat und seine Bürokratie schlafen. Der Erfolg der indischen Informationstechnologie-Unternehmen ist denn auch nicht nur auf die «Indian Institutes of Technology» zurückgeführt worden, sondern auch auf die Vernachlässigung dieses Wirtschaftszweiges durch Staat und Bürokratie in der Frühphase. Die Chance, Indien wohlhabender und mächtiger zu machen, könnte verstreichen, falls Modi das Ziel der Hinduisierung Indiens und den Kampf gegen den Islam, dem mindestens 200 Millionen Inder anhängen, zu Lasten freiheitlicher Reformen in den Vordergrund seiner Politik stellen sollte.

Erich Weede ist emeritierter Professor für Soziologie der Universität Bonn.

Wilde Wurzeln

Primarlehrerin Prisca Würgler wurde wegen ihrer Kritik an den Corona-Massnahmen entlassen. Jetzt hat sie eine neue Berufung gefunden.

Stefan Millius

Die Massnahmen gegen Covid-19 haben viele Biografien verändert, Familien geteilt und Existenzen erschüttert. Der entscheidende Tag im Leben der 41-jährigen Prisca Würgler war der 10. April 2020. Mehrere hundert Personen demonstrierten in Altdorf gegen die Maskenpflicht. Würgler hatte die Kundgebung mitorganisiert und stellte sich auch selbst auf die Bühne. Sie wurde damit zu einem der Gesichter des Widerstands.

Ende November 2020 beschloss die Nidwaldner Regierung die Maskenpflicht für Lehrpersonen. Prisca Würgler stellte sich dagegen – und die Lage eskalierte. Sie wurde vom Schuldienst freigestellt. Das war das Ende ihrer bisherigen Berufslaufbahn. Und der Beginn einer neuen. Als Gründungsmitglied der «Freunde der Verfassung» und des «Aktionsbündnisses Urkantone» hielt sie an ihrem Kurs gegen die offizielle Politik fest. Dann habe sie aber gespürt, dass sich ihre Ziele allein damit nicht erreichen liessen. «Ich wollte etwas Eigenes aufbauen, die lokale Vernetzung von Gleichgesinnten fördern», sagt Prisca Würgler. Während Corona hätten sich viele einsam gefühlt, die Menschlichkeit habe gelitten.

Ausrichtung aufs Positive

Das war die Geburtsstunde von «Graswurzle», einer Bewegung, die inzwischen rund hundert Lokalgruppen mit etwa 3500 Beteiligten in der ganzen Schweiz zählt. Ihr Ziel: rund um Themen wie Wirtschaft, Bildung, Kultur und weitere kleine Zellen zu bilden, die eine Alternative zum Mainstream darstellen. Die Losung war: eigene Angebote schaffen, statt nur zu konsumieren, was bereitgestellt wird. Zur «Graswurzle» finde, wer sich einbringen und sich selbst als wirksam erleben wolle, sagt Würgler. «Das Bedürfnis, der unmenschlichen Agenda von Big Tech, Big Pharma und Big Government nicht ohnmächtig gegenüberzustehen, ist wichtig.»

«Graswurzle» wuchs zunächst schnell. Seit dem Ende der Massnahmen geht es etwas gemächlicher. Laut Würgler sind die Aktivitäten in einzelnen Gruppen zurückgegangen. In anderen hingegen seien Motivation und Engage-

ment weiter gestiegen. Sie selbst habe die Bewegung ohnehin nie als reines Vehikel gegen die Covid-19-Massnahmen verstanden, sondern als konstruktiven Weg. «Ich hatte schon vor 2020 viele Anliegen, beispielsweise in der Bildungspolitik.» Die Corona-Politik habe ihr schliesslich den Anstoss gegeben, aktiv zu werden; die Werte, die ihr schon immer wichtig waren, flammten auf.

Es sind grosse Begriffe, die im Gespräch mit der Ostschweizerin, die seit achtzehn Jahren in Erstfeld im Kanton Uri lebt, auftauchen. Sie wünsche sich eine freiheitliche und souveräne Gesellschaft, eine starke Bürgerrechtsbewegung, Kraft aus der Ausrichtung aufs Positive. Das gelinge nur, wenn sich der Einzelne engagiere. Sie selbst hat inzwischen ihre Aktivität zum Beruf gemacht: Über ihre eigene Firma ist sie für den Verein Graswurzle als Geschäftsführerin tätig.

Dort hat man grosse Pläne: einen digitalen Marktplatz, weitere öffentliche Märkte und Messen und die «Grashüpfer» als Jugend- und Kinderprojekt von «Graswurzle». Dazu kommt die Zusammenarbeit mit anderen kritischen Gruppierungen wie den «Freien KMU» und dem Ärzterverband Aletheia.



Werte, die ihr wichtig waren, flammten auf: Überzeugungstäterin Würgler.

Prisca Würgler gibt inzwischen auch die Zeitschrift *Die Freien* heraus, die Ende 2022 zum vierten Mal erschienen ist. Statt sich über die vorhandenen Medien aufzuregen, habe sie zusammen mit einer Vielzahl von Autoren selbst etwas machen wollen. Oder wie sie es ausdrückt: «Wir haben unsere Fassungslosigkeit über die Berichterstattung der letzten Jahre in eigenes Schaffen umgewandelt.»

Fünfzehn Sommer als Älplerin

Einen Einwand zu ihrer heutigen Arbeit hört die ehemalige Lehrerin oft: dass sie mit ihrer Arbeit der Bildung einer abgeschotteten Blase zudiene. Sie kann das nicht nachvollziehen. «Letztendlich lebt jeder in seiner Blase, keiner von uns kann alles wahrnehmen.» Sie selbst sei früher in der alternativen Szene aktiv gewesen, verbrachte fünfzehn Sommer als Älplerin, war in Lehrerkreisen vernetzt. Durch die neue Bewegung komme sie nun mit anderen Kreisen in Kontakt, ihr Umfeld sei vielfältiger geworden, «ich bin also viel eher aus meiner alten Blase herausgetreten».

Dasselbe sagt sie zu dem Vorwurf, an einer Parallelgesellschaft zu arbeiten. Sie und viele andere Gegner der Corona-Massnahmen seien in diese Rolle gedrängt worden, «ich selbst hätte nie Andersdenkende ausgeschlossen, das kam von der anderen Seite». Plötzlich über den eigenen Impfstatus Auskunft geben zu müssen, draussen in der Kälte von Restaurants und Kulturhäusern ausgesperrt gewesen zu sein: Das seien prägende Erlebnisse gewesen. «Wir wollen uns nicht aus der Gesellschaft ausklinken», so Prisca Würgler, «sondern nur die Werte leben, die uns wichtig sind.»

Es ist ein Balanceakt. Die «Graswurzle» in der Tradition der «Grassroots»-Bewegungen aus den USA setzt auf Autonomie, auf Freiheit, auf Eigenverantwortung. Die Lokalgruppen sollen selbständig Schwerpunkte bilden und Aktivitäten umsetzen können. Gleichzeitig, so Prisca Würgler, müssten die gemeinsamen Werte geschützt werden, welche die Klammer bilden. Denn ohne sie drohe ein Wildwuchs aus den Wurzeln.

Reiz des Echten

Künstliche Intelligenz kann heute fast alles.
Nur beim Individualismus hapert es.

Harald Martenstein

Zu Weihnachten hat mein kleiner Sohn, 8, eine Spielekonsole bekommen, dazu ein Spiel namens «Fifa 23». Es simuliert auf dem Fernsehschirm Fussball. Man kann eine nahezu beliebige Klubmannschaft oder ein Nationalteam mit der Fernbedienung steuern und so gegen andere Teams antreten, die zum Beispiel der Computer steuert. Die Spieler entsprechen in ihrer Stärke und ihrem Aussehen ihren lebenden Vorbildern, es gibt einen künstlichen Lionel Messi, einen virtuellen Robert Lewandowski, aber auch den nur Experten bekannten Verteidiger Vasilios Lampropoulos vom Ruhrpottklub VfL Bochum.

Mein grosser Sohn, 31, hat in ähnlichem Alter die damalige Version «Fifa 98» zu Weihnachten bekommen. Der Fortschritt ist gross. Von der echten Live-Übertragung eines Matches ist «Fifa» heute kaum noch zu unterscheiden. Das gilt auch für die Kommentare des Sportreporters. Damals hiess er Werner Hansch, heute spricht in der deutschen Version die Stimme von Frank Buschmann, man kann bei Bedarf aber auch einen englischen Reporterstar oder eine polnische Stimme herunterladen. Die Computersimulation klingt inzwischen wirklich fast wie eine echte Live-Reportage. Nur eine Spur steriler, auch vorhersehbarer, das schon.

Zeitenwende am Neujahrsmorgen

Das Repertoire an Floskeln und Vokabeln ist bei Fussballreportagen nun mal ziemlich begrenzt. Ein Computer kriegt das heute fast genauso gut hin wie der Mensch. Moment, ist das nicht auch bei allen möglichen anderen Texten der Fall?

Am Neujahrsmorgen las ich dann von einer Zeitenwende, vermutlich einer echten, in einem Text des Kollegen Alexander Wendt auf dessen Website Publico. Ein neues, kostenloses Programm, ChatGPT, kann zu fast jedem Thema und in verschiedenen Genres innerhalb von zwanzig Sekunden einen recht guten Text



Was übrigbleibt:
Fussball-Simulation «Fifa 23».

in gewünschter Länge liefern. ChatGPT schafft Essays, Reden, wissenschaftliche Studien, auch Journalismus. Die künstliche Intelligenz kann angeblich sogar Stile imitieren. Mit dem Befehl «Schreib wie Max Frisch» kann sie offenbar etwas anfangen, sofern man ihren Speicher mit dem Roman «Mein Name sei Gantenbein» gefüttert hat. «Recht gut» heisst, dass

Textproduktion dürfte in zwanzig Jahren weitgehend automatisiert sein wie heute die Getreideernte.

ChatGPT klar, logisch und ohne Fehler in Rechtschreibung oder Grammatik formuliert, sämtliche Fakten werden blitzschnell in den Weiten des Internets gecheckt. Das ist mehr, als viele Leute zustande bekommen, die heute vom Schreiben leben.

Wendt vergleicht diese Erfindung in ihrer Bedeutung mit dem Auftauchen des ersten Mobiltelefons (1983) und dem ersten Windows-Programm (1985), das den Computer zum Alltagswerkzeug gemacht hat. Ein grosser Teil der Textproduktion dürfte in zwanzig Jahren weitgehend automatisiert sein wie heute die Getreideernte in der Landwirtschaft. Vielen Journalisten und Akademikern steht also eine ähnliche Entwertung ihrer – falls vorhanden – Kompe-

tenzen bevor wie einst grossen Teilen der Bauernschaft und der Arbeiterklasse. Das Redenschreiben, das Zusammenfassen verschiedener Studien, den Bericht von der Pressekonferenz, die Vorlage für die Vorstandssitzung, ja sogar den Kommentar auf Seite eins kann das Programm in zackigen zwanzig Sekunden erledigen. Das Programm kann nämlich auch die staatlicherseits oder von der Chefredaktion gewünschten Meinungen lernen und von den zu brandmarkenden unterscheiden, es kennt die Standardargumente, die Tabus, die obrigkeitlichen Sprachregelungen, die Namen der stets undifferenziert abzuwertenden Personen und der zu glorifizierenden

Rollenmodelle. Anpassertum schützt also nicht vor Arbeitslosigkeit. Die Zeitungen sparen Kosten in einer immensen Grössenordnung.

Gut für die Gesellschaft

Individualismus dagegen kriegt ChatGPT nicht so gut hin wie Konformismus, die Texte wirken ein wenig steril. Witz, Wut oder Trauer, Sarkasmus, Ironie, überraschende Gedankensprünge, riskante Thesen, persönliche Geständnisse, all das scheint ChatGPT vor unlösbare Probleme zu stellen.

Es werden also schon noch ein paar Autoren übrigbleiben, zufälligerweise all meine Lieblingsautoren. Um die anderen Kolleginnen und Kollegen mache ich mir keine Sorgen, wir haben Fachkräftemangel. Leute werden bei uns überall gesucht, vor allem solche, die ein bisschen Deutsch sprechen. Zu den Gewinnern gehören also auch die Handwerksbetriebe, denn bis auf weiteres können Computer weder Wände weissen noch Fliesen legen, nicht mal Lampen aufhängen können sie.

Die Erfindung von ChatGPT ist also für unsere Gesellschaft eine sehr gute Botschaft. Auch strömen die Menschen immer noch in die Fussballstadien, um etwas Echtes zu sehen. Und dies, obwohl sie zu Hause, wenn das Zubehör erst mal bezahlt ist, kostenlos den ganzen Tag «Fifa 23» spielen könnten.

Was die Schweiz von Biel lernen kann

Stadtregierung und Parlament betreiben seit Jahren eine frivole Schuldenpolitik. Jetzt setzt das Volk der links-grünen Gefälligkeitsdemokratie ein Ende.

Alain Pichard

Biel

Im vergangenen September stimmte die Bieler Bevölkerung über den Bau von sechs Turnhallen für insgesamt knapp 27 Millionen Franken ab. Das Parlament hatte dafür ursprünglich ein Kostendach von 18 Millionen Franken festgelegt. Die effektiven Kosten liegen also weit über Plan. Was war passiert? Es war so gelaufen, dass viele Interessengruppen dem ursprünglich vom Parlament abgesegneten Projekt nachträglich Änderungswünsche hinzufügten, etwa einen speziellen Boden für die Inlineskater. So verteuerte sich das Projekt um 9 Millionen Franken.

Die in der Exekutive zuständige Gemeinderätin Glenda Gonzalez (SP) versprach, dass die bestellenden Interessengruppen voll für diesen Mehrbetrag aufkommen würden. Das gelang nicht einmal im Ansatz. Deswegen budgetierte die Bieler Stadtregierung geplante Mieteinnahmen aus den kommenden 33 Jahren als Einnahmen in der Investitionsrechnung und legte sie so der Stimmbevölkerung vor. Eine Stadträtin sagte dazu: «Das ist nicht einmal mehr kreative Buchhaltung, das grenzt an Betrug.» Jedoch: Die Turnhallen wurden an der Urne mit 55 Prozent Ja-Stimmen bewilligt.

Geschützte Kunstsubventionen

Diese Begebenheit kann als Metapher gesehen werden für den mentalen Zustand und den frivolen Umgang mit Steuergeldern, in der einstigen Zukunftsstadt. Eine linke Stadtregierung (Gemeinderat) und eine linke Mehrheit im Parlament (Stadtrat) geben seit mehr als zehn Jahren immer 25 bis 40 Millionen Franken mehr aus, als sie einnehmen. Das dient auch als Lehrstück weit über Biel hinaus. Buchhalterisch nennt sich das Finanzierungsdefizit. Das kann



«Steht es wirklich so schlimm um die Finanzen?»: Bieler Altstadt.

man sich einige Jahre leisten, verdrängen oder verheimlichen. Mit der Zeit aber kommt die Wahrheit ans Licht, und man steht vor einem Scherbenhaufen: 850 Millionen Franken Schulden, kein Eigenkapital mehr – es betrug einst über 150 Millionen Franken – und die noch nie dagewesene Tatsache, dass sich die Stadt sogar für die laufenden Ausgaben verschulden muss. In dieser Situation schlug 2022 der linke Gemeinderat ein Massnahmenpaket vor, das er romantisch verklärt als «Substance 2030» bezeichnete. Einen Teil davon wollte er bereits im Budget 2023 umsetzen. Der Plan sah Sparmassnahmen von rund 10 Millionen Franken und happige Steuererhöhungen von 11 Millionen Franken vor. Der geplante grosse Wurf wurde schon zu Beginn zum Bettvorleger.

Die Stadtregierung schlug allen Ernstes vor, die grossen Subventionsbezüger wie das städtische Orchester und die Museen zu schonen, die Verwaltung im Jahr 2023 weitgehend so zu belassen, wie sie ist, und stattdessen die Gruppen ins Visier zu nehmen, die keine grosse Lobby haben. So etwa die Strassenreinigung, die man

reduzieren wollte. Schon zuvor waren 70 Prozent der Reinigungskräfte in den Schulhäusern abgebaut worden. Die Opfer waren vor allem Frauen mit Migrationshintergrund im untersten Lohnsegment – für eine linke Regierung eine bemerkenswerte Prioritätensetzung.

Im Weiteren täuschte man unter dem Begriff «Einsparungen» Massnahmen vor, die in Wirklichkeit Gebührenerhöhungen waren. Zudem liess man sich beim Ausarbeiten so viel Zeit, dass es am Schluss noch knapp für die Budgetdebatte im Parlament reichte. So wollte man die «Substance 2030» sowie den Voranschlag in einer Doppelsitzung durchpauken.

Zudem sprach der Gemeinderat konstant von einem Sanierungsziel von 25 Millionen Franken und bezog sich dabei auf Berechnungen der Beratungsfirma PWC. Wer diesen als vertraulich eingestuften Bericht las, stellte fest, dass die Wirtschaftsprüfer von Annahmen ausgingen, die nicht realistisch waren (Investitionssumme von maximal 20 Millionen Franken, zu tiefes Wachstum der Personalausgaben, keine Erhöhung der Schuldzinsen). Doch selbst unter

«Nicht wer dich beschimpft oder dich schlägt, verletzt dich, sondern nur deine Meinung, dass diese Leute dich verletzen.» Epiktet (HB 20)



solch wenig realistischen Annahmen wies PWC einen Finanzierungsfehlbetrag aus von geschätzten 40 Millionen Franken.

Wieso die Bieler Regierung der Bevölkerung nicht reinen Wein einschenken wollte und stattdessen von den viel zu tief angesetzten 25 Millionen sprach, bleibt deren Geheimnis. Gewusst hätten es zumindest im Stadtrat eigentlich alle, denn eine Stadträtin sprach genau dieses Thema an, nur hören wollte es niemand.

Verwalterin des Irrsinns

Zu tragischen Figuren in diesem finanziellen Drama wurden zwei der Hauptakteure: Biels Stadtpräsident Erich Fehr (SP) und Finanzdirektorin Silvia Steidle (FDP). Fehr wurde von seinen Genossinnen und Genossen im Parlament derart desavouiert, dass ihm eigentlich nur zwei Möglichkeiten offenblieben: Rücktritt aus der Regierung oder Parteiaustritt. Denn seine Genossen und Genossinnen brachten es in einer emotionalen Budgetdebatte fertig, viele der vorgeschlagenen Sparmassnahmen zu beerdigen und dafür eine Variante vorzuschlagen, mit der die Steuern noch mehr erhöht worden wären, als es die Regierung anstrebte. Zudem beschlossen sie noch eine zusätzliche Stelle im Bereich Wohnungsbau, etwas, das nicht einmal die Regierung wollte.

Es kam, wie es kommen musste. Selbst der linke VPOD, die Gewerkschaft des Personals, gab für die auf den 27. November 2022 angesetzte Volksabstimmung über das Budget die Nein-Parole heraus, was einen wüsten Leserbriefstreit in den lokalen Medien auslöste. Die bürgerliche Minderheit in der Stadt erhob sich mit aller Macht, die Mitte mobilisierte wie noch nie zuvor. Der im Parlament mit Ideologie

Wieso die Regierung der Bevölkerung nicht reinen Wein einschenken wollte, bleibt deren Geheimnis.

durchgedrückte Budgetvorschlag war derart unsinnig, dass auch viele Linke ihm seine Unterstützung verweigerten. Am Schluss gab es eine heftige Klatsche: Fast 70 Prozent der Bieler lehnten das Budget an der Urne ab.

Nach diesem Debakel erklärte aber nicht der Stadtpräsident seinen Rücktritt, sondern seine beliebte Finanzdirektorin Silvia Steidle vom welschen Freisinn. Sie machte aus ihrer Ablehnung dieser Finanzvorlage nie einen Hehl. Kurz nach der Abstimmung und mitten im Kampf um einen neuen Budgetvorschlag, der im Frühling vors Volk muss, warf sie das Handtuch – nicht ohne den linksdominierten Gemeinderat und die ausgabenwütige Parlamentsmehrheit scharf zu kritisieren. Sie wolle keine Verwalterin dieses Irrsinns mehr sein und eine Buchhalterin oder das Protokoll verwaltende Sekretärin könne man billiger haben.

Der Schönheitsfehler daran: Die Finanzdirektorin hätte diese Worte viel früher äussern sollen. Sie hätte die dringend benötigte und nicht vorhandene Finanzstrategie schon längststens einfordern und durchsetzen müssen. Sie zog es jedoch vor, eine von allen geschätzte Finanzdirektorin zu bleiben und ihre bürgerlichen Wähler von der Notwendigkeit mehrfacher Steuererhöhungen zu überzeugen. Das Spiel von «Everybody's Darling» ging am Schluss nicht auf, weil Kompromissbereitschaft ja immer auch die Gegenseite braucht.

Und diese Gegenseite besteht derzeit aus einer Lifestyle-Linke, die wenig finanziellen Sachverstand, dafür aber umso mehr ideologische Klassenkampfrhetorik aufbringt und mit ihrer verheerenden Finanzpolitik den Eigennutz vor den Gemeinnutz stellt. Ironischerweise startete die Linke ihre Kampagne für das Budget unter dem Motto «Biel für alle».

Diese Allianz besteht im Wesentlichen aus einem Bündnis von Kulturschaffenden und Vertreterinnen der Sozialbehörden. Entstanden ist diese bizarre Truppe 2015. Damals schon erkannte der Gemeinderat, dass man es mit einem Betriebsdefizit von gegen 30 Millionen Franken zu tun hatte. Er lancierte daraufhin eine «Nachhaltige Haushaltssanierung» (NHS) und schlug relativ kühne Massnahmen vor, unter anderem eine 10-prozentige Kürzung der Subventionen an die grossen Kulturinstitutionen. Diese Sparmassnahmen sollten in derselben Höhe erfolgen wie eine erste Steuererhöhung. Das Parlament besass damals eine hauchdünne Mehrheit von bürgerlichen und Mitte-Vertretern.

Kampagne gegen den Kompromiss

Diese Mehrheit stellte sich hinter die gemeinderätlichen Kompromissvorschläge, unterstützte sowohl die Sparvorschläge wie auch die Steuererhöhung. Da die Regierung dann aber einen Teil ihrer eigenen Sparmassnahmen von sich aus wieder zurücknahm, verlor sie bei der bürgerlichen Seite viel Vertrauen.

Die NHS-Debatte war die Geburtsstunde des Komitees «Biel für alle». Mit einer beachtlichen Mobilisierungskraft sorgten dessen Vertreter dafür, dass die bürgerlichen Politiker an Sessionstagen einen Spiessrutenlauf durch einen Kordon wütender Musiker, Schauspieler, Kulturschaffender, Sleep-In-Mitarbeiter und

vielen anderen auf sich nehmen mussten. Die Mitglieder des Parlaments wurden beschimpft und auf der Tribüne als Sozial- und Kulturbauer diffamiert.

Trotz diesen Druckversuchen blieb die Allianz der finanzpolitischen Vernunft, wie sie sich nannte, standhaft und stimmte auch den reduzierten gemeinderätlichen NHS-Vorschlägen noch zu. Die Linken führten daraufhin eine vehemente Kampagne gegen diesen Kompromissvorschlag und hatten damit Erfolg. Das Budget wurde abgelehnt und viele Sparvorschläge rückgängig gemacht. In den darauffolgenden Stadtratswahlen im Herbst 2016 verloren die bürgerlichen und Mitteparteien ihre Mehrheit im Parlament. Damit war die letzte Chance vertan, Biel doch noch finanziell einigermassen auf Kurs zu bringen.

Weltfremdheit der Linken

2022, nach sieben weiteren Jahren des finanzpolitischen Blindflugs, gelang den bürgerlichen und Mitteparteien nun ein Sieg im Kampf gegen das Budget. Die linke Allianz verliess sich zwar auf ihre scheinbar bewährte Mobilisierungsfähigkeit und trommelte ihre Truppe wieder vor dem Parlament zusammen. Aber deren völlige Verkenntung der finanziellen Situation war offensichtlich. Die Bevölkerung liess sich nicht mehr mit den strukturkonservativen Rezepten aus der Umverteilungs-Mottenkiste abspesen. Der Preis dafür, dass es so lange dauerte, ist hoch. Denn Biel steht nun vor einem finanziellen Kollaps. Der Eingriff des Kantons steht bevor.

Als der Gemeinderat nach dem Abstimmungsdebakel zu einem ersten runden Tisch einlud, um das «Wie weiter» zu besprechen, gab es geknickte linke Vertreterinnen, die allen Ernstes fragten: «Steht es wirklich so schlimm um die Finanzen?» Besser kann man die Weltfremdheit wohl kaum ausdrücken, die bei einem Teil der Sozialdemokraten und Grünen derzeit herrscht.

Beim zweiten runden Tisch fragte der konsternierte Gemeinderat alle anwesenden Parteienvertreter: «Sind Sie sich einig, dass die finanzielle Situation der Stadt sehr ernst ist?» Diesmal gab es keinen Widerspruch. Und noch etwas war bemerkenswert. Waren am ersten Rundgespräch noch Vertreterinnen der Kulturinstitutionen dabei, welche die Wichtigkeit ihrer Existenz betonten und für die Beibehaltung der staatlichen Geldpipeline plädierten, so waren sie in der zweiten Runde nicht mehr eingeladen.

Offensichtlich hat sich sogar in Biel die Erkenntnis durchgesetzt: «Wenn man einen Sumpf trockenlegen will, muss man nicht die Frösche fragen.»



Alain Pichard ist übers Pensionsalter hinaus Lehrer in Biel sowie Mitglied des Grossen Rats des Kantons Bern und der kantonalen Bildungskommission.

Er hat seine Bilder mit Energie aufgeladen

Zum Tod des Berner Maler-Magiers Franz Gertsch.

Daniel Weber

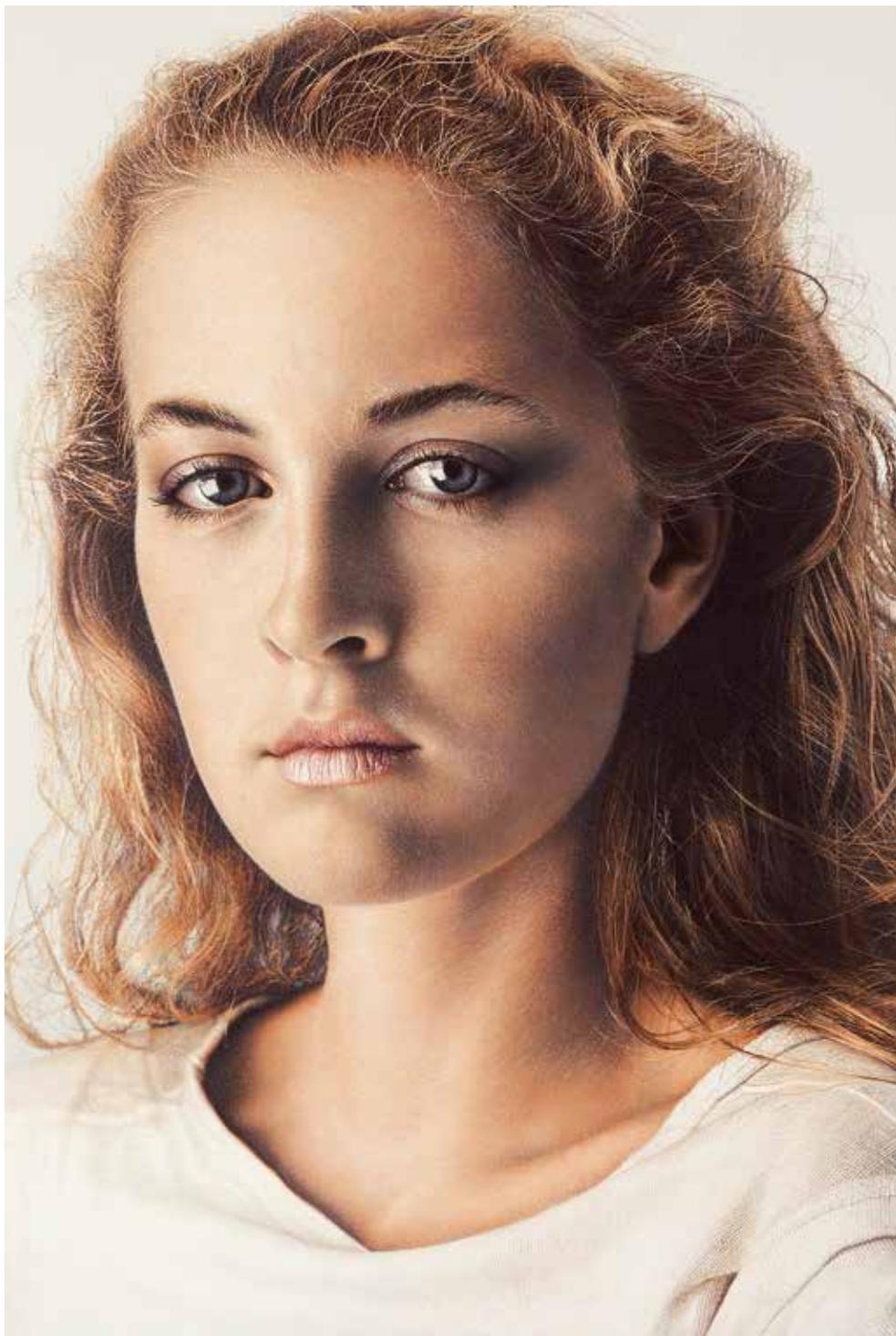
Die Bilder, die Franz Gertsch (1930–2022) malte, passen in keine normale Wohnung. Die fünfzehn Quadratmeter grossen Gemälde und Holzschnitte sind von einer monumentalen Wucht, die grosse Räume verlangt. Gertsch hatte das Glück, dass sein Galerist die grossformatigen Werke an Museen verkaufen konnte. Auf die Leinwand projizierte Dias dienten ihm als Vorlage für die Bilder; an jedem malte er ein Jahr. Schlagartig berühmt wurde er 1972, als sein Bild «Medici» an Harald Szeemanns Documenta 5 in Kassel gezeigt wurde.

Einschneidend war für Franz Gertsch die Begegnung mit Willy Michel. Der Unternehmer, der mit Medizinaltechnik ein Vermögen verdiente, besuchte den Maler 1997 im Atelier in seinem Bauernhaus im bernischen Rüscheegg, wo Gertsch an «Silvia I» arbeitete, einem seiner grossen Frauenporträts. Willy Michel wurde zum Sammler, Freund und Mäzen – 2002 baute er in Burgdorf ein Museum eigens für Franz Gertsch, der das Raumkonzept mitentwickelte, um seine Bilder am besten zur Geltung zu bringen.

Partitur, die interpretiert werden musste

Wer die Originale im Gertsch-Museum betrachtet, macht eine Erfahrung, die keine Reproduktion vermitteln kann: Die Etiketten «Fotorealismus» oder «Hyperrealismus» werden den Werken nicht gerecht. Besonders augenfällig wird das beim Zyklus der vier Jahreszeiten, die Gertsch alle vom gleichen Standpunkt aus gemalt hat. Was aus der Distanz von fast zwanzig Metern wirkt wie eine gestochen scharfe Fotografie, löst sich aus der Nähe auf in eine wilde Farbexplosion.

«Der Gegensatz zwischen Abstraktion und Realität ist schon meine Grundidee», hat Franz Gertsch einmal im Gespräch gesagt. Die fotografische Vorlage war für ihn wie eine Partitur, die interpretiert werden musste. Er hat seine Bilder nicht einfach abgemalt, sondern mit Energie aufgeladen. Das verleiht ihnen etwas Magisches und Geheimnisvolles, dem sich der Betrachter nicht entziehen kann.



Wilde Farbexplosion: «Johanna I» (1983) von Franz Gertsch.

Die Schere ist stumpf geworden

Der Blick nach China und Russland zeigt: Staatliche Medienzensur funktioniert nicht mehr.



Letzte Woche machte ich ein paar Tage Ferien. Ich verbrachte sie im eher östlichen Teil unseres Planeten.

Ich las darum jeden Tag die *China Daily*. Die englischsprachige *China Daily* hat eine gedruckte Auflage von 900 000 Stück und wird auch ausserhalb von China vertrieben. Dazu las ich täglich die *Global Times*. Sie hat eine gedruckte Auflage von über zwei Millionen Exemplaren und hat neben der chinesischen eine englische Ausgabe. Manchmal las ich online auch noch die *South China Morning Post* aus Hongkong.

Die *China Daily* gehört der Regierung der Volksrepublik, die *Global Times* gehört Chinas Kommunistischer Partei. Die *South China Morning Post* gehört dem Online-Handelskonzern Alibaba.

Die Lektüre war darum interessant, weil während meiner Ferien die Covid-Epidemie in China ausser Kontrolle geriet. Die Infektionen stiegen, je nach Quelle, bis auf drei Millionen pro Tag, die Krankenhäuser waren am Anschlag.

Ich war denn einigermassen erstaunt, dass die staatlichen *China Daily* und *Global Times* aus diesen Fakten überhaupt kein Geheimnis machten. Unverblümt berichteten sie, in Provinzen wie Quzhou oder Sichuan seien bis zu 65 Prozent der Bevölkerung infiziert und die Spitäler von Beijing würden vor schweren Fällen platzen. Auch die Kritik der WHO, die China fehlende Transparenz vorwarf, wurde prominent abgehandelt.

China Daily titelte gar: «Krematorien im 24-Stunden-Betrieb». Alarmistischer hätten diese Schlagzeile auch unsere Boulevard-Journalisten vom *Blick* nicht hinbekommen.

Die *South China Morning Post*, seit je das unabhängigste Blatt des Landes, kritisierte die chinesische Regierung und ihre Covid-Strategie scharf. Mit ihrer «Politik der Achterbahn» habe sie die Nation in eine «traumatisierte Lage» hineingeritten.

Nach harter Zensur riecht das nicht.

Ich glaube, in Katastrophenfällen, von Pandemien bis Kriegen, ist mit klassischer Zensur heute nicht mehr viel zu retten. Jede Bevölkerung hat inzwischen genug Kanäle, um sich ein objektives Bild zu machen. Echte Zensur

Jede Bevölkerung hat inzwischen genug Kanäle, um sich ein objektives Bild zu machen.

funktioniert allenfalls noch, wenn man den Bürgern den Internetzugang und die Social Media rigoros abdreht, so wie in den exotischen Diktaturen von Myanmar, Eritrea und Nordkorea.

Chinas Führungsspitze um Xi Jinping hat bei Corona offenbar dazugelernt. Als Ende 2019 in Wuhan die Epidemie ausbrach, versuchte es Chinas Zensurbehörde erst mit dem üblichen Vorgehen: Vertuschen, Verschweigen, Verhindern. Die Informationskontrolle heizte den Unmut in der Bevölkerung zusätzlich an, so dass sich China schliesslich gezwungen sah, unter dem Druck der Öffentlichkeit die bisherige Null-Covid-Politik und Null-Covid-Information spektakulär über Bord zu werfen.

Auch in Russland griff die Zensur-Zange nicht wie gewünscht. Nach dem Beginn des

Ukraine-Kriegs verbot die Regierung von Wladimir Putin soziale Medien wie Twitter und Facebook. Zugleich machte man Druck auf die vom Kreml unabhängigen Medien wie den *Kommersant* und den Radiosender Echo Moskwy. Die *Nowaja Gaseta*, das kritischste Blatt Russlands, verlegte darauf seine Redaktion nach Lettland.

Der Effekt blieb bescheiden. Russen können sich im Internet frei bewegen. Die Zahl der VPN-Verbindungen im Land ist explodiert, mit denen man die staatliche Medienkontrolle umgehen und auch auf ausländische Quellen zugreifen kann. Putins Landsleute wissen genau, was abgeht rund um den Ukraine-Krieg. Die Schere des Manns im Kreml ist ziemlich stumpf geworden.

Damit sind wir zurück in meinen letzten Ferien. Ich habe da etliche Russen getroffen, meist an der Bar und auf dem Golfplatz. Natürlich haben wir auch über die Ukraine geredet. Die Russen waren bestens informiert, wann und warum ihre Streitkräfte arge Niederlagen einstecken mussten und in welchem üblem Zustand, militärisch wie moralisch, Putins Soldateska ist. Einer nannte sie eine «clown army». So richtig gegen den Krieg, allerdings, war keiner.

Man muss immer vorsichtig sein, wenn man einen generellen Wandel in den Medien beschreibt. Man ist oft zu vorschnell. Aber mit Blick auf Chinas Pandemie und Russlands Krieg kann man sagen: Staatliche Medienzensur funktioniert nicht mehr. Auch autokratische Grossmächte haben die freie Information nicht mehr unter Kontrolle.

«In diesem Krieg geht es um Deutschland»

Der französische Historiker Emmanuel Todd sagte den Zusammenbruch der Sowjetunion voraus. Heute sieht er die USA im Niedergang. Frankreich werde ausgelacht, die Briten handelten kopflos. Am schlimmsten stehe es um die Deutschen, die zur Zielscheibe der Amerikaner geworden seien. Russland hingegen gehe es besser, als viele westliche Beobachter meinen.

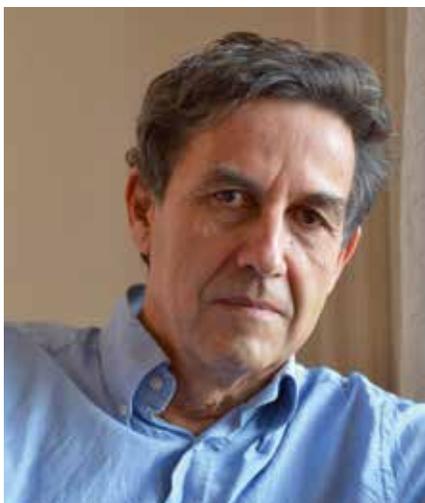
Jürg Altwegg

Weltwoche: Vielen Dank, *cher* Emmanuel, für die Bereitschaft zu diesem Gespräch. Sie haben sich in letzter Zeit in der Öffentlichkeit nicht geäußert.

Emmanuel Todd: Ich war in Japan, wo ein Buch von mir erschienen ist. Es ist ein Bestseller, von dem es keine französische Originalausgabe gibt. Sein Thema ist der Krieg in der Ukraine. In Frankreich habe ich mich nicht in die Debatten eingemischt. Ihnen gebe ich das erste Interview, denn Sie schreiben auf Deutsch. In diesem Krieg geht es um Deutschland.

Weltwoche: Bevor wir über den Ukraine-Krieg sprechen, interessiert mich Ihre Einschätzung zu einer Nachricht, die jüngst die Runde machte: Die Weltbevölkerung hat die Marke von acht Milliarden Menschen überschritten. Was sagt der Demograf zu dieser Zahl?

Todd: Sie macht mir keine Angst. Beunruhigend ist die Tatsache, dass die Geburtenzahlen in allen entwickelten Ländern zurückgehen. In Deutschland und Japan sind sie seit langem unterdurchschnittlich: 1,4 und 1,5 Kinder pro Frau. Für die Erneuerung der Bevölkerung reicht das nicht. Jetzt sind die anderen Länder auch auf dieses Niveau zurückgefallen. In den USA hatte eine Frau zwei Kinder, inzwischen sind es 1,6; in China 1,3.



«Krise des Westens»: Forscher Todd.

Weltwoche: Gleichzeitig wächst die Weltbevölkerung.

Todd: Wir haben eine schwierige Zeit mit vielleicht zehn Milliarden Menschen vor uns. Aber sie wird nicht lange dauern. Wirklich gravierend ist die demografische Depression. Taiwan und Korea produzieren die meisten Halbleiter auf der Welt. In Südkorea bringen die Frauen 0,8 Kinder zur Welt. In den produktivsten Industrieländern bricht die arbeitende Bevölkerung zusammen. In China, der Fabrik der Welt, geht in den nächsten zwanzig Jahren die Zahl der Arbeitskräfte um 35 Prozent zurück. Das ist einer der Gründe für die Inflation.

Weltwoche: Und die Bevölkerungsexplosion in Afrika?

Todd: Vielleicht wird man in Kürze ganz froh sein, dass es afrikanische Arbeitskräfte gibt.

Weltwoche: 1976 prophezeiten Sie den Zusammenbruch der Sowjetunion aufgrund der demografischen Entwicklung. Welche Rolle spielt die Demografie im Krieg in der Ukraine?

Todd: Wie in den ersten beiden Weltkriegen geht es um das Gleichgewicht zwischen den Grossmächten. Der Unterschied: Damals hatten wir es mit einer demografischen Expansion zu tun, heute mit einer Depression. Ein Jahrhundert lang hatten die Bevölkerungszahlen zugenommen: um 110 Prozent in Grossbritannien, 160 Prozent in Deutschland, 166 Prozent in Russland und 525 Prozent in den USA. In Frankreich beschränkte sich das Wachstum auf 16 Prozent. Das Land war im Bereich des Automobils, des Baus von Flugzeugen, in der Film- und Atomindustrie führend.

Weltwoche: Worauf bezog sich Ihre Gewissheit, dass die Sowjetunion zusammenbrechen würde?

Todd: Auf die Zunahme der Kindersterblichkeit. Ich war damals 25. Heute benutze ich die gleichen Parameter. Als Putin an die Macht kam, ging die Kindersterblichkeit rapide zurück. Heute ist die Kindersterblichkeit in den Vereinigten Staaten höher als in Russland. Nicht Russland – Amerika steckt in der Krise.

Weltwoche: Diesen Niedergang beschrieben Sie 2002 in «Weltmacht USA: Ein Nachruf».

Todd: Er hat sich bestätigt. Die USA zogen sich aus Afghanistan und dem Irak zurück. Den Aufstieg des Iran konnten sie nicht stoppen. Genauso wenig wie jenen Chinas. Die Saudis nehmen die USA nicht mehr ernst. In Amerika steigt die Sterblichkeit, die Lebenserwartung sinkt. Alle Zeitungen schreiben: Der Westen ist normal und Putin geisteskrank. Die Russen sind blutrünstige Monster. Die Demografie sagt



«Mit Weltkriegen ist es immer dasselbe:»

etwas anderes: Russland ist stabiler und seine Gesellschaft zivilisierter geworden. Was in Russland passiert, ist mir völlig klar. Ich verstehe Putins Denken und Handeln und kann es in drei Minuten erklären. Die Russen sind brutal und rational, sogar ihre Lügen sind quasi vernünftig. Mir ist sehr wohl bewusst, dass ich völlig anders denke und fühle als meine Zeitgenossen. Darum habe ich mich nicht mehr geäußert.

Weltwoche: Sie sprachen vor ein paar Tagen, als Sie auch dieses Interview absagen wollten, ziemlich verzweifelt von der «westlichen Irrationalität».

Todd: Das Verhalten des Westens ist für mich ein einziges Rätsel. Die Implosion der Sowjetunion konnte ich damals nur verstehen, weil ich ein leidenschaftlicher Leser von Science-Fiction-Romanen bin. Jetzt, in diesem Krieg, kommt es mir vor wie in Philip K. Dicks «Ubik»: Man weiss nie, wo man ist. Die Zeitungen erzählen uns, wie die Russen auf Gefängnisse schiessen, die sie besetzt haben. Dass sie Atomkraftwerke beschossen, die sie vor Ort kontrollieren. Dass sie Pipelines in die Luft jagen, die sie selber gebaut haben.

Weltwoche: Wer ist für die Sabotage von Nord Stream verantwortlich?

Todd: Natürlich die Amerikaner. Aber das ist völlig unwichtig. Es ist normal. Wichtig ist die Frage: Wie kann eine Gesellschaft glauben, dass es die Russen gewesen sein könnten? Wir haben es hier mit einer Umkehrung der möglichen Realität zu tun. Das ist viel schlimmer. Das Studium einer solchen Gesellschaft ist faszinierend. Darüber schreibe ich jetzt ein Buch. Es wird mein letztes sein. Meine Tätigkeit als Autor

«Ich verstehe Putins Denken und Handeln und kann es in drei Minuten erklären.»

begann mit dem Essay über den Zusammenbruch der Sowjetunion. Ich will sie mit einem Werk der Vernunft über den dritten Weltkrieg abschliessen. Ich verweigere mich dem herrschenden Realitätsverlust, unter dem vor allem die Europäer leiden, und will versuchen, ihn zu verstehen. Eine meiner Hypothesen ist der Zusammenbruch der protestantischen Welt.

Weltwoche: Der Realitätsverlust unterscheidet Europa von den Russen?

Todd: Auch von den Amerikanern, die sehr wohl wissen, was sie tun. Ihre Vorstellung von Macht ist klar und zynisch. Zur Durchsetzung ihrer Interessen haben sie immer wieder Kriege geführt – auch angezettelt. Sie können Putin sehr wohl verstehen. Auch die Russen sprechen von Machtverhältnissen, aber ihre Sprache ist defensiv. Die Europäer schwadronieren von Frieden und der Verbreitung ihrer humanistischen Werte ohne Armee. Das geopolitische Denken ist ihnen abhandengekommen. Zwischen der offensiven Strategie der Amerikaner und der defensiven Strategie der Russen befinden sich die Europäer in einem atemberaubenden Zustand der geistigen Verwirrung. Das gilt ganz besonders für Deutschland.

Weltwoche: Wie erklären Sie sich ihre Verwirrung? Mit Schuldgefühlen und dem Bemühen, in diesem dritten Weltkrieg auf der guten Seite zu stehen?

Todd: Nein. Nein! Ganz und gar nicht. Ich habe sehr viel Mitgefühl mit den Deutschen. Frankreich spielt in diesem Krieg keine Rolle.



Es kommt völlig anders, als man denkt»: G7-Gipfel auf Schloss Elmau (D), Juni 2022.



«Spirale der Selbsterstörung»: Präsident Selenskyj wendet sich via Mobiltelefon an die ukrainische Bevölkerung, 26. Februar 2022.

Sein Gewicht ist null. Macron redet, Macron reist – alle lachen über Macron. Er ist nicht der Schlimmste, denn er ist bei weitem nicht der Russenfeindlichste. Deutschland ist ein Land, das sich vom Krieg losgesagt hat. Ein Land praktisch ohne Armee. Das so wenig Kinder zeugt, dass seine hauptsächliche Sorge darin besteht, Arbeitskräfte für die Erhaltung seiner Industrie ins Land zu holen. Es befand sich in der gleichen Lage wie Japan. Aber Japan hat sich anders entschieden. Japan will keine Einwanderer, Japan will Japan bleiben. Dafür war es bereit, viel Macht zu verlieren und seine Industrie nach China auszulagern. Deutschland hingegen hat seine Industrie aufrechterhalten. Es interessiert sich nur für die Wirtschaft. Seine Logik war: Russland liefert Gas, unsere beiden Länder sind komplementär. Und seit 1945 sorgt Amerika in einer Welt, für die wir keine Bedrohung mehr sein wollen, für unsere Sicherheit. Aus dieser durch und durch rationalen Überlegung heraus entstand das Projekt Nord Stream. Es ging darum, die von der Ukraine und Polen erhobenen Abgaben zu umgehen. Deutschlands Tragödie besteht darin, dass es noch immer daran glaubte, von den Vereinigten Staaten beschützt zu werden.

Weltwoche: Und das ist nicht mehr der Fall?

Todd: Zbigniew Brzezinski hatte nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion in «Die einzige Weltmacht» Eurasien als neues «grosses Schachbrett» der Weltpolitik bezeichnet. Die

russischen Nationalisten und Ideologen wie Alexander Dugin träumen tatsächlich von Eurasien. Auf diesem «Schachbrett» muss Amerika seine Vorherrschaft verteidigen – das ist die Doktrin Brzezinskis. Also die Annäherung von Russland und China verhindern. Die Finanzkrise von 2008 hat deutlich gemacht, dass Deutschland mit der Wiedervereinigung zur führenden Macht in Europa wurde und damit auch ein Rivale der USA. Bis 1989 war es politisch ein Zwerg. Nun liess Berlin seine Bereitschaft erkennen, sich mit den Russen einzulassen. Der Kampf gegen diese Annäherung wurde zu einer Priorität der amerikanischen Strategie. Dass sie das

«Deutschlands Tragödie besteht darin, dass es glaubte, von den USA beschützt zu werden.»

Gasabkommen torpedieren wollten, hatten die USA stets deutlich gesagt. Der Ausbau der Nato in Osteuropa war nicht in erster Linie gegen Russland gerichtet, sondern gegen Deutschland. Deutschland, das seine Sicherheit Amerika anvertraut hatte, wurde zur Zielscheibe der Amerikaner. Ich empfinde sehr viel Mitgefühl für Deutschland. Es leidet an diesem Trauma des Verrats durch den beschützenden Freund – der 1945 auch ein Befreier war.

Weltwoche: Und Putin hatte keine andere Wahl, als die Ukraine zu überfallen!?

Todd: Der Westen hat Russland provoziert. Der amerikanische Politologe John Mearsheimer hat nüchtern festgehalten, dass die Zusammenarbeit der Briten und Amerikaner mit seiner Armee die Ukraine faktisch zum Nato-Mitglied machte. Sie wurde aufgerüstet, um Russland anzugreifen. Putins Angriff war eine defensive Invasion. Er hatte diese Reaktion angekündigt und mit Krieg gedroht.

Weltwoche: Und so ist es gekommen?

Todd: Mearsheimer argumentierte, dass die Ukraine für Russland von existenzieller Wichtigkeit sei. Den Sieg Putins hielt er für eine Gewissheit. Er dachte aber auch, dass die USA die Ukraine aufgeben würden. In diesem zweiten Punkt irrte er sich. Dieser Krieg ist auch für sie von existenzieller Wichtigkeit: Falls Russland gewinnt, bricht das imperiale System der Vereinigten Staaten zusammen. Ihre Verschuldung ist phänomenal. Zur Erhaltung ihres Wohlstands sind die USA auf den Tribut der anderen Länder angewiesen.

Weltwoche: Aber plante die Ukraine wirklich einen Angriff auf Russland?

Todd: Er war in Vorbereitung. Zusammen mit Amerika, Grossbritannien und Polen wollte die Ukraine die russischen – wirklich russischen! – Gebiete im Donbass zurückerobern. Auch die Krim.

Weltwoche: Der Donbass und die Krim waren Teile des souveränen Staats Ukraine.

Todd: Lassen Sie mich ausreden.

Weltwoche: Bitte! Wir kommen auf die Frage zurück.

Todd: Ich leide wegen der Ukraine, es ist schrecklich, was ihr angetan wird. Sie war nie wirklich das Problem. Am Anfang ging es darum, die europäische Wiedervereinigung unter deutscher Vorherrschaft zu vereiteln. Die geostrategischen Beziehungen belegen es. Die Wahrheit der Nato sieht so aus: Sie besteht aus der Achse Washington–London–Warschau–Kiew. Deutschland und Frankreich sind ihre Juniorpartner, mit ihrer vorherrschenden Stellung in Europa ist es vorbei. Die Polen und die Ukrainer beschimpfen und beleidigen permanent die Deutschen. Für sie ist das unerträglich. Die Macht, die sie zu beschützen vorgab, hat nichts unversucht gelassen, um die vorherrschende Stellung Deutschlands in Europa zu zerschlagen. Deutschland befindet sich in einer Lage, die es in kognitiver Hinsicht überfordert.

Weltwoche: Wie meinen Sie das?

Todd: Die Deutschen wollten nicht in den Krieg. Scholz, der mir ein sehr vernünftiger Mensch zu sein scheint, wurde kritisiert, weil er sich nicht engagieren wollte. Krieg ist grauenhaft, scheusslich, ekelhaft, schrecklich. Die Deutschen wissen nur zu genau, dass Nord Stream von den Amerikanern zerstört wurde. Durch eine gemeinsame militärische Aktion der Amerikaner, Briten und Polen. Gegen Deutschland. Aber sie können es nicht sagen. In Tat und Wahrheit sind die Deutschen von den Amerikanern angegriffen worden. Man wollte sie vom russischen Gas abkoppeln. Immerhin – Deutschland hat nicht völlig kapituliert: Scholz reiste nach Peking. Deutschland verweigert den Amerikanern die Abnabelung von China.

Weltwoche: Das klingt ziemlich verrückt.

Todd: Nur so – rational – kann man die bizarren und widersprüchlichen Verhaltensweisen in diesem Krieg verstehen. Einerseits ist das Zusammenspannen der chinesischen und deutschen Wirtschaft vernünftig. Und weil China langfristig ein Verbündeter der Russen bleiben wird, bedeutet es auch, dass Deutschland nicht vollständig im westlichen Lager aufgeht. Gleichzeitig wird diese provozierende Reise nach China durch die Anerkennung des Holodomor als Genozid kompensiert. Das ist grotesk. Im Kontext eines beginnenden dritten Weltkriegs will das deutsche Parlament darüber bestimmen, was ein Genozid ist und was nicht. Die Deutschen sind sich der Tragweite dieses Schritts nicht bewusst. Sie setzen damit den Holodomor – der, nebenbei gesagt, proportional weniger Tote forderte als die Grosse Hungersnot in Irland – auf eine Stufe mit der Shoah. Mit ein bisschen Boshaftigkeit könnte man die Abstimmung im Bundestag als antisemitisch bezeichnen. Dass sie Auschwitz relativiert. In diesem Krieg hat man den Eindruck, als wolle die Welt Deutschland in den Wahnsinn treiben.

Weltwoche: Diesen Wahn meinte ich mit der Bemerkung, dass sich Deutschland dieses Mal auf der guten Seite fühlt: Es hat sich ohne äusseren Zwang in diesen Zustand versetzt. Als Kompensation seiner historischen Schuld.

Todd: Nein. Nein! Natürlich gibt es eine Mitverantwortung. Aber in diesem Krieg geht es um Interessen, zu deren Durchsetzung schon immer Kriege geführt wurden: Gas, Machtansprüche, Territorien.

Weltwoche: Der Westen – Europa – spricht von Freiheit, Demokratie, Menschenrechten, die in der Ukraine verteidigt würden, und vergleicht Putin mit Hitler. Putin sagt, er kämpfe für die Entnazifizierung der Ukraine. Er sieht dort Neonazis am Werk, die sich 2014 an die Macht geputscht hätten und seither einen Genozid an den Russen im Osten des Landes begehen würden. In jeder Kriegepredigt verhöhnt er den Niedergang der westlichen LGBT-Zivilisation. Auch das ist nicht besonders rational.

Todd: Die Art und Weise, wie sich die LGBT-Thematik in die rhetorische Kriegsführung eingemischt hat, ist in der Tat sehr bemerkenswert. Der Westen wirft den Russen Homophobie vor, und die Duma reagiert mit noch strengeren Gesetzen gegen die LGBT-Propaganda. An dieser Front wird der Bruch zwischen dem Westen und dem Rest der Welt deutlich sichtbar. Letzterem sind die westlichen Werte und seine Demokratie gleichgültig, gegen seine moralischen Lektionen

«Russlands Wirtschaft ist nicht zusammengebrochen. Kein Mensch kann das erklären.»

verwahrt er sich. Der Krieg in der Ukraine interessiert ihn nicht. Man kann diesen Graben auch mit anthropologischen Argumenten erklären. Im Westen sind die bilateralen Verwandtschaftssysteme vorherrschend: Die Seiten der Väter und Mütter sind gleich wichtig. Die dominierende Lebensform ist die Kleinfamilie, der Individualismus prägt die Gesellschaft. Im Rest der Welt herrscht die Kultur der Patrilinearität: Der soziale Status des Kindes hängt einzig vom Vater ab. So ist es in Russland, China, in der arabischen Welt und in Afrika. Das ist der vielleicht gefährlichste Aspekt dieses Kriegs: Unter dem Diskurs der Werte gibt es ein unterschiedliches anthropologisches Unbewusstsein. Bezüglich der LGBT-Frage können sich die beiden Welten nicht verstehen und einigen.

Weltwoche: Das heisst, die moralische Beurteilung dieses Kriegs führt in die Ausweglosigkeit?

Todd: Ich unterschätze die Bedeutung der Moral keineswegs. Ich hasse den Krieg. Ich wollte ihn nicht kommentieren, weil ich mich nicht besonders kompetent oder gar berufen fühle, ethische Werte zu predigen. Allerdings wünschte ich mir, dass die Deutschen begreifen

«Wie ein Ziel nicht aufgestellt wird, damit man es verfehle, so wenig entsteht das Böse von Natur aus in der Welt.» Epiktet (HB 27)



würden: Die Seite des Guten, auf der sie stehen möchten, ist diesmal nicht jene der Vereinigten Staaten. Das Gute bedeutet: diesen Krieg beenden. Aber als Historiker analysiere ich ihn ohne Sentimentalität. Und da stellt sich die Frage: Wer wird gewinnen?

Weltwoche: Und – Ihrer Ansicht nach?

Todd: Mit Weltkriegen ist es immer dasselbe: Es kommt völlig anders, als man denkt. Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs waren alle überzeugt, dass er sehr schnell vorbei sein würde. 1940 galt die Maginot-Linie als unüberwindbar und Frankreichs Armee als stärkste der Welt. Diesmal herrschte die Vorstellung von den übermächtigen Russen. Völlig unerwarteterweise hat die ukrainische Armee dem Angriff standgehalten – dank der Unterstützung. Die Sanktionen wurden in der Überzeugung erlassen, dass sie Russland in die Knie zwingen würden. Aber seine Wirtschaft ist nicht zusammengebrochen. Kein Mensch kann das erklären. Das Bruttosozialprodukt von Russland – Belarus inbegriffen – beträgt 3,3 Prozent des gesamten Bruttosozialprodukts des Westens. Gegenüber dem Dollar hat der Rubel seit Ausbruch des Kriegs um 23 Prozent zugelegt, 36 Prozent gegenüber dem Euro. Inzwischen stellt sich nicht mehr die Frage, ob die russische Wirtschaft widerstehen kann. Sondern die europäische. Darum rede ich so wenig über die Ukraine.

Weltwoche: Sie hat den Holodomor und den Holocaust erlebt. Jetzt ist sie der Schauplatz des dritten Weltkriegs.

Todd: Vergessen Sie das. Mir ist der Preis, den die Ukraine bezahlt, sehr wohl bewusst. Die Zerstörung des Landes. Die Toten und Verletzten. Das Leben im Krieg ist fürchterlich. Es ist zunehmend ein Zermürbungskrieg, ein Abnutzungskrieg, in dem die militärische und industrielle Macht konvergieren. Gerade bezüglich der industriellen Potenz der Kontrahenten hatten wir völlig falsche Vorstellungen. Obwohl eine nüchterne Analyse eine andere Einschätzung aufgedrängt hätte. Nach dem Zweiten Weltkrieg betrug der Anteil der USA an der weltweiten Industrieproduktion 45 Prozent. Inzwischen sind es noch maximal 27 Prozent. Im Bereich des Maschinenbaus ist China mit 29 Prozent führend. Es folgen Deutschland und Japan mit je ungefähr 15 Prozent. Um den vierten Platz rivalisieren Italien und die USA mit je 7 Prozent. China hat die amerikanische Arbeiterschaft zerstört, und weil Trump das erkannt und gesagt hat, wurde er Präsident.

Weltwoche: Wie steht es um die industrielle Stärke und Reserven der Russen? >>>

EMMANUEL TODD

Erfindung Europas

Der 1951 bei Paris geborene Historiker und Demograf Emmanuel Todd analysiert Bevölkerungszahlen, Familiensysteme, Verwandtschaftsstrukturen, Migrationsbewegungen und Mischehen. Er steht unter dem Einfluss des Historikers Emmanuel Le Roy Ladurie, eines Vertreters der «Nouvelle Histoire». In «La chute finale» kündigte Todd 1976 die Implosion der Sowjetunion an und begründete sie mit demografischen Statistiken. Er schrieb Bücher über die «Erfindung» Frankreichs und Europas.

Als Wissenschaftler fühlt er sich dem politischen Engagement verpflichtet. Er bekämpfte die Einführung des Euro. Ein internationaler Bestseller wurde «Weltmacht USA: Ein Nachruf». Nach dem Attentat auf die Twin Towers bezog sich Bin Laden in einem seiner Videos, die er auf der Flucht Al-Dschasira zukommen liess, auf Todd: «Der Mann, der den Zusammenbruch der Sowjetunion voraussagte und jetzt das Ende der USA prophezeit». Weil Todds Bücher in Japan ganz besonders erfolgreich sind, bezeichnet er sich gelegentlich als «Mireille Mathieu der Geisteswissenschaften». Die französische Sängerin ist im Land der aufgehenden Sonne ausserordentlich populär.

Todds eigene Verwandtschaft und deren Geschichte entziehen sich wie sein Werk allen Statistiken und traditionellen Modellen. Sein Vater ist der Schriftsteller und Journalist Olivier Todd, seinerseits Sohn des jüdischen Architekten Julius Oblatt



«Nouvelle Histoire»: Demograf Todd.

(aus Österreich-Ungarn) und der militanten Lesbierin Dorothy Todd, die in den zwanziger Jahren in London die britische Ausgabe der *Vogue* leitete. Mütterlicherseits ist Emmanuel Todd der Enkel des Schriftstellers Paul Nizan, der mit dem späteren Literatur-

nobelpreisträger Jean-Paul Sartre in die Schule ging und 1940 in Dünkirchen fiel. Seine Mutter war eine Cousine des Ethnologen Claude Lévi-Strauss. Emmanuel Todd hat vier Kinder von drei Frauen.

Jürg Altwegg

Todd: Auf beiden Seiten kommen zusehends weniger hochentwickelte Waffen zum Einsatz, man kann nicht abschätzen, welche Seite zuerst aufgeben wird. Der Krieg macht das fundamentale Problem der Amerikaner bewusst: Es fehlt ihnen an Ingenieuren. In den USA werden 7 Prozent der Studenten zu Ingenieuren ausgebildet. In Russland sind es 25 Prozent.

Weltwoche: Bei einem vergleichbaren intellektuellen Niveau?

Todd: Es ist in Russland zweifellos höher. Die Amerikaner kompensieren ihr Defizit mit der Einwanderung. Die Hälfte der amerikanischen Wissenschaftler und Ingenieure kam ausserhalb des Landes zur Welt. Es handelt sich vor allem um Inder und Chinesen. Man kann sich ausrechnen, was passiert, falls China die Auswanderung seiner Studenten verbietet. Die Waffenindustrie ist auf Ingenieure angewiesen. Auch eine moderne Armee besteht aus Ingenieuren. Ich habe Putins

«Der Westen hat die Russen völlig unterschätzt, sein intellektuelles Defizit ist erschreckend.»

Texte gelesen. Er weiss um die Schwäche der Amerikaner und die Deindustrialisierung. Ihm ist bewusst, dass ihre Wirtschaft zum Teil auf fiktiven Werten beruht und sie ihren Wohlstand der Notenpresse verdanken. Deshalb hat er es gewagt, sie anzugreifen. Ich habe keine Ahnung, wie es sich mit dem gegenwärtigen Kräfteverhältnis verhält. Die Nato ist dabei, ihre Bestände zu verbrauchen. Russland genauso. Trotz seines lächerlich kleinen Bruttosozialprodukts ist es in der Lage, den Amerikanern zu widerstehen. Der Westen hat die Russen völlig unterschätzt, sein intellektuelles Defizit ist erschreckend.

Weltwoche: Putin und die Russen sind intelligenter?

Todd: Ihre Strategie setzt auf die «longue durée» des amerikanischen Niedergangs. Amerika kompensiert ihn mit dem Druck auf seine alten Protektorate. Die Kontrolle über Europa – vor allem Deutschland – und Japan ist zu seiner Priorität geworden. Gegen seinen Krieg im Irak hatten Chirac, Schröder und Putin an einer gemeinsamen Pressekonferenz protestiert. Seither hat Amerika das erreicht, was man auf Deutsch die «Gleichschaltung» Europas nennt. Der Rest der Welt aber hält es mit Russland. Als es kommunistisch war, verbreitete es Angst und Schrecken. Es war atheistisch, imperialistisch. Heute steht Russland für eine konservative Weltsicht und verteidigt die Souveränität der Völker und Nationen, die alle ein Recht auf Existenz haben.

Weltwoche: Ausser der Ukraine. Ihr hat Putin nicht nur dieses Recht abgesprochen. Er hat ihre Existenz geradezu negiert.

Todd: Putin hatte verlangt, dass in den russischsprachigen Gebieten die Sprache res-

pektiert wird. Und er wollte, dass die Ukraine nicht der Nato beitrifft. Dieser Krieg hätte vermieden werden können.

Weltwoche: Ganz einfach: Niemand hat Putin zum Überfall gezwungen.

Todd: Deutschland und Frankreich sind mitverantwortlich. Man war ständig in Kiew. Europa träumte von seiner Ausdehnung nach Osten, in die Ukraine. Ausgelöst hat die russische Reaktion die militärische Aufrüstung, Ausbildung und «Beratung» der ukrainischen Armee. Wenn die Nato darauf verzichtet hätte, die Ukraine zu einem Teil ihres militärischen Dispositivs zu machen, hätte es diesen Krieg nicht gegeben.

Weltwoche: Das alles geschah mit Einwilligung der Ukraine, und niemand hat Putin gezwungen, dieser Provokation in die Falle zu gehen.

Todd: Donezk befindet sich hundert Kilometer von der russischen Grenze entfernt. Die Distanz zu Washington beträgt 8400 Kilometer. Der Krieg spielt sich an der Grenze Russlands ab. Auch deshalb ist es ein defensiver Krieg – ein Verteidigungskrieg. Ich stelle die Existenzberechtigung der Ukraine nicht in Frage. Und als Anthropologe habe ich gute Argumente, ihre Existenz zu untermauern: Die Familienstrukturen in der Ukraine sind der liberalen und individualistischen Tradition Europas sehr viel näher als dem patriarchalen, autoritären System Russlands.

Weltwoche: Was sagt die Demografie über die Ukraine aus?

Todd: Es hat seit 2001 keine Volkszählung gegeben. Die Bevölkerung nimmt rapide ab. Welche Regionen sind betroffen, wer ist ausgewandert, wer ist geblieben? Man weiss es nicht. Heute wird das Land als angehende Demokratie verklärt. Zu Beginn des Kriegs war es ein *failed state* und völlig korrupt. Die Ukraine wird fremdfinanziert, sie ist kein klassischer Staat mehr. Das wenige, was ich weiss: Das Land ist fähig, Krieg zu führen. Aber ich habe keine Ahnung, wie es funktioniert. Kaum war es befreit, weigerte es sich, die Kontrolle über die russischen Gebiete abzugeben. Das ist ein bekanntes Verhalten, diesen Fall hat es zwischen den Weltkriegen mehrfach gegeben. Der Anspruch der Ukraine, zwei relativ kleine Regionen gegen deren Willen und jenen des zehnmal mächtigeren Nachbarn Russland behalten zu wollen, ist nicht vernünftig. Er ist absurd. Russland verlangte Garantien für seine Sicherheit. Und es forderte für die russischen Bevölkerungen im Donbass und auf der Krim, die wirklich russisch sind, ein Leben, das ihre kulturelle Autonomie respektiert. Dieser Krieg hätte nicht ausbrechen dürfen. Wie alle Kriege.

Weltwoche: Und jetzt ist es ein Weltkrieg.

Todd: Wenn Russland überlebt, den Donbass und die Krim behält, wenn seine Wirtschaft weiterhin funktioniert und es seine Handelsbeziehungen neu gestalten kann, mit China



«Heute verteidigt Russland die Souveränität der Völker und Nationen»: Präsident Putin, 31. Dezember 2022.

und Indien – dann hat Amerika den Krieg verloren. Und in der Folge wird es seine Alliierten verlieren. Deshalb werden Amerika und die Nato weitermachen. Und darum handelt es sich um einen Weltkrieg, der andauern wird. Seine hauptsächlichste Ursache ist die Krise des Westens.

Weltwoche: Die sie mit der Demografie und der Desindustrialisierung begründen.

Todd: Der Westen besteht aus den Atlantikstaaten USA, Grossbritannien und Frankreich. Sie haben der Welt die Aufklärung, die Vernunft, den Liberalismus beschieden. Die Abwicklung der Industrie zugunsten einer Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft ist ihnen gemein. In diesem Sinn sind Japan und Deutschland, die weiterhin auf die Industrie setzen, keine westlichen Staaten. In Deutschland ist die Emanzipation der Frauen weniger weit fortgeschritten und die Rollenverteilung der Geschlechter traditioneller als in Frankreich und England. Und weil die Frauen weniger studieren, gibt es mehr Ingenieure. 1933, als Hitler an die Macht kam, wäre niemand auf die Idee gekommen, Deutschland als westliches Land zu bezeichnen.

Weltwoche: Diese Zugehörigkeit kam mit der Niederlage 1945?

Todd: Die Zugehörigkeit von Japan und Deutschland zum Westen ist die Folge einer militärischen Eroberung. Die Japaner sind sich dessen völlig bewusst. Ich kenne das Land, ich war mehr als zwanzigmal in Japan, wo ich wirklich

bekannt bin. Die Japaner reden ganz normal darüber. Aber sie haben keine Lust, zum Westen zu gehören. Sie sind sehr modern, doch gleichzeitig halten sie an ihrer Tradition und Kultur fest. Die Deutschen tun so, als würden sie zum Westen gehören. Auch das ist Teil ihrer Neurose. Durch den Krieg ist die führende europäische Wirtschaftsmacht wieder zu einem verängstigten, bevormundeten Protektorat geworden. Aber ich kann die Deutschen sehr wohl verstehen. Auch mich hat dieser Krieg in eine tiefe Sinnkrise gestürzt. Ich darf Ihnen das erzählen, weil wir uns

schon so lange kennen. Ich dachte immer, wir, die Franzosen, seien Dummköpfe. Und ich tröstete mich mit England, wo drei meiner Enkel leben. Ich habe in Cambridge studiert, es ist meine geistige Heimat. Aber heute ist England ein verwirrtes Land im Untergang. Seine Presse und seine Regierung frönen einem Kriegsdelirium, wie es nicht einmal in Deutschland zu beobachten ist. Bei allem, was ich in den letzten Jahrzehnten geschrieben habe, auch zum Irakkrieg: Nie habe ich die Engländer auch nur mit einem einzigen Wort kritisiert. Jetzt bringen sie mich zur Verzweiflung.

Weltwoche: Wie sehen Sie die Welt von morgen?

Todd: Der Westen hat seine Werte verloren und befindet sich in einer Spirale der Selbstzerstörung. Europa gerät wieder unter die amerikanische Herrschaft. Wegen seiner schwachen Demografie wird nicht China die Welt beherrschen, sondern Indien zur Supermacht aufsteigen. Russland ist im Begriff, sich als kulturell konservative, in technischer Hinsicht fortschrittliche Grossmacht neu zu bestimmen. Doch obwohl es die traditionellen Werte der Familie verteidigt und die LGBT-Bewegung bekämpft, wird seine Geburtenrate nicht besser. Das bedeutet, dass es bereits in der gleichen metaphysischen Krise steckt wie der Westen. In der Ukraine führen sie gegeneinander Krieg. Wenn er nicht gestoppt wird, werden ihn alle verlieren.



Handelsboom dank Sanktionen

Neun Sanktionspakete hat die Europäische Union auf den Weg gebracht. Sie alle haben das Ziel, Russlands Geldquellen auszutrocknen. Klingt theoretisch gut, ist aber in der Praxis nicht angekommen. Seit Kriegsbeginn haben sich die Importe der EU-Länder aus Russland deutlich erhöht: um 33 Prozent in Deutschland, 84 Prozent in Frankreich, 139 Prozent in Österreich und um sagenhafte 346 Prozent in Slowenien. Nur Balten und Skandinavien haben weniger eingekauft.

Was aber, um Himmels willen, kaufen die Europäer noch bei den Russen? Wodka, Matrioschkas, Trockenpilze? Nein, Energie und Rohstoffe. Denn natürlich hat Russland nie aufgehört, Öl und Gas zu liefern sowie Nickel oder Aluminium.

Sicher, Russland liefert weniger, aber da wegen der Sanktionen die Preise gestiegen sind, kassiert Putin mehr Kohle für weniger Ware. So funktioniert Kapitalismus. Die Ex-Kommunisten im Osten verstehen das besser als die Erzkapitalisten im Westen. Überraschend ist das nicht. Sanktionen haben nie funktioniert. Neu ist diesmal, dass sie sich gegen ihre Urheber richten. Auch das hat man in Russland schneller erkannt als in Europa. *Wolfgang Koydl*

Jammern gehört zum Spitalgeschäft

Einige Schweizer Spitäler jammern zurzeit wieder einmal über fehlendes Personal. Dankbar und unüberlegt übernehmen viele Medien den Begriff vom angeblichen «Pflegerotstand». Es gibt keinen anderen Sektor, der so auf Vorrat jammert und eine derart grosse mediale Aufmerksamkeit erhält. Nur selten hinterfragen die Zeitungen jedoch dieses Dauer-Lamento.

Viele dieser Krankenhäuser klagten schon vor zwanzig Jahren über fehlende Pflegefachkräfte. Auch damals berichteten Zeitungen dauernd und seitenfüllend über dieses Problem.

Heute haben wir weniger Spitalbetten, aber immer noch zu wenig Personal. Wie ist es möglich, dass eine Branche innerhalb von zwanzig Jahren nicht in der Lage ist, Massnahmen zu ergreifen, damit der personelle Notstand nicht zum Dauerzustand wird? Also das notwendige Personal auszubilden, statt ständig über fehlendes Pflegepersonal zu lamentieren? *Hubert Mooser*

Lulas Tiraden

Die Amtseinführung von Brasiliens neuem Präsidenten war ein demagogisches Meisterstück.

Alex Baur

Der Auftritt von Venezuelas Diktator Nicolás Maduro bei Lulas Amtseinführung war bereits angekündigt. Offiziell. Brasilien hatte die Einreiseperrre für das linke Folter-Regime, welches sieben Millionen Menschen in die Flucht getrieben hat, extra für den feierlichen Anlass aufgehoben.

Erschienen ist dann lediglich Jorge Rodríguez, Präsident des venezolanischen Marionettenparlaments. Er ist zugleich der Bruder von Delcy Rodríguez, Maduros Vizediktatorin. An der Seite von Kubas Vizediktator Salvador Valdés. Immerhin. Zufällig fiel der offizielle Empfang von Maduros Emissär beim Lula-freundlichen TV-Giganten Globo in die Werbepause. So dass viele Brasilianer die Rehabilitierung der Diktatur verpassten.

Marxistisches Demokratieverständnis

Lula dürfte erkannt haben, dass Maduros Anwesenheit wohl ein Tick zu viel gewesen wäre. Während des Wahlkampfes hatte sich Lula als Retter der Demokratie aufgespielt. Gerichtlich liess er die Publikation von Fotos verbieten, die ihn in inniger Umarmung mit linken Caudillos und alten Weggefährten wie Daniel Ortega,



Pöstchen für Verbündete: Präsident Lula.

Lima

den Castro-Brüdern, Hugo Chávez oder eben Maduro zeigten.

Lulas Amtseinführung am 1. Januar stand unter dem Motto «União e Reconstrução» – Einigkeit und Wiederaufbau. Das klingt nett. Tatsächlich waren seine Antrittsreden pures Gift. Im gleichen Atemzug, in dem Brasiliens neuer *presidente* zur nationalen Einheit und Aussöhnung aufrief, bezichtigte er seinen Vorgänger Jair Bolsonaro wörtlich des «Faschismus», «Genozids» und «Terrorismus», der «Barbarei» und «Idiotie» (*estupidez*), der «Tyrannei» oder «Lüge» (Fake News).

Lulas insgesamt einstündige Schimpftiraden lassen sich auf eine Kernbotschaft reduzieren: Der rechte Demagoge Bolsonaro hat Brasilien gespalten und zerstört! Es ist dieselbe Leier, welche die globale Linke im Einklang mit dem medialen Establishment seit fünf Jahren gebetsmühlenartig abspult.

International mochte diese Rhetorik verfangen. Doch rund die Hälfte der Brasilianer fiel nicht auf Lulas plumpe Verkehrung der Realität herein. Sie stimmten für Bolsonaro. Lula beleidigt damit auch die Hälfte des Volkes, auf das er sich beruft. Kaum einer wird wegen der Hass Tiraden seine Meinung ändern. Die meisten werden sich vielmehr bestätigt fühlen.

Für Lula und seine Anhänger ist das kein Widerspruch. Nach marxistischem Demokratieverständnis vertritt allein die Partei die Interessen des Volkes. Wer sich gegen die Partei stellt, ist ein Feind des Volkes – und gehört demnach nicht mehr zum Volk. In einer ersten Amtshandlung schränkte Lula den von Bolsonaro liberalisierten legalen Waffenbesitz wieder ein. Zweitens erhöhte er die Zahl der Ministerien per Dekret von 23 auf 37. Drittens will er die von Bolsonaro initiierte Privatisierung unrentabler Staatsbetriebe wieder rückgängig machen.

Neben ideologischen gibt es dafür handfeste Gründe. Lula hat nur eine Minderheit im Parlament. Er braucht dringend Staatspöstchen, mit denen er Verbündete bei Laune halten kann. Natürlich ist das Gift für die Wirtschaft. Doch falls es schlecht kommt, steht der Schuldige fest: Es ist sein Vorgänger, der Brasilien ruiniert hat.

Unser täglich Brot

Wir nutzen sie rund um die Uhr, aber nehmen sie kaum wahr:
Die unsichtbare Hand des Marktes schafft Wunder.

Christoph A. Schaltegger

Das Wunder beginnt am Morgen bereits beim Gang zum Bäcker: Uns erwartet eine wohlduftende Backstube mit einer kaum überblickbaren Auswahl an Broten, Weggli, Kuchen und Süssigkeiten. Es ist alles da, was unser Herz begehren könnte. Einfach so. Wir müssen weder vorgängig telefonieren und unsere Bestellung abgeben, noch müssen wir das Handwerk des Bäckers verstehen, der so wunderbare Brote backt. Er macht es einfach, und das mit Freude und Berufsstolz.

Und es geht weiter: Auch der Bäcker muss den Bauern nicht eigens überzeugen, dass er das notwendige Korn in richtiger Menge und Qualität anpflanzt. Er muss auch die Müllerin nicht extra ausbilden, damit das Mehl für ihn zur richtigen Zeit produziert wird. Und der Bäcker muss nicht auch noch Ofenbauer sein, damit er das Brot in den Ofen schieben kann. Alles steht bereit, wir können darauf vertrauen, dass wir unsere täglichen Bedürfnisse befriedigt sehen, ohne dass wir die Organisation dieser oft tiefen und komplexen Wertschöpfungsketten auch nur im Entferntesten verstehen müssten.

Preise ergeben sich

Das ist das Wunder der Marktwirtschaft. Es gilt in fast allen Belangen, die unser tägliches Wohl und unsere Lebensqualität betreffen.

Dieses tägliche – und damit oft unterschätzte – Wunder wird über den Preis gesteuert, der das Angebot der Produzenten vom Bäcker bis zur Bäuerin mit der Nachfrage von uns

Es ist nicht göttlich – es ist menschengemacht, wenn auch nicht von Menschen geplant.

Konsumenten immer und überall zur Übereinstimmung bringt. Der Preis muss weder durch eine bürokratische Behörde mittels komplexer Kontrollmechanismen festgelegt werden, noch bedarf es einer staatlichen Informationsstelle,

die über alle Produktionsmethoden Bescheid wissen müsste und den Preis so festlegt, dass sich am Ende die Konsumenten über ihre Produkte freuen können. Nein: Der Preis ergibt sich einfach so – durch das dezentrale und nicht gelenkte Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage. Wirkt eigentlich völlig verrückt.

Der schottische Moralphilosoph Adam Smith nannte in seinem Opus magnum «Der Wohlstand der Nationen» von 1776 dieses Wunder die «unsichtbare Hand» und erkannte im Preis einen gesellschaftlichen Koordinationsmechanismus. Er deutete ihn seiner Zeit entsprechend religiös als göttliches Werk. Aber es ist nicht göttlich – es ist menschengemacht, wenn auch nicht von Menschen geplant. Dieses Wunder schafft Vielfalt, Auswahl und Fortschritt. Und das schöne dabei: Der durch den Preis gesteuerte Markt koordiniert das gesellschaftliche Zusammenleben ohne Zwang und Hierarchie.

Das Wunder der Marktwirtschaft hat Volkswirte seit je fasziniert. Insbesondere Nobelpreisträger (1970) Paul Samuelson hat Generationen von Studenten mit seinem Standardlehrbuch zur Volkswirtschaftslehre davon überzeugt: Konsumentenfreiheit und Produzentenfreiheit führen im Regelfall zu einer Verteilung der Produkte über die Preise, und zwar so, dass alle Mitglieder der Gesellschaft davon profitieren – nicht alle gleich, aber alle gleichermaßen.

Wer Volkswirtschaftslehre studiert, wird bereits in den ersten Semestern damit konfrontiert: Jedes Wettbewerbsgleichgewicht ist effizient, und jede effiziente Verteilung kann durch Wettbewerb erreicht werden.

Das sind starke Befunde – natürlich zugespitzt, aber in der zugespitzten Form umso wichtiger. Für diese

bahnbrechenden Erkenntnisse wurde den Ökonomen Kenneth Arrow 1972 und Gérard Debreu 1983 denn auch der Nobelpreis verliehen.

Marktversagen und der Staat

Warum sind diese Erkenntnisse so fundamental? Weil sich in der wirtschaftlichen Wirklichkeit zeigt, dass Effizienz und Verteilungsgerechtigkeit keinen Widerspruch darstellen müssen, sondern im Gegenteil getrennt durch eigene Instrumente bedient werden können. Pointiert ausgedrückt: weil damit gezeigt wird, dass man weder die Marktwirtschaft abschaffen noch politisch motivierte Preiseingriffe zulassen sollte, um Einkommensgerechtigkeit zu erreichen. Wahllose Markteingriffe haben einen Rattenschwanz an Ungerechtigkeiten und Verschwendung von Steuermitteln zur Folge. Das sollte die Politik nicht ignorieren.

Dass die Marktwirtschaft Voraussetzung für Wohlstand und soziale Gerechtigkeit in unserer Gesellschaft ist, gilt aber natürlich nicht immer und überall. Wer Volkswirtschaftslehre studiert, wird daher ebenfalls in den ersten Semestern damit konfrontiert, unter welchen Bedingungen die Marktwirtschaft versagt – die Stichworte lauten öffentliche Güter (zum Beispiel Landesverteidigung) und negative externe Effekte (zum Beispiel Umweltverschmutzung). Auch das darf man nicht ignorieren.

Bei Marktversagen – aber eben: nur bei Marktversagen – ist der Staat aufgerufen, in den Preismechanismus einzugreifen. Sonst nicht. Damit wir uns weiterhin am täglichen Wunder der Marktwirtschaft erfreuen können.



Christoph A. Schaltegger ist Professor für politische Ökonomie und Direktor des Instituts für Schweizer Wirtschaftspolitik (IWP) an der Universität Luzern.

Bauernführer eilt von Sieg zu Sieg

Bundesratswahlen, Volksabstimmungen, Parlamentsdebatten:
Markus Ritter gewinnt auf allen Ebenen. Wie macht er das?

Marcel Odermatt

Bern

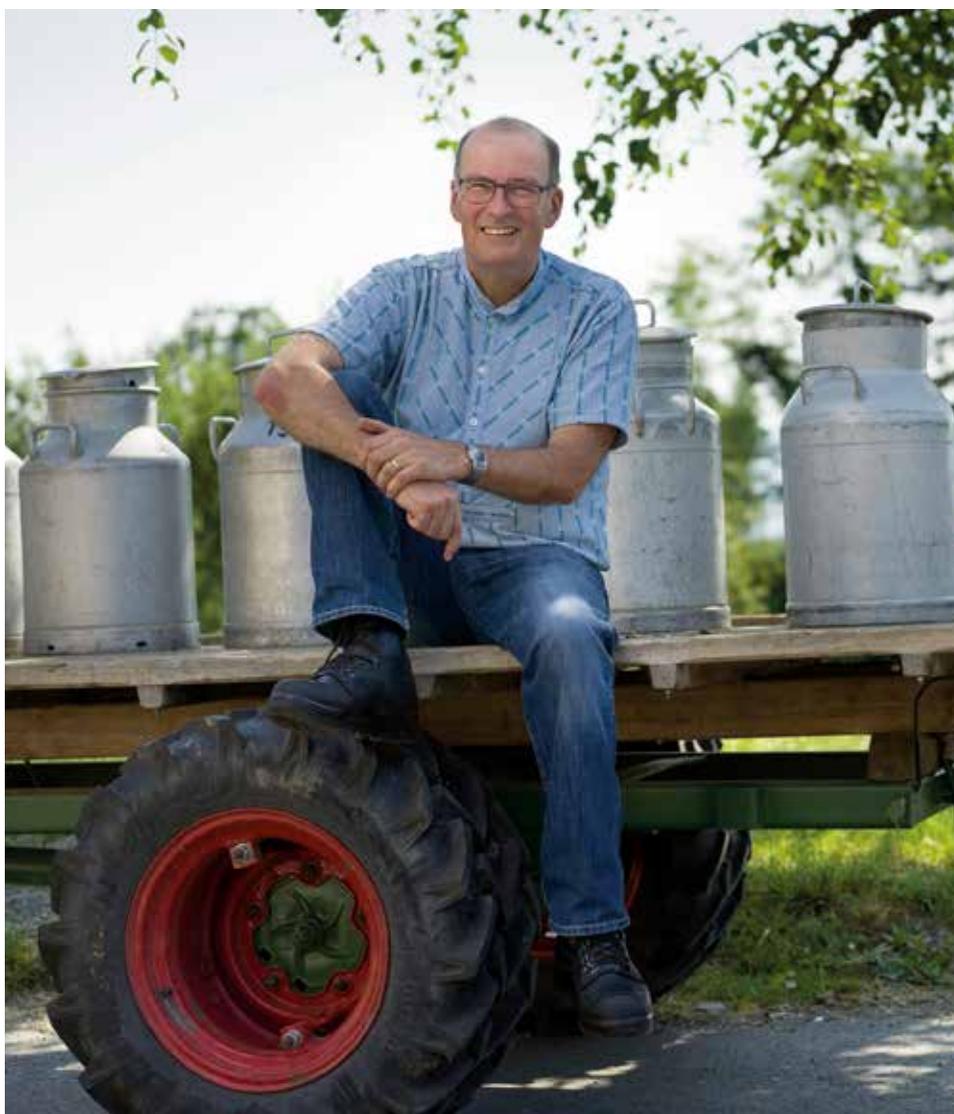
Elisabeth Baume-Schneider machte nach ihrer Wahl in den Bundesrat einen Luftsprung. Ein anderer Politiker war ähnlich erfreut: Markus Ritter. Der Präsident des bürgerlichen Bauernverbands reagierte auf die Kür der sozialdemokratischen Jurassierin in der Wandelhalle des Bundeshauses regelrecht euphorisch. Er hatte sich für Baume-Schneider ins Zeug gelegt und sein Prestige in die Waagschale geworfen.

Auch vier Wochen später gibt sich der Mitte-Nationalrat überzeugt, aufs richtige Pferd gesetzt zu haben. «Bundesrätin Baume-Schneider stammt aus der Landwirtschaft, wohnt in einer ländlichen Gegend und hält Schafe», sagt er. Sie verstehe die Sorgen und Ängste der ländlichen Bevölkerung. «Welche Nöte damit verbunden sind, wenn die Herde eines Hirten jede Nacht von Wölfen angegriffen wird. Welch grosser Aufwand die Produktion von gesunden Lebensmitteln bedeutet. Was es heisst, mit Land und Tieren jahraus, jahrein Wind und Wetter, Trockenheit und Sturm ausgesetzt zu sein.»

Regierung in Gummistiefeln

Der 7. Dezember war ein doppelter Triumph für die Bauern. Mit Albert Rösti von der SVP schaffte ein zweiter Landwirtschaftsvertreter den Sprung in die Regierung. Erste Parlamentarier schnöden, die Schweiz schicke künftig einen Bundesrat in Gummistiefeln aufs internationale Parkett, zumal auch Guy Parmelin einen landwirtschaftlichen Hintergrund hat. Aber das ficht Bauernführer Ritter nicht an.

Ihm läuft's rund. Am 25. September 2022 wurde die Volksinitiative zur Abschaffung der Massentierhaltung versenkt. Schon im Vorjahr waren die Trinkwasser- und die Pestizidverbots-Initiative gescheitert. Im



«Die Arbeit in der Natur bringt Freude und Glück»: Mitte-Nationalrat Ritter.

Dezember 2022 folgte die von den Bauern lange geforderte Deblockierung der Agrarpolitik. Nachdem das Parlament das entsprechende Projekt zwei Jahre auf Eis gelegt hatte, beschloss der Ständerat einen Neustart.

Wie sich die Stimmung zugunsten der Bauern gekehrt hat, zeigte sich in der Winter-session in der Debatte über den Wolf. Die Räte forderten, dass die Raubtiere vorbeugend ge-

schoffen werden dürfen. Der wachsende Bestand der Wildtiere soll kontrolliert werden. Linke Wolfreunde standen auf verlorenem Posten.

Lieferengpässe beim Dünger als Folge des Ukraine-Krieges sorgten 2022 für empfindliche Preisaufschläge bei den Bauern. Diese Auswirkungen wurden abgemindert, wie Ritter zufrieden feststellt: «Wir konnten die Kosten-

«Der Körper diene jedem als Mass
für den Besitz wie der Fuss für
den Schuh.» Epiktet (HB 39)



entwicklungen transparent aufzeigen und mit-helfen, dass ein wesentlicher Teil der Kosten-steigerungen über höhere Produzentenpreise aufgefangen werden konnte.»

Was ist passiert, dass die Bauern ihre Inter-essen in jüngster Zeit fast spielend durch-setzen? Ritter macht zwei Gründe geltend. Er verweist einerseits auf den Verband mit Sitz im aargauischen Brugg, der rund 180 Leute be-schäftigt und knapp 50 000 Bauernfamilien vertritt: «Ich denke, wir sind gut organisiert, haben ein hohes Mass an Einigkeit sowie viele sehr fähige Köpfe mit grossem Fachwissen. Und nicht zuletzt das Herzblut für die Sache und die Bereitschaft, sich überdurchschnittlich einzusetzen.» Andererseits betont er, wie wich-tig zuletzt der Schulterschluss mit den grossen Wirtschaftsverbänden gewesen sei. Das habe die Schlagkraft des Bauernverbands massiv er-höhrt, gerade bei der Bekämpfung von gegneris-chen Initiativen.

Entfremdung von Stadt und Land

Den Schwung will der 55-Jährige ausnützen: «Wir leben in einem Hochpreis- und Hoch-lohnland. In diesem Umfeld junge Menschen für den Beruf der Landwirtin und des Land-

Wie sich die Stimmung zugunsten der Bauern gekehrt hat, zeigte sich in der Debatte über den Wolf.

wirts begeistern zu können, bleibt eine zentrale Aufgabe.» In dieser Branche arbeite man viel, die Verdienstmöglichkeiten seien im Vergleich bescheidener. «Trotzdem ist es der schönste Be-ruuf, den es gibt. Die Arbeit in der Natur und mit den Tieren bringt Freude und Glück.»

Der Meisterlandwirt, der seit 2012 an der Spitze des Bauernverbands steht, rechnet mit einem anspruchsvollen Jahr. Die Agrar-politik 2022 kommt jetzt auf den Prüfstand. Dazu verhandelt der Nationalrat die Revision des Raumplanungsgesetzes ausserhalb des Baugebietes. Und wie üblich soll der Geldsegen des Bundes für die Landwirtschaft auf keinen Fall kleiner werden. «Das Budget des Bundes für 2024 mit der Einhaltung der Schulden-bremse wird zur Herausforderung», sagt Rit-ter. Am 22. Oktober finden schliesslich die eid-genössischen Wahlen statt.

Obwohl im Bundeshaus die Bauernvertreter den politischen Takt mitbestimmen, spielen sie für die Schweizer Volkswirtschaft zumindest auf den ersten Blick eine untergeordnete Rolle. Die rund 100 000 Angestellten erarbeiten nur 0,6 Prozent des Bruttoinlandprodukts. Trotz-dem darf die Bedeutung dieser Branche nicht unterschätzt werden. Als Beispiel seien die Ver-sorgungssicherheit, die Landschaftspflege, die Förderung der Biodiversität und die Belebung des öffentlichen Raumes erwähnt – alles Leis-



tungen, deren Wert nicht in Franken und Rap-pen aufgerechnet werden kann. Dazu kommt, dass die Landwirtschaft vielerorts immer noch einen wichtigen Faktor darstellt. In einem Vier-tel aller Gemeinden liegt ihr Beschäftigungs-an-teil bei über 25 Prozent.

Doch gerade diese Gebiete kommen in der Schweiz wegen der Zuwanderung immer stär-ker unter Druck. Die Migration nimmt Aus-masse an, die die Zukunft der Landwirtschaft in Frage stellen. Ein Thema, das auch den obersten Bauern umtreibt. «Ich habe bei die-ser Entwicklung sehr ambivalente Gefühle.» Auf der einen Seite nehme zwar die Zahl der Konsumenten zu. Dies vergrössert das Markt-potenzial. «Auf der anderen Seite brauchen alle Wohnraum und produzieren Abfall. Der Siedlungsdruck auf unser Kulturland wird immer grösser.» Es werde zunehmend ver-baut und gehe verloren. Die Ballungszentren würden noch grösser, ebenso das Verkehrsauf-kommen, während wichtige Naherholungs-räume verschwinden würden.

Hinzu kommt: Die Entfremdung von Stadt und Land nimmt noch mehr zu. Die Ansprüche, die an den ländlichen Raum und an die Bauern-familien gestellt würden, sollten die Defizite an Biodiversität und Klimaschutz in den grossen Städten ausgleichen. «Dies wird von der Land-bevölkerung zunehmend mit Unverständnis wahrgenommen», so Ritter.

Hof an Sohn übergeben

Die Schweizer Landwirtschaft bleibt trotz der politischen Erfolge unter Druck. Luftsprünge brauchen sie vom Bauernverband deswegen keine zu machen. Ritter sagt: «Politisch gilt es, unser Netzwerk weiter auszubauen und stra-tegisch und taktisch keine Fehler zu machen. Mit einer sehr guten Kommunikation wollen wir die Menschen in unserem Land noch ge-zielter erreichen und für unsere Arbeit und unsere Produkte begeistern.»

Mit dem obersten Bauern ist weiter zu rech-nen. Seinen Hof haben er und seine Frau an einen ihrer Söhne übergeben. Für den National-rat möchte er 2023 erneut kandidieren und sein 60-Prozent-Pensum als Präsident des Schwei-zer Bauernverbandes fortführen.

Afghanistan: Bildung nur für Elite

«Natürlich, ja», antwortete Taliban-Spre-cher Suhail Shaheen nach einem kurzen Zögern auf die Frage, ob seine Töchter zur Schule gehen. Weil Frauen in Afghanis-tan eigentlich keine Ausbildung geniessen dürfen, war das ein Eingeständnis, dass seine beiden Mädchen gegen das Tali-ban-Gesetz verstossen. Deshalb hielt es Shaheen für nötig, sich zu erklären. Da er sein Land als Chef des Politbüros in Katar vertrete, könnten sich seine Töchter der dortigen allgemeinen Schulpflicht nicht entziehen.

Das Ausbildungsverbot der Taliban für Frauen gilt eben nicht für alle. Die Elite, zu der auch Shaheen gehört, setzt sich da-rüber hinweg und schickt ihre Töchter auf Schulen in Pakistan oder in Katar. So soll der Gesundheitsminister in Kabul, Qalan-dar Ibad, seiner Tochter den Abschluss eines Medizinstudiums ermöglicht (und bewilligt) haben.

Seit dem Interview mit Shaheen, das im Mai ausgestrahlt wurde, hat sich die Ge-schlechter-Apartheid weiter verschärft: Fast alle Mädchen über zwölf Jahren sind von Bildungseinrichtungen aus-geschlossen, wovon laut Schätzung der Unicef 850 000 Afghaninnen betroffen sind. Seit Mai gilt für Frauen die Voll-körperschleierung und Hausarrest.

Seit November werden sie systema-tisch aus dem öffentlichen Leben aus-geschlossen, aus Gymnasien, aus Parks, Turnhallen und von den meisten Arbeits-plätzen. Aus Universitäten wurden sie so-eben verbannt. Jetzt ist es Frauen zudem verboten, für westliche NGOs zu arbeiten.

Immerhin gibt es aber auch einen ganz kleinen Hoffnungsschimmer: Denn wenn die afghanischen Vertreter aus dem Aus-land nach Hause zurückkehren, könnten sie in Kabul das durchsetzen, was für sie in Doha oder Islamabad «natürlich» ist, wie dies Shaheen vor laufender Kamera zugab.

Pierre Heumann



Hoffnungsschimmer für Frauen.

China und die westlichen Querdenker

Xi Jinpings Kurswechsel in der Corona-Politik ruft im Westen hysterische Reaktionen hervor. Pekings Öffnung liegt praktisch auf der Linie der hiesigen Massnahmenkritiker.

Stefan Homburg

Seit Beginn der Corona-Krise vor drei Jahren gibt China Rätsel auf, die das übliche Mass westlichen Unverständnisses übersteigen. Dabei lassen sich drei Phasen unterscheiden. Anfang 2020 erreichten uns zunächst seltsame Bilder aus Wuhan: Dort hatte der junge Augenarzt Li Wenliang scheinbar eine schreckliche, neuartige Erkrankung entdeckt, an der er selbst kurze Zeit später verstarb, nachdem er die Welt zuvor über das hermetisch abgeschottete chinesische Internet informiert hatte. Details wie seine Einvernahme auf einer chinesischen Polizeistation machten stutzig, weil man dergleichen aus China sonst nie erfuhr.

Es folgten Bilder von Krankenhausneubauten ohne Fundamente, von Arbeitern in Schutzanzügen, die Trottoirs und Strassen desinfizierten, und von einer Abriegelung der Stadt Wuhan und einiger weiterer Städte.

Aber schon im April 2020 war der Spuk vorbei und brüstete sich China mit Corona-Zahlen, die, umgerechnet auf die Bevölkerung, nicht an ein Prozent der in Europa gemessenen Werte heranreichten.

Totale Kehrtwende

Anschliessend wurde es lange still um China, während die übrige Welt ihre Bürger mit drastischen Grundrechtseinschränkungen traktierte – mit Massnahmen, für die es keine Evidenz gab und die weder in Lehrbüchern noch in WHO-Leitlinien vorgesehen waren. Dies währte bis Anfang 2022, als die meisten Länder ihre zum Scheitern verurteilten Versuche, ein Virus auszurotten, aufgaben und sich die Presse auf Xi Jinping und dessen Null-Covid-Politik einzuschliessen begann.

Man befürchtete Nachteile für den Westen, weil Lieferketten gefährdet wurden, und kritisierte Chinas Null-Covid-Politik als Menschenrechtsverstoss – wobei es keine Rolle spielte, dass man gleichlautende Forderungen europäischer Virologen früher als «die Wissenschaft» gefeiert und jeden Kritiker als rechtsradikalen Querdenker abgemeiert hatte. In dieser zweiten Phase mehrten sich Berichte über landes-



Kritik und offener Austausch: Xi.

weite Aufstände und Proteste. Anfang Dezember 2022 markierte eine totale Kehrtwende der chinesischen Corona-Politik den Beginn der dritten und letzten Phase: Nachdem die Corona-Zahlen zuvor rasant gestiegen waren, verfügte die Regierung urplötzlich die Aufhebung fast aller Massnahmen und unterband darüber hinaus die Veröffentlichung weiterer Testergebnisse. Eigentlich war dieser Kurswechsel zu erwarten gewesen, nachdem sich weltweit gezeigt hatte, dass Corona der Grippe ähnelt.

Das derzeitige Echo im Westen auf Chinas Kurswechsel ist umso befremdlicher. Als hätte man in den letzten drei Jahren nichts gelernt, beginnen die Sirenen in alter Manier zu heulen: Mangels offizieller Corona-Zahlen behilft sich die Presse mit nicht verifizierbaren Videos und westlichen Schockmodellen, die von 250 Millionen Infizierten und Millionen Toten binnen kürzester Zeit schwadronieren. Wie viele verfehlt Modellrechnungen hatten wir in Europa gesehen? Als wie gefährlich hatte sich das Coronavirus in Wahrheit erwiesen, und zwar weltweit? Warum sollte es jetzt in China anders sein?

Schlagzeilen vom Typ «Totenstau im Krematorium» oder «Kliniken schliessen ihre Notaufnahmen» gab es schon vor Corona, wenn

Infektionswellen zeitweise zu örtlichen Überlastungen des Gesundheitssystems führten. Die unbegreifliche neuerliche Hysterie um China hat bereits erste politische Folgen. So basteln einzelne europäische Staaten und auch die EU an völlig überflüssigen Einreisebeschränkungen.

Xi, Lauterbach, Berset

Es bleibt die Frage, warum Xi so handelt. Viele sehen China als Land mit einer klugen Regierung, die langfristig denkt und damit letztlich erfolgreich sein wird. Klugheit entsteht aber durch Ideenwettbewerb, Kritik und offenen Austausch, nicht durch Autokratie, Anordnung und Repression abweichender Ansichten. Die Null-Covid-Ideologie ist hierfür ein gutes Beispiel, das fatal an den «Grossen Sprung nach vorn» erinnert: Ab 1958 sollte eine rationalistische Politik, die

am Schreibtisch erdacht worden war, China nach ganz vorn katapultieren. Ein Ziel dieser Politik war, Spatzen als Schädlinge auszurotten. Nachdem dies weitgehend gelungen war, zeigte sich,

Als hätte man in den letzten drei Jahren nichts gelernt, beginnen die Sirenen in alter Manier zu heulen.

dass Insekten, die zuvor von den Spatzen gefressen worden waren, überhandnahmen und grosse Teile der Ernte vernichteten. Im Ergebnis kostete der «Grosse Sprung nach vorn» geschätzt vierzig Millionen Menschen das Leben.

Bei der Null-Covid-Ideologie sind die Schäden gottlob begrenzt geblieben. Der Hauptgrund hierfür liegt darin, dass die Proteste im Westen eine Aufgabe der Freiheitsbeschränkungen erzwangen und schliesslich auch auf China übergriffen. Freiwillig hätten vermutlich weder Xi Jinping noch Karl Lauterbach oder Alain Berset von der fixen Ausrottungsidee abgelassen.

Stefan Homburg ist emeritierter Professor an der Leibniz-Universität Hannover. Sein Buch «Corona-Getwitter» erschien im Weltbuch-Verlag.

Wo bleibt die Lebensfreude?

Deutschland verbietet lieber Silvesterböller, statt seine Landesgrenzen zu schützen.



Auf gewisse Dinge kann man sich in Deutschland verlassen. Zum Beispiel, dass die Bahn unpünktlich ist und der FC Bayern München Deutscher Meister wird.

Worauf man sich ebenfalls verlassen kann, ist, dass einmal im Jahr über ein generelles Verbot von privatem Feuerwerk diskutiert wird. Die Gründe hierfür sind vielfältig, wobei jedes Jahr ein anderer Schwerpunkt gesetzt wird, warum nun endlich Schluss mit der elenden Böllerei sein muss.

Seit sich das Argument der traumatisierten Kriegsflüchtlinge 2015/16 auf der Domplatte in Köln etwas abgenutzt hat, stehen traumatisierte Haustiere wieder hoch im Kurs. Genauso wie die Umwelt, das Klima und überfüllte Notaufnahmen. Genutzt wird das, womit man in der öffentlichen Diskussion gerade am meisten punkten kann.

Und dennoch oder gerade aufgrund der sich ständig abwechselnden Begründungen für ein Verbot unterstelle ich, dass es den Kritikern von bunten Raketen und Chinaböllern gar nicht vorrangig um Klima, Tier und überlastetes Krankenhauspersonal geht, sondern vielmehr darum, dem einfachen deutschen Bürger, für den man sowieso eine gepflegte pseudo-intellektuelle Verachtung empfindet, auch noch das letzte bisschen Lebensfreude zu nehmen.

Andernfalls würde man einmal die links-alternative Szenekneipe im Prenzlauer Berg verlassen, um zu schauen, wo die Probleme an Silvester ihren eigentlichen Ursprung haben. Beim deutschen Familienvater sicherlich nicht, was das Justemilieu dennoch nicht davon abhält, ihm genau das zu unterstellen.

Weder haben wir hier ein Problem mit deutschen Familienvätern, die über die Stränge schlagen, noch pauschal mit «Männern», wie es auch gerne heisst. Wir haben ein Problem mit einer seit Jahrzehnten fehlgeleiteten Zuwanderung aus patriarchalen Macho-Kulturen, deren junge Männer weder dieses Land, seine Bürger noch die staatlichen Organe respektieren. Denen elitäre Diskussionen der links-intellektuellen Bubble genauso am

Eher friert die Hölle zu, als dass über die Verursacher des Raketen- und Böllerterrors gesprochen wird.

Allerwertesten vorbeigehen wie Umweltschutz und Tierwohl. Und das nicht nur an Silvester, sondern 365 Tage im Jahr.

Auf keinem einzigen Randal-Video aus der vergangenen Silvesternacht sieht man auch nur einen Deutschen und schon gar keine Frauen. Die öffentlichen Plätze in vielen deutschen Städten sind längst okkupiert und werden an Silvester und zu anderen Events zum rechtsfreien Raum, in dem die Polizei schon lange den Kürzeren zieht, weil es ihr an Rückendeckung aus der Politik fehlt.

Und dennoch friert eher die Hölle zu, als dass in Deutschland einmal klar über die Verursacher des Raketen- und Böllerterrors gesprochen wird. Lieber schränkt man die Freiheit aller ein, als auch nur einmal Menschen in die Verantwortung zu nehmen, die offenbar nicht willens sind, sich an die Gepflogenheiten eines

zivilisierten europäischen Landes anzupassen. Wenn jemand mit dem Auto in Menschen fährt, diskutieren wir in der Bundesrepublik ja auch lieber über die Abschaffung des Individualverkehrs als über die Motivation des Fahrers.

Das Problem daran ist, dass die liberale Gesellschaft, in der es keine autoritäre Staatlichkeit wie beispielsweise in islamischen Ländern gibt, zuvorderst über einen Minimalkonsens bezüglich des gesellschaftlichen Miteinanders funktioniert. Je mehr Menschen jedoch hier leben, die unseren Werten gleichgültig bis feindselig gegenüberstehen, desto schwieriger wird es, diesen Minimalkonsens zu erreichen, und desto kleiner fällt er auch aus. Heisst: Wenn ich einen wachsenden Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund nicht dazu bekomme, sich an die hiesigen Gepflogenheiten des zivilisierten Miteinanders zu halten, beziehungsweise nicht damit beginne, Zuwanderung zu begrenzen und Anpassung einzufordern, muss ich zwangsläufig Verbote für alle aussprechen.

Und so geht mit der vielbeschworenen Vielfalt vor allem die zunehmende Unfreiheit einher, weil ein gesellschaftlicher Minimalkonsens zwar möglich wäre, aber durch übermässige politische Korrektheit und ideologische Denkschranken blockiert wird. Der Deutsche baut halt lieber Zäune um Weihnachtsmärkte als um Landesgrenzen und verzichtet gerne auf das heimische Feuerwerk, während Hamza und Co. weiterhin ganze Stadtteile in Schutt und Asche legen. Hauptsache, nicht Nazi. Mögen die gedanklichen Verrenkungen auch noch so absurd sein.

Liebe bekommst du, wenn du Liebe ausstrahlst

Francis Pauchard alias Francis Foss brachte den Punk ins graue Bern.
Er hat aus Lumpen ein Königreich gebaut, aus dem Nichts eine Religion erfunden.
Als Unternehmer-Dandy bleibt er stilbildend, als Freund eine Inspiration.

Tom Kummer

Bern
In einer Welt in Not schlägt ihre Stunde: Schönheit! «Die Berührung mit Schönheit schafft mehr Menschlichkeit», schrieb der Schriftsteller Rainer Maria Rilke kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs. «Schönheit ist das Licht im Herzen» (Lana Del Rey), «die Erleuchtung der Seele» (Karl Lagerfeld), «eine andere Form von Intelligenz» (Andy Warhol). Doch Schönheit braucht mehr! Eine Art Energiefeld, das den inneren Gemütszustand nach aussen transportiert und den Menschen erst wirklich attraktiv erscheinen lässt. Aura! Was auf diesen Berner Dandy zutreffen soll, den ich gleich besuchen werde.

«Dandytum ist eine extravagante Spielart des Gentleman», so beschreibt der Schriftsteller Charles Baudelaire die Wesensart einer längst als ausgestorben geltenden Spezies. «Ausgezeichnet durch überlegenen Geschmack, innere und äussere Schönheit, perfekte Manieren, zynisch-frivolen Konversationston, Kaltblütigkeit und einen auf die Spitze getriebenen Selbstkult.»

Glaubt man den Gerüchten, dann soll dieses geheimnisvolle Wesen aus Bern – Stil-Trendsetter, Geschmacks-Avantgardist, New-Wave-Legende und Erfolgsunternehmer – noch heute mit einer magischen inneren Schönheit gesegnet sein. Der Dandy habe nämlich keinen anderen Beruf als die Eleganz. Sie sei Ausdruck seiner materiellen und geistigen Unabhängigkeit und seiner moralischen Verfassung. Deshalb die Forderung Baudelaire's, der Dandy müsse sein ganzes Streben darauf richten, ohne Unterbrechung erhaben zu sein. «Er muss leben und schlafen vor einem Spiegel.»

Neonlicht über der Aare

Schiffflaube, Berner Mattequartier. Abenddämmerung. Er wohnt in einem typischen Sandsteingebäude aus dem 16. Jahrhundert, gleich neben der Aare. Hinter Fenstern im ersten Stock leuchten rote und blaue Neonröhren, breitet sich das Neonlicht glamourös über Vorhänge aus Fallschirmmaterial aus. New Wave! Erinnerungen werden wach: Ultravox, Depeche

Mode, Simple Minds, Bauhaus, Human League, XTC, Gary Numan ... Die Liste der New-Wave-Bands war damals lang und enthielt in Bern noch diesen Namen: Starter. Es war der kurze Flirt des Helden dieser Geschichte mit dem Dasein als Popstar, als Kopf einer New-Wave-Band, die sogar einen wunderbaren Schweizer Hit produzierte: «Minijupe».

Francis heisst er. Francis Pauchard aka Francis Foss. Viele Gerüchte ranken sich um den Dandy-Rentner und seine Vorlieben. Im Winter 1980 bin ich diesem geheimnisvollen Wesen erstmals ganz nahe gestanden, als junger Punk, der sich nur für eine Sache interessierte: Schuhwerk aus England, exklusiv und neu für Bern, Doc-Martens-Stiefel, das Original. Francis stand

Das Provokationspotenzial aus England verstand er schneller als andere in der Schweiz.

hinter dem Tresen einer Punk-Boutique namens Olmo, damals eine Sensation, er trug die Haare wie der Popheld Robert Smith von The Cure, sagenhaft hochtoupirt. Ein Sympath, ein aufstrebender Dandy, kein Punk. Nach dem Kauf hielt er sogar meine Hand fest, viel länger, als je ein Mann meine Hand festgehalten hatte, in einer angenehmen, nicht-sexuellen Art, ein leidenschaftlicher Menschenfreund.

Francis sei jetzt 71 Jahre alt. Rentner. Immer noch Stilfigur. Immer noch Dandy – in einer Zeit, in welcher der Selbststilisierung keine Grenzen mehr gesetzt und einzelne Charakterzüge des Dandys zu Massenerscheinungen geworden sind. Francis, das Original, ein Wesen voll innerer Schönheit, reich geworden dank Punk, New Wave und Sporty-Sneakers. Ich besuche ihn, weil das Gerücht umgeht, der Pensionär «produziere mehr denn je» und mache eigentlich genau dort weiter, wo er sich schon immer gerne gesehen habe: als geheimnisvoller New-Wave-Dandy, Popstar und Business-Punk, der noch heute fürs Unternehmerische brenne und mit einem neuen, aufregenden Projekt am Start sei, das

Investoren gerade ziemlich heiss mache: Minimonos, eine bald global operierende Wundertütenkollektion rund ums Kinderdasein, in der Tradition des *kidult*-Leaders Hello Kitty.

Wer's glaubt

Ich stehe jetzt auf dem knarrenden Boden seiner Altstadt-Veranda, Blick Richtung Hinterhof, wo noch bis Ende der 1990er Jahre eine Aussentoilette für Erleichterung sorgte. Das Holz erscheint mir irgendwie metallisch schimmernd. New Wave. Ich klopfe an eine hölzerne Eingangstür. Drinnen spielt eine Drummaschine aus den 1980er Jahren. Ist das etwa sein neuer Song, der in diesen Tagen für Furore sorgen soll? «Future Shock» by Starter und den New-Wave-Retro-Tüftlern Olivier Georges und Stephan Moser.

Über mir thront die Altstadt. Dort wohnten mal die vornehmen Berner Bürger, während hier unten in der Matte die Arbeiter lebten. Der Matte hing damals ein zweifelhafter Ruf nach. Hier lag der Aarehafen, und an der Badgasse reihten sich die öffentlichen Bäder, die nicht nur der Hygiene dienten, sondern auch Bordelle waren. Im 19. Jahrhundert, als die Matte vielleicht zum schlimmsten Elendsviertel der Schweiz verkommen war, lebten ihre Bewohner grösstenteils in beengten Verhältnissen wie hier an der Schiffflaube.

Heute ist die Gegend weitgehend gentrifiziert, teure Renovationen haben die alte Bevölkerung vertrieben. Grafik-, Werbe- und Architekturbüros sowie Internetfirmen sind hier jetzt ansässig. Und ein 71-jähriger Dandy, der hier von 1974 bis 1999 ein Aussenklo benutzte, als er noch eine enge, unrenovierte Zweizimmerwohnung bewohnte, wie ich gleich erfahren werde. Zwanzig Jahre Plumpsklo und keine Dusche? Ein Dasein als «ewiger Punk»? Wer's glaubt!

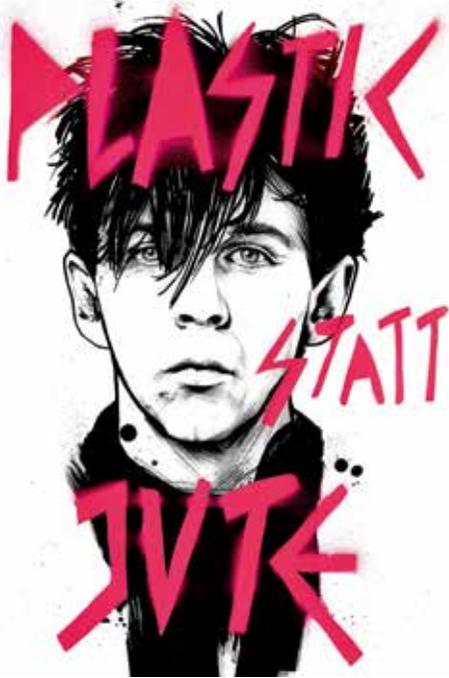
Für den Unternehmer Francis markiert Punk bloss den Anfang. 1977 eröffnete er an der Berner Herrengasse eine Modeboutique namens Olmo, heute dank seinen jüngeren Brüdern Georges und Luc noch immer der erfolgreichste Kleiderladen von Bern, der in Familienbesitz verblieben ist. Auch weil Francis damals die



«Was für eine Erleuchtung!»: Menschenfreund Pauchard.

Weltwoche Nr. 01.23

Bild: Caspar Martig für die Weltwoche



Kurzer Flirt: Band Starter (Jet Harbour, Francis Foss, Claudine Chirac, Stephan Eicher, v. l.), 1980.

Möglichkeiten von Punk rascher als andere durchschaut hat: mit bescheidensten Mitteln den wundervollsten Lärm erzeugen, aus Lumpen ein Königreich bauen, aus dem Nichts eine Religion erfinden.

Perfekte Marketingmaschine

Bei aller Liebe zu all den heiligen Irren, die irgendwann mal Punk verkörperten, erschien Francis sofort als die perfekte Marketingmaschine. Er verstand das Provokationspotenzial und den neuen Wertemechanismus aus England schneller als andere in der Schweiz und richtete ihn nach eigenen Massstäben neu ein. Francis mischte mit seinem Olmo die Modewelt auf, zuerst mit Edelpunk und New Wave, dann mit farbigen Hip-Hop-Sporty-Kleidern, Nike Air Jordans, Puma States oder Adidas Superstars, immer als *leader of the pack* vorneweg.

Dabei verkaufte er Massen von Schweizer Modekids saisonal neue, glamouröse Identitäten. Francis und Olmo erwirtschafteten bei diesem Prozess der Vermassung Millionen, ausgerechnet in einer Stadt, in der grosses Geld verdienen fast immer unter Generalverdacht steht. Doch der Trend, den Punk auslöste, zeichnete sich damals überall ab: in Mode und Musik, in Werbung, Kunst und Kosmetik.

Die Dauerkritik der Berner Kommerzfeinde und Punk-Fundis war ihm so was von egal: Francis Pauchard aka Francis Foss, Eltern aus Freiburg, eher katholisch aufgewachsen im Arbeiterquartier Länggasse, strenger Vater, sanfte Mutter, gilt Anfang der 1980er Jahre längst als Berner Version von Malcom McLaren, dem Londoner Manager der Sex Pistols, «Erfinder» von Punk und Hauptfigur in einem Film namens «The Great Rock'n'Roll Swindle». Doch

im Gegensatz zu McLaren handelt sich Francis nie den Ruf eines rücksichtslosen Ausbeuters und Sklaventreibers ein. Er hält die Szene allein durch seine Aura zusammen.

In Bern ist damals absolut nichts los. Um neun Uhr abends werden die Bürgersteige hochgezogen. *No future!* Olmo entwickelt sich zu einer neuen Heimat für Edelpunks, verlorene Dandys und Divas. Eine Art Olmo-Factory, im Stil von Andy Warhol. Francis besass die aufregendste und provokativste Modeboutique der Schweiz, und mit jedem neuen Trend, den er in seinen Schaufenstern meistens höchstpersönlich inszenierte, schien er nicht nur die Berner Szene mit seiner Extravaganz zu verschönern, sondern auch seine innere Schönheit, seinen eigenen Körper.

Denn dieser 71-Jährige ist noch heute aufreizend frisch und jung erhalten geblieben. Kein Gerücht! So jedenfalls erscheint er mir jetzt zwischen seiner geöffneten Wohnungstüre aus Holz, ganz in Blau gekleidet, unaufgeregt, charmant, schlank und hochgewachsen, nimmt er mich sofort in die Arme, eine endlose Umarmung, auf eine nicht-sexuelle Art, wie damals, vor über vierzig Jahren. Einfach Wärme



ausstrahlen, meinen Anblick kurz geniessen, weil Francis in Menschen offenbar immer nach Schönheit und Liebe fahndet. Verhaltensforscher haben längst herausgefunden, dass eine Umarmung, die länger als zehn Sekunden dauert, eine therapeutische Wirkung auf

David Bowie steht für alles, was Francis mag: Die Umwelt verwirren. Schönheit erneuern.

Körper und Geist habe und nebenbei Oxytocin produziere, das Liebeshormon. Francis erklärt es mir später noch ein bisschen einfacher: Liebe bekommst du, wenn du Liebe ausstrahlst!

Er deutet auf eine seiner Lieblingsfarben: «Im Sommer ist meine Veranda blau. Blaue Hortensien, blaue Sesselüberzüge. Immer.» An einer Wand hängt das bläulich durchtränkte Bild eines glamourösen Fotomodells. Francis liebt «Divas, die innere Schönheit ausstrahlen». Im Winter wird Blau durch Rot ersetzt. Das blaue Poster durch ein rötlich schimmerndes Filmplakat ausgetauscht, «Der Zauber von Malèna», eine Tragödie mit Monica Bellucci über eine junge Frau, der ihre Schönheit zum Verhängnis wird. Farben wechseln sei wichtig: *changes!* Wie der Titel eines David-Bowie-Songs, eines Liedes seines persönlichen Helden, der für alles steht, was Francis mag. Die Dinge auswechseln. Die Umwelt verwirren. Schönheit immer wieder erneuern.

Im Esszimmer schimmert jetzt alles rot, schöner Gegensatz zum Blau draussen auf der Veranda. New Wave. «Das ist mein ganz persönliches Heimtheater», sagt Francis. Es erinnert mich eher an das opulente Kino eines Rainer Werner Fassbinder oder an den poetischen Realismus eines Jean Renoir. Vielleicht waren ja schon



die Pariser Quartiere von Diven wie Jeanne Moreau oder Josephine Baker in solche Farben getaucht. Auf dem langen Esstisch sitzen riesige rote künstliche Trauben in einer Glasschale. «Ich liebe es, diese Trauben anzuschauen, sie korrespondieren gut mit dem Kronleuchter, den Gemälden meiner Lieblingsmalerin, Heidi von Niederhäusern, und den Tulpen und Rosen.»

Und was für Stühle! Aus den Stuhlbeinen starren Augen, die Rückenlehnen gleichen Engelsflügeln. «Die habe ich schon seit den 1980er Jahren, war eine beschränkte Auflage, ein Schnäppchen damals: 2500 Franken pro Stück. Wir wollen aber nicht über Geld reden, gell!» Er gibt mir einen Klaps auf den Arm. Die Stühle sehen nach New-Wave-Barock aus. Sehr schön! An der Wand glänzt ein alter Barockschrank, er gehörte Trudy, der verstorbenen Besitzerin des Hauses – «selig soll sie leben» –, die ihm das Sandsteinhaus nach ihrem Tod 1999 aus Liebe vermacht hatte, trotz Protesten gieriger Nachfahren, vielleicht weil dieser Francis eben eine selbstlose, echte Herzlichkeit verkörpert und diesen fantastischen Ruf geniesst als einer der lebenswürdigsten und grosszügigsten Unternehmer von Bern, einer, der niemandem ein Haar krümmen kann, sich nur nach innerer Schönheit sehnt.

Lächeln des Wissenden

Er zeigt mir jetzt sein Schlafzimmer, einen Raum, den er seit 1974 bewohnt, als es in seiner Wohnung weder Dusche noch WC gab: Im Zentrum steht heute ein luxuriöses Boxspringbett, vollelektrisch in unzählige Positionen verstellbar. Kostete 12 000 Franken, «man gönnt sich ja sonst alles, ha, ha». Er grinst. Das Bett ist mit Bettwäsche aus Baumwollsatın bezogen. «Ich halte mir fünf verschiedene Sorten

Bettwäsche.» Seine Lieblingsfarben sind Grau metallic und Taupe. «Zu dieser Sorte Luxus werde ich von den Nobelhotels angestiftet, die ich jedes Jahr besuche. Ich liebe Hotels. Ich liebe Bettwäsche.»

Neben dem Bett steht eine Waage, die ihm jeden Morgen bestätigt: «Lass es nie so weit kommen, dass du zu schwer wirst. Gesund leben ist für mich das Allerwichtigste.» Ein riesiger Bildschirm füllt eine ganze Wand. «Ich liege hier oft mit einem Freund oder einer Freundin im Bett und schaue schöne Filme.» TV-Freunde? Das ist alles? Laut Gerüchten ist Francis noch nie eine feste Beziehung eingegangen, weder zu einer Frau noch zu einem Mann, ausser zu Olmo, seinem Geschäft. Der Namensgeber dafür war der junge Olmo, gespielt von Gérard Depardieu, aus Bernardo Bertoluccis Film «1900».

«Stimmt das, Francis, keine feste Beziehung?»
Kurze Denkpause.

«Stimmt, na und? Viele Leute wollen jemanden auf sicher haben, in einer festen Beziehung stehen. Ich kann das nicht. Mich engt das ein. Ich habe in meinem Leben viel Liebe gegeben und bekomme deshalb viel Liebe zurück. Im Übrigen mag ich es, wenn die Leute nicht wirklich verstehen, was sich bei mir abspielt, verwirrt sind.»

Er lächelt. Es ist das Lächeln des Wissenden: Was eine extravagante Aura und das perfekte Dandytum nämlich besonders braucht: ganz viel Mysterium und Suspense – und eine abgründige Fantasie! Sein Olmo-Schaufenster hatte er in den 1990er Jahren mit einer halbnackten Prinzessin-Diana-Puppe geschmückt. Sie lag gefesselt auf einem Massagebett im Schaufenster, zwei Puppen in Prinz-Charles- und Margret-Thatcher-Masken, beide in schwarzem Latex, peitschten Diana in bester S & M-Manier aus. Die kaufkräftige Edelpunk-Jugend von Bern war begeistert. Der Skandal in der Lokalpresse programmiert.

Wir betreten jetzt das Zentrum von Francis' Altstadt-Universum: Küche und Bad. Hier hat ein angesagter Architekt die urige Berner Lauschigkeit mit einer Avantgarde-Renovation vertrieben. Es dominieren Metall und Beton. No-

«Stimmt das, Francis, keine feste Beziehung?»
Kurze Denkpause.
«Stimmt, na und?»

Future-Kälte, wie sie sich auch sein Lieblingsdesigner Philippe Starck hätte ausdenken können. Der Umbau hat ihn damals 1,3 Millionen gekostet. Ein totaler neuer Kern.

Die Eingänge ins Wohnzimmer und Büro sind metallverschalt, wie kleine Tunnels. Davor, rechts, die Küche, wird kaum benutzt. Zum Frühstück isst er zwar gerne Dinkelbrot mit Konfi der Marke Ruth's Delikatessen, Geschmack «Birne mit Vanille & Cognac», im Wechsel mit den klassischen Geschmäckern

Erdbeere, Kirsche, Aprikose. Abwechslung ist entscheidend! Links geht's jetzt zum fürstlichen Badezimmer mit dem Star der zeitgenössischen Hygiene: einem Dusch-WC. «Habe ich in Tokio entdeckt. Liebe auf den ersten Blick.» Sein Lieblingsparfüm heisst *Acqua di Parma*, die exklusivste Version davon steht den Gästen auf dem WC zur Verfügung. «Ich war früher Armani-Fan, dann war es Calvin Kleins *Eternity*, bis ich im «Alpina Gstaad» *Acqua di Parma* entdeckt habe. Was für eine Erleuchtung!»

Er führt mich ins Wohnzimmer, einen Wärmerraum, in die Farben Rot und Orange und Gelb getaucht, Farben der Liebe, mit einer fantastischen, übergrossen Fauteuil-Kombination, *made by* Daniel Hechter, Paris. Umstellt von Extravaganz, dass es einem schwindlig wird: die Auswahl von Fotobüchern, die Coolness aus dem Haus Taschen, dicke Hochglanzmagazine mit schönen Menschen, schönen Farben, schönen Objekten, schönen Namen: Brigitte Bardot, Laetitia Casta, Tatjana Patitz, Carla Bruni, Ellen von Unwerth, Madonna, Nina Hoss, Maria Callas, Isabelle Huppert, Charlotte Gainsbourg. Die Liste seiner weiblichen Liebliche ist lang.

Er tänzelt kurz vor mir, ich habe ihm offenbart, dass ich seinen Tanzstil in den 1980er Jahren bewundert hatte, niemand hat sich jemals auf der Tanzfläche so bewegt wie Francis Foss, jedenfalls in Bern nicht, auf Youtube zu bestaunen – «Starter», «Minijupe», «Victim» eingeben und seit dem 19. November: «Future Shock» –, damals wie heute das ultimative Markenzeichen von New Wave.

Ständig wechselnde Sehnsüchte

Wir sind jetzt in seinem Büro, draussen liegt die Mattenschwelle, die Aare, ein Leben ständig wechselnder Sehnsüchte, zieht vorbei. Ich schiele kurz auf seinen vollen Terminkalender. Er hat Abos im Stadttheater Bern, im Theater an der Effingerstrasse und für das Opernhaus Zürich. Er ist ein treuer Kinogänger. Sein Kalender ist ausgebucht. Fast jeden Abend ist Francis mit immer wechselnden Mitgliedern seiner *family* unterwegs.

«Es ist mir wichtig, meinen Liebsten Glanzlichter der Kunst und Kultur näherzubringen. Und sie glücklich zu machen.»

Alle dürfen bei Francis Liebe tanken! In einer Zeit, in welcher der Selbstdarstellung keine Grenzen mehr gesetzt sind, das Pseudo-Dandytum zur Massenerscheinung geworden ist, scheint es wertvoller denn je, das Original zu erleben. Und dabei zu fühlen, was Dandytum und Punk vielleicht tatsächlich verbindet und ihnen im tiefsten Inneren zugrundeliegt: verlorene Liebe. Die man sich mit allen erlaubten Mitteln zurückholen muss.

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern und literarischer Korrespondent der *Weltwoche*.

Apotheke der Alpen

Wegen seiner Kletterkünste trauten unsere Vorfahren dem Bergsteinbock übernatürliche Kräfte zu. Sie jagten ihn als Lieferanten von Heilmitteln, bis Italiens König eingriff.

Veronika Straass



Die Krönung war das Herzkreuz.

Wenn man Steinböcken zusieht, wie sie durch steilste Felswände ziehen, als wär's ein Spaziergang, könnte man blass werden vor Neid. Sogar Felskamine mit extrem schmalen Sims bewältigen die Meisterkletterer ohne weiteres. Winzigste Vorsprünge bieten für einen Moment gerade so viel Halt, dass sich die Tiere davon abstossen können. In Zickzacksprüngen hüpfen sie zwischen den beiden Felswänden hin und her, bis sie am Fuss des Felskamins angelangt sind.

Wie Fliegen an der Wand

Dieses Kunststück gelingt ihnen nur deshalb, weil sie für ein Leben im Fels perfekt beschuht sind. Steinbockhufe sind eine Kombination aus Spikes und Haftsohle. Die harten Kanten und Spitzen der Hufe keilen sich selbst in kleinste Vertiefungen ein, die radiergummiweichen Ballen geben Halt auf glatten Felsplatten. Wer sich eine Vorstellung davon machen will, wozu ein Steinbock imstande ist, möge sich im Netz die Videosequenzen über die Steinböcke an der Staumauer von Cingino im Piemont ansehen. Die Tiere steigen an der fast senkrechten Bruchsteinmauer herum wie Fliegen an der Wand – als hätten sie die Schwerkraft abgeschafft.

Steinböcke strahlen in jeder Phase ihres Lebens eine unglaubliche Gelassenheit aus. Selbst die Rankämpfe der Böcke, die im Dezember und Januar untereinander ausmachen, wer der Chef im Ring ist, verlaufen ohne Hektik. Die bis zu hundert Kilo schweren Männchen richten sich auf den Hinterbeinen auf und lassen ihre meterlangen Hörner mit voller Wucht aufeinanderkrachen. Dem Schwächeren wird dabei kein Haar gekrümmt. Unversehrt verlässt er den Ort seiner Niederlage, während sich der Sieger alsbald den Steingeissen widmet – auf eine Art, die auf uns fast komisch wirkt.

Ein werbender Steinbock legt den Kopf weit zurück, so dass die gewaltigen Hörner nicht mehr bedrohlich wirken, lässt die Zunge flippern und gibt ein klägliches Meckern von sich. Dabei schnell immer wieder ein Vorderbein ruckartig nach vorne – der sogenannte Laufschlag. Nur wenn es ihm gelingt, die Geiss zu beeindrucken, bleibt sie stehen und lässt ihn aufreiten.

Auf unsere Vorfahren haben Steinböcke mit ihrer unglaublichen Geländegängigkeit wie Zauberkünstler gewirkt. Kein Wunder, dass sie ihnen übernatürliche Kräfte andichteten und sich Heilung von ihnen erwarteten. Noch im 17. Jahrhundert war man überzeugt, dass Steinbockblut ein verlässliches Mittel gegen Blasensteine sei. Wer körperwarmes Steinbockblut trank, fühlte, wie Energie, Kraft und Furchtlosigkeit des Steinbocks auf ihn übergingen. Zermahlene Hörner wurden als Wunderpulver für verschiedenste Zwecke in alle möglichen Tränke gemischt, und der Genuss von Steinbockköteln befreite angeblich von Schwindsucht, Ischias und Gelenkentzündungen. Die Krönung aller Steinbockmedizin aber waren das Herzkreuz, ein verknöchertes Knorpel, und die Bezoarkugel, ein fest zusammengepresster, harter Ball aus abgeleckten Haaren und anderem Unverdaulichem, der sich im Magen von Steinböcken bildet. Wer so eine Bezoarkugel um den Hals trug, war nicht nur gegen Kopfschmerzen, Ohnmacht, Schwindelgefühle, Ohrenschmerzen und Herzrasen gefeit, er war fortan gar gegen Gewehrkgeln, Stichwaffen

und jegliche Verletzungen so gut geschützt, als wäre er in den legendären gallischen Zaubertank gefallen.

Selbstverständlich hatten diese wunderbaren Heilkräfte ihren Preis. Wer einen Steinbock erlegen und an eine Apotheke verscherbeln konnte, hatte bis auf weiteres keine finanziellen Sorgen mehr. Bald wurden die intensiv bejagten Steinböcke selten, und schliesslich verschwanden sie ganz. Im Jahr 1809 wurde im Wallis der letzte Steinbock der Schweiz geschossen.

Schutz als Chefsache

Anfang des 19. Jahrhunderts waren die Böcke auch in anderen Alpenländern so gut wie ausgerottet. Nur ein kleines Grüppchen von etwa sechzig Tieren hatte die Jagdlust des Menschen in einem streng geschützten Gebiet im Gran Paradiso überlebt. Der italienische König Vittorio Emanuele II. machte den Schutz der letzten Steinböcke zur Chefsache und liess sie von einer Profimannschaft bewachen: Wer hätte die letzten ihrer Art besser schützen können als eine

Wer eine Bezoarkugel um den Hals trug, war fortan gegen Gewehrkgeln und Stichwaffen geschützt.

Truppe, zu der auch ehemalige, gutbezahlte Wilderer gehörten? Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich der klägliche Rest wieder auf rund 3000 Tiere vermehrt.

Zu gerne hätte auch die Schweiz wieder eine Steinbockkolonie gehabt, aber seine Majestät weigerte sich, auch nur ein einziges Tier zu verkaufen. Mit einer List kamen die Schweizer dann doch noch zu ihren Steinböcken: 1906 schmuggelte ein Wilderer drei wenige Wochen alte Steinkitze auf Schleichwegen zu den Eidgenossen. Bis 1933 gelangten weitere 53 Steinkitze in Nacht- und Nebelaktionen aus dem Aostatal in die Aufzuchtstation bei St. Gallen.

Heute leben wieder rund 19 000 Steinböcke in den Schweizer Bergen. Der König der Berge ist in sein Reich zurückgekehrt.

BRIEF AUS LIMA

Alex Baur



Beim Bahnübergang von Huachipa, auf halber Strecke zwischen meinem Haus und dem Stadtzentrum, hat es am 23. Dezember wieder einmal gekracht: Tankzug gegen Tanklast. Irgendwie wurde Lucy Campos Peñaloza, 56, die im nahen Markt einkaufen wollte, zwischen den Wracks eingeklemmt. Um sie zu befreien, amputierte die Feuerwehr ihr linkes Bein an Ort und Stelle.

Der Übergang von Huachipa ist berüchtigt. Zwei Strassenachsen treffen hier auf eine Bahnlinie. Erst im Oktober wurde ein Bus, der zwanzig Kinder zum Zoo in der Nähe bringen sollte, von einem Güterzug erfasst. Es ist ein Wunder, dass alle überlebten. Trotzdem ist es bislang niemandem eingefallen, den Übergang mit einer Barriere zu sichern. Wenn es eine gäbe, wäre sie wahrscheinlich längst defekt oder geklaut worden. Und sie böte auch keinen Schutz für die Betrunkenen, die sich zwischen den Gleisen schlafen legen.

Vielleicht werden Sie sich wundern, wie ich dazu kam, freiwillig in diese auf Geröll und Wüstensand gebaute Elf-Millionen-Metropole zu ziehen, wo es an ziemlich allem mangelt, angefangen beim Wasser. Wenig ist vernünftig an dieser Stadt, die der spanische Konquistador Francisco Pizarro 1535 per Dekret bauen liess. Der Stadtheilige, «der Herr der Wunder», ist der Einzige, auf den sich hier alle verlassen, eingefleischte Agnostiker wie ich inklusive. Leider kann ich Ihnen keine griffige Erklärung anbieten. Meine alte Liebe zu dieser Stadt ist mir selber ein Rätsel.

Journalistisch gesehen ist Peru, ähnlich wie Kolumbien, das Paradies auf Erden (und die Schweiz die Hölle). Die verrücktesten Geschichten liegen hier buchstäblich auf der

Strasse. Es ist kein Zufall, dass diese Weltgegend literarische Titanen wie Gabriel García Márquez und Mario Vargas Llosa hervorgebracht hat, die ihre Karrieren als Journalisten begannen. Ihr «magischer Realismus» ist weniger magisch und einiges realistischer, als manche denken.

Es mag zynisch klingen, doch es ist die Realität: Auch im deutschen Sprachraum hat die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts mit ihren fürchterlichen Kriegen und Katastrophen Literaten zu Werken inspiriert, von denen wir heute nur

Der Optimismus, mit dem hier die Menschen den Widerwärtigkeiten des Alltags begegnen, inspiriert mich.

träumen können. Denken Sie an Kafka, Böll, Grass, Dürrenmatt, Frisch, Horvath, Andersch, Kästner, Remarque. Danach kam nur noch Tristesse. Oder fällt Ihnen ein zeitgenössischer Literat ein, der neben diesen Grossmeistern bestehen könnte? Jelinek etwa? Oder Martin Suter?

Alles ist relativ. Der Terror der Narco-Guerillas zwischen Titicacasee und Karibik ist ein Dauerübel, aber nicht zu vergleichen mit den Massenschlächtereien der Weltkriege. Das Leben hier in den Anden gestaltet sich recht friedlich, sogar wenn ein gestürzter *presidente* wie Pedro Castillo einen operettenhaften Coup versucht. Der Gleichmut und der Optimismus, mit dem die Menschen hier den Widerwärtigkeiten des Alltags begegnen, inspirieren mich immer wieder. Das politische Dauerchaos hat eine lange Vorgeschichte. Vordergründig ist es der alte Kampf zwischen links und rechts, in Wahrheit dreht sich alles um Macht, Gier und persönliche Fehden. Die Corona-Lockdowns wirkten

als Brandbeschleuniger. Die Wirtschaft lahmzulegen in einem Land, wo Millionen von der Hand in den Mund leben, ist ein Verbrechen. Wenn es zu keiner Hungerkatastrophe kam, dann nur, weil die Menschen hier Meister im Ignorieren und Umgehen irrer Gesetze sind.

Das Universum der Quechua ist zyklisch. «Ch'akwa» nennen sie die wiederkehrenden Epochen des Chaos – wenn die Flüsse über die Ufer treten, Seuchen ihren Tribut fordern und die Menschen verrücktspielen. Man erträgt das Unbegreifliche stoisch, im Vertrauen darauf, dass es wieder besser kommt. Es sind unvermeidliche Launen einer Geschichte, die sich ewig im Kreis dreht. Geburtswehen einer Welt, die sich stets erneuert, damit alles bleibt, wie es war. Ich neige in dem Punkt den Nachfahren der Inkas zu.

Die europäische Perspektive befremdet mich derweil zusehends. Aus der Ferne betrachtet, verliert der alte Kontinent seine Konturen. Die Familie, einst Kern der Gesellschaft, erodiert zur Unkenntlichkeit; Grenzen verschwimmen; Freiheit wird in ihr Gegenteil umgedeutet, die historische Erinnerung nach Belieben umgeschrieben. Die virtuelle Wahrnehmung hat die Realität verdrängt, Gender steht über der Biologie, Klimafanatiker kleben sich auf den Asphalt, um den Weltuntergang zu verhindern, Energiewender propagieren allen Ernstes Solarzellen gegen die winterliche Stromlücke.

Ich weiss nicht, was am Ende verheerender ist: das europäische oder das amerikanische Chaos. Aber wenigstens versucht hier kaum einer, dem kollektiven Irrsinn einen Sinn abzugewinnen.

Wir holen die Sonne auf die Erde

Die Kernfusion feiert einen Durchbruch. Wird der Traum unerschöpflicher Energie bald wahr? Der Physiker Frank Jenko erklärt, was an der Forschungsfront abläuft.

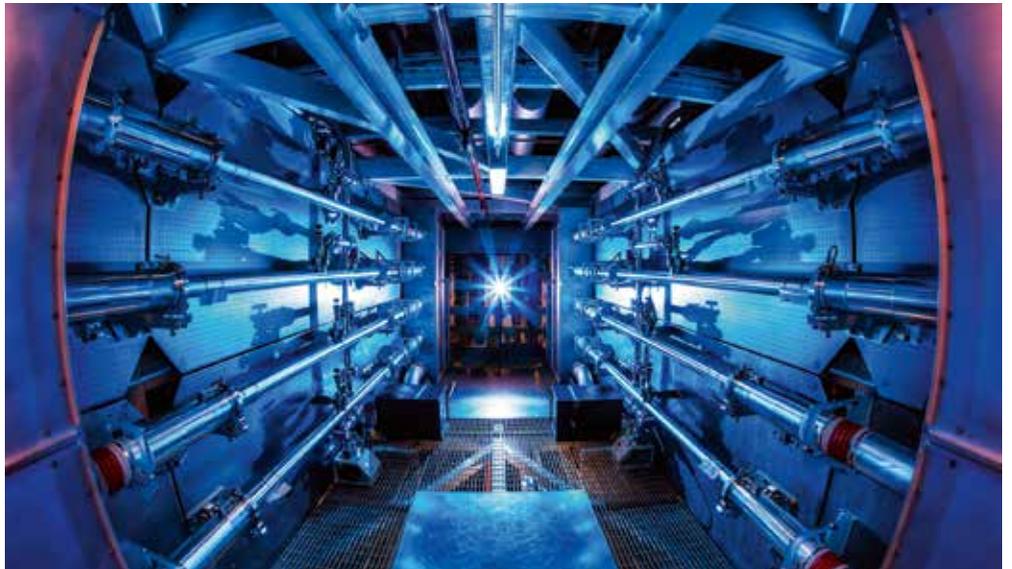
Beat Gygi

Kurz vor Weihnachten kam die Meldung: Der National Ignition Facility (NIF) am Lawrence Livermore National Lab in Kalifornien sei es gelungen, erstmals eine Kernfusion durchzuführen, bei der mehr Energie freigesetzt worden sei, als man hineingesteckt habe. Erstmals netto plus – euphorisch wird das von vielen als Durchbruch gefeiert, als gewaltiger Schritt in Richtung fast unerschöpflicher Energie. Sind die hohen Erwartungen berechtigt? Wir fragen Frank Jenko, der in der Fusionsforschung an vorderster Front tätig ist.

Jenko ist Direktor am Max-Planck-Institut für Plasmaphysik in Garching bei München und dort Leiter der Abteilung Tokamak-Theorie. Zudem ist er Honorarprofessor für Computational Physics an der Technischen Universität München. Er unterstützt Experimente vor Ort und überall in der Welt in seiner Rolle als Software-Crack, der als Arbeitsgerät die jeweils schnellsten Computer der Welt nutzt; zurzeit schaffen sie eine Million mal eine Million mal eine Million Rechenoperationen pro Sekunde. Seine Forschung ist auf die Computersimulation der komplexen Vorgänge fokussiert, die in einem Fusionsplasma ablaufen. Das erspart zum Teil langwierige und teure Experimente, spart auch Zeit.

Hundert Millionen Grad

Sieht Jenko nach dem Erfolg in den USA Anlass für ungehemmte Euphorie? «Dieses beeindruckende Ergebnis ist zweifellos ein Meilenstein in der Fusionsforschung», sagt er. «Erstmals hat ein Brennstoffgemisch aus den Wasserstoffisotopen Deuterium und Tritium mehr Fusionsenergie erzeugt, als ihm zugeführt wurde.» Sind also Schlagzeilen wie «Unbeschränkt Energie für alle» gerechtfertigt? Holen wir mit dem Fusionsreaktor quasi die Sonne auf die Erde? Jenko: «Ja, das ist die zugrundeliegende Idee: die Sonne auf die Erde zu holen. Damit wird die Hoffnung neu entfacht, einen alten Traum der Kernforschung Wirklichkeit werden zu lassen: ein Fusionskraftwerk, das wie unsere Sonne Energie aus der Verschmelzung leichter Atomkerne gewinnt. Die Fusionsenergie gehört zu den wenigen Optio-



Anlass für ungehemmte Euphorie? Labor der National Ignition Facility, Kalifornien.

nen, riesige Mengen an Energie bereitzustellen, ohne klimaschädliches CO₂ freizusetzen – und zwar auf eine inhärent sichere Art und Weise.»

Wie funktioniert denn die Kernfusion, möglichst einfach erklärt? «Bei der Verschmelzung leichter Atomkerne wird sehr viel Energie freigesetzt, mehrere Millionen Mal mehr als bei der Verbrennung von Kohle. Allerdings muss man erst die elektrostatische Abstoßung der Atomkerne überwinden, um die Verschmelzung zu ermöglichen. Das passiert bei Temperaturen von etwa hundert Millionen Grad. Grosse Hitze bedeutet, dass sich die

Atomkerne sehr schnell bewegen. Dadurch haben sie ausreichend Energie, um einander immer wieder sehr nahezukommen. Dabei hat man es mit einem ionisierten Gas zu tun, also einem Plasma, dem vierten Aggregatzustand neben fest, flüssig und gasförmig.»

Oder konkreter: Man bringt zwei Atomkerne, schwere Varianten von Wasserstoff (einen Deuterium- und einen Tritiumkern), trotz ihrer elektrostatischen Abstoßung so nahe zusammen, dass sie zu einem Heliumkern verschmelzen. Dazu braucht man viel Energie, aber das Verschmelzen setzt noch viel mehr Energie frei. So läuft das sonnenähnliche Kraftwerk. Jenko präzisiert: «In der Praxis verwendet man Deuterium und Tritium, zwei schwere Varianten von Wasserstoff, die zu Helium verbrennen und dabei ein energiereiches Neutron erzeugen. Letzteres kann zur Stromerzeugung genutzt werden.» Dieses verlässt das Plasma und trifft auf die umgebende Wand, die erhitzt wird. Über einen Kühlkreislauf werden dann Turbinen mit Stromgeneratoren angetrieben.

Wie kann man die unglaubliche Energiewirkung am Ort des Geschehens hinkriegen? Jenko nennt zwei Ansätze, die favorisiert werden: erstens



«Meilenstein»: Forscher Jenko.

den sogenannten magnetischen Einschluss, bei dem ein hundert Millionen Grad heisses Plasma durch ein Magnetfeld zusammengehalten wird (es gibt kein Gefäss, das diese Hitze aushielte). Diese Konstruktionen heissen Tokamaks oder Stellaratoren. Diese Strategie, so Jenko, verfolge man am Iter, einem Versuchs-Kernfusionsreaktor, der derzeit in Frankreich gebaut wird: Dort sollen Wasserstoffkerne in einer grossen Reaktorkammer bei extremer Hitze von rund 150 Millionen Grad fusioniert werden.

Jenko ist Spezialist für Tokamak-Theorie und damit in der Magnetvariante engagiert. Zweitens gibt es neben dem Magnet- den Trägheits-einschluss, bei dem die Wasserstoffkerne quasi in kleinen Kügelchen positioniert sind, die von aussen mit gewaltigen Laserstrahlen beschossen werden, so dass es implodiert und dabei die tausendfache Dichte erreicht. So funktioniert das NIF-Experiment in Kalifornien, von dem die jüngste Erfolgsmeldung stammt. Dieser Erfolg ist insofern zu relativieren, als der total aufgewendete Energie-Input jüngst immer noch grösser war als der Output, wenn man sämtliche Quellen der ganzen Anlage berücksichtigt.

Vernachlässigt bei der Förderung

Gibt es ein Rennen zwischen den Forschungsgruppen? Jenko: «In gewisser Weise schon, und das sehe ich durchaus positiv. Ähnlich wie im Sport spornt das in gesunder Weise zu Höchstleistungen an. Und vielleicht gibt es am Ende ja mehr als nur einen Weg, Fusionsenergie zu nutzen.» Also nicht die Kräfte weltweit bündeln, um maximal vorwärtszukommen? «Wie bei vielen anderen technologischen Entwicklungen auch, kann es sich lohnen, mehrere Wege zum Ziel zu verfolgen – vor allem solange nicht ganz klar ist, welche letztlich am besten sind.»

Ist der Input, mit dem man einen Fusionsreaktor füttert, wirklich so billig und überreichlich verfügbar, wie man es oft hört? Jenko: «Man benötigt zum einen Deuterium, das überreich in den Weltmeeren vorhanden ist, und zum andern Tritium, das mit Hilfe von Lithium hergestellt werden kann. Mit den Rohstoffen aus einer Badewanne voll Wasser und einer abgenutzten Laptop-Batterie könnte man einen Haushalt auf Jahrzehnte hinaus mit Strom versorgen.»

Neue Energiequellen sind dringend erforderlich. Jenko verweist auf Berechnungen, laut denen sich der weltweite Strombedarf bis

Ende des Jahrhunderts vervierfachen werde. «Diesen Bedarf zu decken, ist eine gigantische Herausforderung für die Menschheit. Ich bin der Meinung, wir sollten alle denkbaren Optionen mit vollem Einsatz verfolgen.» Viele Studien belegten, dass sich Fusionsenergie mit regenerativen Energien sehr sinnvoll ergänzen könnte, besonders zur Deckung der Grundlast und damit zur Bewältigung des gigantischen ungelösten Problems der Energiespeicherung.

Wann etwa kann man mit dem Einsatz von Fusionsanlagen zur Energieerzeugung in brauchbarem Umfang rechnen? Das hängt Jenkos Ansicht nach davon ab, wie stark die Fusionsforschung gefördert wird. Bisher sei dies vergleichsweise bescheiden gewesen. In Deutschland seien in den vergangenen zwanzig Jahren andere Energieformen, erneuerbare, aber auch fossile Energien und die Kernenergie zum Teil mit jeweils mehreren hundert Milliarden Euro unterstützt worden – die Fusionsforschung aber nur mit weniger als einem Pro-

«Die Herausforderung lässt sich mit der Aufgabe vergleichen, ein nasses Stück Holz anzuzünden.»

zent davon. «Mit mehr Entschlossenheit und entsprechender finanzieller Förderung könnte viel Zeit gewonnen werden», fügt er an.

Wird seiner Ansicht nach also nicht genug in die Fusionsforschung investiert? «Leider ja. Die Fusionsforschung wird, wie gesagt, nur mit einem kleinen Bruchteil der finanziellen Mittel anderer Energieträger gefördert. Lediglich in den 1970er Jahren gab es in den USA nach der Ölkrise einen kurzen Förderungsboom, aber bald wurden die Mittel wieder gekürzt.»

Akzeptanz in der Gesellschaft

Seit einigen Jahren sei jedoch ein stark wachsendes Interesse seitens der Wirtschaft erkennbar. Weltweit seien nun etwa fünfzig Fusionsenergie-Start-ups gegründet worden, die mehr als fünf Milliarden Euro – überwiegend von privaten Investoren – erhalten hätten. «Das lässt auf eine dynamische Entwicklung hoffen.»

Mit Blick auf die Akzeptanz in der Gesellschaft: Gibt es Risiken, dass ein Fusionsprozess ausser Kontrolle geraten könnte, wenn Unvorhergesehenes schiefeht? «Nein, das ist ausgeschlossen», meint Jenko. Fusionskraftwerke seien inhärent sicher, da die Verschmelzungsprozesse sich nur dann fortsetzten, wenn von aussen geeignete Bedingungen geschaffen würden: «Die Herausforderung, das Sonnenfeuer auf der Erde zu entzünden, lässt sich vielleicht mit der Aufgabe vergleichen, ein nasses Stück Holz anzuzünden.» Wenn man alles richtig mache, brenne es; wenn nicht, gehe es aus. Auch das Problem der Endlagerung, wie man es von der Kernenergie her kennt, stelle sich nicht.



INSIDE WASHINGTON

«J6» lässt die Amerikaner kalt

Ein neues Jahr, ein neuer Kongress. Doch am 6. Januar will Präsident Joe Biden eine politische Wunde wieder aufreissen. Der Präsident, der versprochen hat, das Land zu vereinen, wird eine Rede zum zweiten Jahrestag der Erstürmung des Capitol Hill am 6. Januar 2021 halten. Trotz der Bemühungen der Medien, «J6» in das öffentliche Bewusstsein einzubrennen, glaubt nur die Hälfte der Öffentlichkeit, dass die Ereignisse dieses Tages als «Aufstand» bezeichnet werden sollten.

Die Demokraten und ihre Verbündeten in der «vierten Gewalt» stilisieren das Ereignis als Tag der Schande von Donald Trump herauf, der in der Folge zu seinem zweiten Amtsenthebungsverfahren führte. Letzten Monat empfahl der von den Demokraten geführte Ausschuss des Repräsentantenhauses, der die Rolle des «MAGA»-Maestros untersuchte, eine Strafanzeige gegen den Don – das erste Mal in der Geschichte, dass der Kongress einen ehemaligen Präsidenten zur strafrechtlichen Verfolgung überstellt hat.

Doch trotz achtzehn Monaten emsiger Bemühungen, mehr als tausend Zeugen und unzähliger Stunden Berichterstattung in den Massenmedien hat der Ausschuss die öffentliche Meinung wenig beeinflusst. Wie eine vielzitierte Umfrage der Monmouth University im August ergab, haben die Arbeiten des Ausschusses «die amerikanische Öffentlichkeit nicht beeindruckt».

Monmouth berichtet: «Auf die Frage, wie der Vorfall im Kapitol zu beschreiben sei, sagten 64 Prozent, dass «Aufbruch» angemessen, 52 Prozent, dass «Aufstand» eine passende Beschreibung sei, während 35 Prozent sagten, es sei akkurat, es einen legitimen Protest zu nennen.» Wenn Politik Krieg mit anderen Mitteln ist, dann ist der «6. Januar» ein Schlachtfeld, auf dem keine Siege zu gewinnen sind.

Amy Holmes

«Tod, Verbannung und alles andere, was furchtbar erscheint, halte dir täglich vor Augen, vor allem aber den Tod, und du wirst niemals schäbige Gedanken haben oder etwas masslos begehren.»

Epiktet (HB 21)



Was die EU jetzt tun muss (aber nicht tun wird)

Das Europäische Parlament will die Korruption strenger bekämpfen.
Das ist aussichtslos.

Joachim Starbatty

Tübingen

Die Aufdeckung der Machenschaften der ehemaligen Vizepräsidentin des EU-Parlaments Eva Kaili wirft ein Licht auf die Anfälligkeit von EU-Parlamentariern für Korruption. Eine Plastiktasche mit 600 000 Euro in einer Privatwohnung ist schon ein Stück aus dem Tollhaus – ein peinlicher Imageschaden für das von der europäischen Öffentlichkeit wenig geschätzte Parlament. Daher hat Katarina Barley, eine weitere Vizepräsidentin des EU-Parlaments, einzelne Mitgliedstaaten anzuschwärzen versucht, um vom Versagen des EU-Parlaments abzulenken. Weil ihr das niemand abgekauft hat, ruft sie nun nach strengeren Regeln im Kampf gegen die Korruption in Brüssel. Ob das hilft?

Suche nach zusätzlicher Aktivität

Korruption oder Lobbyismus allgemein sind Investitionen von Staaten oder privaten Gruppen in Politikbeeinflussung. Je stärker Politik in das materielle Schicksal der Bürger oder in das wirtschaftliche Geschehen eingreift, desto grösser ist das Interesse von Lobbygruppen, die Politik im eigenen Sinne zu steuern. Weil

in Brüssel nicht bloss über das Geschick eines einzelnen Landes, sondern von 27 Mitgliedstaaten entschieden wird, ist Brüssel zum Mekka der Lobbyisten geworden. Deren Einflussnahme wird über schärfere Regeln nicht eingedämmt, weil sich neue Korruptionskanäle herauskristallisieren.

Das geeignete Gegenmittel dagegen wäre die strikte Beachtung des Subsidiaritätsprinzips: Was gleich gut oder sogar besser auf nationaler Ebene als auf zentraler geleistet werden kann, muss den Mitgliedstaaten vorbehalten bleiben.

Doch dieses in den EU-Verträgen verankerte Prinzip wird unterlaufen, weil sich die Mitgliedstaaten nicht einig sind und weil es letztlich darauf ankommt, wer über die Kompetenzverteilung bestimmt. Das EU-Parlament plädiert inzwischen für ein entgegengesetztes Prinzip: Alles, was auf EU-Ebene möglich ist, muss gemeinschaftlich, also zentralistisch gemacht werden.

Das Europäische Parlament räumt das Subsidiaritätsprinzip auch deshalb beiseite, weil jede Verlagerung in Richtung Brüssel den eigenen Einfluss stärkt. Es ist kein Parlament, das Gesetze macht sowie die Regierung stellt und kontrolliert. Daher sucht es nach zusätzlicher Aktivität, um seine Existenz zu legitimieren. Es gibt auch keine parlamentarische Opposition, die der Zentralisierung wirksam entgegentritt. Die als rechts geltenden Fraktionen im EU-Parlament sind kein Bollwerk, weil sie ihre Kräfte nicht bündeln und wegen des finanziellen Segens aus Brüssel auch untereinander uneins sind.

Eine zentrale Formel für die Begründung des nationalen Souveränitätsverzichts lautet, dass «mehr Europa» auch den nationalen Einfluss im Zuge der Globalisierung mehre, weil eine gestärkte EU bei internationalen Verhandlungen ein grösseres Gewicht habe. Entsprechend hat der frühere deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble den Deutschen den Euro als Vorteil für Deutschland verkauft. Stattdessen hat die Europäische Zentralbank dann mittels der ihr zugewiesenen Macht die deutschen Sparer über den Tisch gezogen, um

über versteckte monetäre Staatsfinanzierung und Nullzinspolitik die überschuldeten Südstaaten in der Eurozone zu halten.

Wer als EU-Parlamentarier den Umgang seiner Kollegen mit dem Rechtsstaatsprinzip erlebt hat, weiss, dass sie dieses vor sich hertragen, aber davon abgehen, wenn sie die Existenz des Euro oder die Macht Brüssels gefährdet sehen. Eine Kontrolle durch die Wähler findet nicht statt, weil diese nicht durchschauen, was in ihrem Namen in Brüssel geschieht. Auch werden Kritiker des Brüsseler Zentralismus als Europafeinde geisselt.

Mantra vom «mehr Europa»

EU-Parlament und Kommission beseitigen Konstruktionsfehler nicht, weil diese in ihren Augen keine Mängel sind. Der für seinen Spott im EU-Parlament bekannte Brexit-Befürworter

Eine Kontrolle durch die Wähler findet nicht statt, weil sie nicht durchschauen, was in ihrem Namen geschieht.

Nigel Farage machte sich über seine damaligen Parlamentskollegen lustig: «Immer wenn ein Versagen der EU bekannt wird, rufen meine Kollegen nach «mehr Europa».»

Für Brüssel gilt als entscheidendes Erfolgskriterium, dass die EU geschlossen auftritt und gemeinsam handelt, so wie jetzt bei der Behandlung des Ukraine-Kriegs und früher bei der Entlassung des weltoffenen Vereinigten Königreichs aus der EU. Auch Lemminge sind eine gemeinsame und geschlossene Formation, bevor sie ins Verderben stürzt.

Es klingt paradox, aber der Fall des Euro könnte ein Neubeginn für Europa sein. Eine Politik, die ökonomische Gesetzmässigkeiten ausser Kraft setzt, wird scheitern. Wir wissen nicht, wie und wann, doch wäre das die Chance für «L'Europe des patries» (Charles de Gaulle).

Joachim Starbatty ist emeritierter Ökonomieprofessor der Universität Tübingen. Von 2014 bis 2019 war er Mitglied des Europäischen Parlaments.



Wo der Wutwind weht

Elfriede Jelinek, unerschrockene Steppenwölfin der Gegenwartsliteratur, schont niemanden. Sie bleibt eine Inspiration, gerade im Konformismus unserer Zeit.

Sylvie-Sophie Schindler

München

Die Frau, die vor dem Shampoo-Regal steht, sieht aus wie Elfriede Jelinek. Sie hat keine gewisse, sondern eine grosse Ähnlichkeit. Eigentlich ist jeder Zweifel ausgeschlossen. Und trotzdem. Ich halte es nicht für möglich, dass Elfriede Jelinek an Orten wie diesen stattfindet. Ein Drogeriemarkt mitten in München. Dort einzukaufen, gehört zum Alltag zigtausender Menschen. Nun aber, es gibt auch die, die allerwenigsten, zu denen will der Alltag nicht passen. Eine Elfriede Jelinek, die staubsaugt und die Waschmaschine befüllt, kann ich mir nicht vorstellen. Und also kauft sie auch nicht ein. Kein Shampoo und auch sonst nichts. Obwohl ich zu dem Schluss komme, dass sie es ist, beschliesse ich an jenem Nachmittag: Sie ist es nicht.

Bestimmt ist es ihr ganz recht. Trachtet sie nicht ohnehin danach, der Welt zu entkommen? Sie leidet an einer sozialen Angststörung. Man weiss das. Spätestens seit dem Jahr 2004, als sie mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wurde und sich in einer offiziellen Stellungnahme dazu bekannte. Statt ihre Rede vor dem nach Stockholm geladenen Publikum zu halten, tat sie es per Videoaufzeichnung. Der Schrecken, vor der Öffentlichkeit zu stehen. Wo überhaupt stehen? «Immer im Abseits», befindet Elfriede Jelinek über sich selbst. Das sei ohnehin der Platz des Dichters: «Von dort sieht er einerseits besser, andererseits kann er selbst auf dem Weg der Wirklichkeit nicht bleiben.»

Österreich auf der Couch

Ein Daniel Kehlmann, der über Klassiker sinnierend im «Literaturclub» sitzt, ist mir ebenso verdächtig wie eine Eva Menasse, die sich im «Literarischen Quartett» über Neuerscheinungen auslässt. Wessen verdächtig? Des Gemochtwerden-Wollens. Wer die Nähe zum Publikum sucht, sehnt sich in der Regel auch nach dessen Applaus. Das mag menschlich sein, aber solange eine Abhängigkeit von Beifallsbekundungen bleibt, wagt man nicht jeden Ungehorsam. Schon gar nicht den, der Ausgrenzung garan-



Enden nicht alle Frauen auf dem Scheiterhaufen? Nobelpreisträgerin Jelinek.

tiert. Nun ist es so: Ich habe genau deshalb ein Faible für die Steppenwölfe und Bewohner des Elfenbeinturms. Ihre Immunität gegenüber allen Formen von Massenwahn macht, dass ich ihnen vertraue. Mit ihnen ist kein Hitlerdeutschland möglich. Und auch keine sonstigen kollektiven Verirrungen.

Wer, wenn nicht die Dichter und Denker, haben die Pflicht, ein möglichst unabhängiger Mensch zu sein? Keine andere österreichische

Sie glüht noch, wo andere, und es sind die meisten, längst gleichgültig sind.

Schriftstellerin hat so viel gewagt wie Elfriede Jelinek. Nicht nur sprachlich, sondern auch politisch. Sie duldet keine Verdrängung, sie schont niemanden. Seht her, ruft sie, das ist das Nazi-Erbe unseres Landes! Es ist ein Grauen. Und ein Grauen sind die, die vergessen wollen, was nicht vergessen werden darf. Weil sich Österreich nicht auf die Couch legen will, zerrt sie, die Wahrheitsbesessene, es dorthin. Sie hat ihren Sigmund Freud gelernt. Denn: Unbewältigtes wirkt unkontrolliert weiter; es besteht die Gefahr der Wiederholung.

Elfriede Jelinek wütet. Wo stehen? Nie auf der richtigen Seite, sondern immer dort, wo sie sich aus dem Hass heraus in den Hass hineinschreiben kann. Wesensverwandt mit ihrem österreichischen Schriftstellerkollegen Thomas Bernhard, dringt sie zu allen gesellschaftlichen Fäulnisstellen vor. Wo er, wie etwa in seinem Theaterskandal «Heldenplatz», von «sechseinhalb Millionen Deblen und Tobsüchtigen» spricht und damit alle Österreicher meint, nennt Elfriede Jelinek ihre Landsleute «sexgeil, mordlüstern, antisemitisch». Beide verbindet, als «Nestbeschmutzer» beschimpft, über Jahre öffentlichen Kontroversen und polit-medialer Hetze ausgesetzt zu sein.

«Überallhin, nur dorthin nicht»

Traf es aber Elfriede Jelinek nicht noch härter? Enden nicht alle Frauen auf dem Scheiterhaufen? Sie hat das mal so geschrieben, sie, die sich auch und besonders an den Themen Sexismus und Unterdrückung der Frau abgearbeitet hat. Wo stehen? «Die Frau hat keinen Ort», stellte sie fest. Ich, ohnehin allergisch gegen feministische Opfermentalität, kann ihr dahin nicht folgen, aber ich mag ihre Radikalität, die Konsequenz, sich in die grösste Ungeheuerlichkeit hineinzudenken. Sie lässt sich nicht beirren, sie weicht nicht ab. Es stimmt, in ihrem Furor schießt Elfriede Jelinek oft über das Ziel hinaus, aber trotzdem, ich mag die Wütenden. Sie glühen noch, wo andere, und es sind die meisten, längst gleichgültig sind – und damit überhaupt noch lebendig?

«Der Wutwind weht und reisst alles mit. Und es reisst alles davon, egal, wohin, aber nie mehr in diese Wirklichkeit, die ja abgebildet werden soll, zurück. Überallhin, nur dorthin nicht», sagte Elfriede Jelinek in ihrer Nobelvorlesung. Wo stehen? Sie hat sich in die Sprache gerettet. Dorthin, wo auch mein einziges Zuhause ist. Dort treffen wir uns. Und ich mag ihren knallroten Lippenstift.

Sylvie-Sophie Schindler ist Schriftstellerin und Philosophin in München.

Ungarns Eisenbahnbarone aus der Schweizer Provinz

Zwei ausländische Industrielle haben aus den Ungarn eine Nation von Zugfahrern gemacht. Der eine ist Peter Spuhler aus Bussnang. Der andere war Abrahám Ganz aus Embrach.

Aron G. Papp

Den Ungarn wird nachgesagt, dass sie bis zum stillen Örtchen nicht auf das Auto verzichten wollen. Tatsächlich war Bahnfahren nach der politischen Wende von 1989 in Ungarn völlig out. Dann kam Peter Spuhler mit seiner Stadler Rail. Mit ihm begann 2005 ein neues Bahn-Zeitalter in Ungarn.

Stadler schloss einen Vertrag mit der nationalen Eisenbahngesellschaft MÁV ab. Inzwischen sind auf Ungarns Streckennetz über

«Tod der Staatsbahn» – blutrot prangt das Graffito am Budapester Westbahnhof.

140 Züge aus Stadlers «Flirt»-Modellreihe und 36 Doppeldecker von Stadlers «Kiss»-Typus unterwegs. Vor allem die Doppeldecker waren ein Riesenerfolg. Das hatten die Magyaren zuvor noch nicht gesehen.

Peter Spuhler wandelt damit in den Fussstapfen einer Schweizer Industriellegende. Die Legende heisst Abrahám Ganz (1814/15–1867). Er war ein Eisenbahn-Gigant, prägend in Ungarn, doch in seiner helvetischen Heimat praktisch vergessen. Dazu später mehr.

Letzter Fluch des Sozialismus

«Tod der Staatsbahn» – blutrot prangt das verwiterte Graffito noch heute an der Einfahrt zum Budapester Westbahnhof. Es vermittelt die Stimmung von einst. Die Ungarn setzten nach der Wende auf Westautos.

Lange Jahre rollte das staatliche Bahnunternehmen MÁV leblos vor sich hin. Von der Politik verlassen, vom Reisepublikum verschmäht, unpünktlich und verschmutzt – der letzte Fluch des Sozialismus. Den Stellwerken an Budapests Hauptbahnhöfen wurde nachgesagt, dass sie noch aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammten.

Erst Peter Spuhler aus dem thurgauischen Bussnang beendete die Depression. 2005 schlug er nach langem Bieterkampf den kanadischen Konkurrenten Bombardier per Ge-

richtsbeschluss aus dem Feld. Seither ist seine Stadler Magyarorszáგ eine beeindruckende Erfolgsgeschichte.

Ein Jahr vor Spuhlers Deal war Ungarn der EU beigetreten. Brüssel fördert den Ausbau des öffentlichen Verkehrs in den früheren Ostblockländern massiv. Der Politik-affine Spuhler wusste gleich, wie in Budapest die alten Verbindungen verlaufen – und eröffnete seine ersten Büros im ehemaligen Hauptgebäude der früheren kommunistischen Staatspartei.

Das war ein Signal an das Establishment, das damals sehr gut ankam. Wer in Budapest zu Peter Spuhler ins Büro wollte, musste vorbei an Memorabilien der kommunistischen Kádár-Zeit. Von den Wänden blickten grimmige Genossen mit Hammer und Spitzhacke, und vom Volksaufstand 1956 grüssten gefallene «Partei-Märtyrer», die damals auf der Seite der Sowjettruppen gestanden hatten.

Spuhler, so sagten die Ungarn, sei ein Unternehmer, der sich nicht darin gefalle, unsere Vergangenheit arrogant von oben zu verzeihen. Dass Spuhler für die konservative SVP im Schweizer Nationalrat sass, verschaffte ihm in den Augen der ungarischen Unternehmerschaft zusätzliches Prestige. In Ungarn waren damals die Sozialisten am Ruder, die Korruption blühte, die Wirtschaft stagnierte.

«Auge hin, Guss gelungen»

Heute hat Spuhlers Unternehmen seinen Sitz in einer Gründerzeitvilla nahe des Budapester Stadtwäldchens. Dort sind die Division Zentral-europa und das Marketing untergebracht. Im mittelungarischen Szolnok betreibt Stadler den Produktionsstandort. Das Unternehmen beschäftigt in Ungarn 755 Mitarbeiter und erreicht einen Umsatz von 54 Milliarden Forint (150 Millionen Franken).



Widerstände aus Wien: Abrahám Ganz (1814–

Doch die Zahlen, so beeindruckend sie sind, erzählen erst die halbe Geschichte. Die «Schweizer Züge», besonders die bejubelten Doppelstöcker, sind im Pendleralltag der Budapester unverzichtbar geworden. In eineinhalb Jahrzehnten hat Stadler Rail das Bahnfahren in Ungarn tatsächlich revolutioniert.

Damit kommen wir zur Geschichte des ungarischen Bahnwesens. Es ist eine Schweizer Geschichte. Es ist die Geschichte von Abraham Ganz aus Embrach.

Mit siebzehn Jahren trat Abraham Ganz bei Escher Wyss in Zürich die Lehre als Eisengiesser an, um danach zehn Jahre auf Berufswanderschaft zu gehen. Bald schon hatte er erkannt, dass in den Eisen-Hochburgen Westeuropas an den Aufbau einer eigenen Existenz kaum zu denken war. Dies war einer der Gründe, warum

Die von Kaiser Franz Joseph angebotene Baronie lehnte Ganz höflich ab.

er 1840 in Wien Arbeit suchte. Wien spielte als Ort des Transits nach Ungarn und in den fernen Osten Europas eine wichtige Rolle.

1841 bekam Ganz seinen bisher bedeutendsten Job. Er sollte die erste unabhängige Giesserei in Ungarn leiten. Nach monatelangen Vorbereitungsarbeiten konnte er in dem von ihm eingerichteten Kupolofen in Pest, damals noch nicht mit Buda zusammengeschlossen, den ersten erzeugten Eisenguss liefern.

Ganz gilt seitdem als Begründer der modernen ungarischen Schwerindustrie. Budapest-



1867), Giesserei in Budapest.

«Du musst dich (im Leben) wie bei einem Gastmahl benehmen. Es wird etwas herumgereicht, und du kommst an die Reihe. Strecke deine Hand aus und nimm bescheiden deine Portion. Es wird weitergereicht. Halte es nicht zurück.» Epiktet (HB 15)



Touristen erleben das bis heute. Der Schweizer Industriepionier hat beim Bau der Kettenbrücke, der schönsten und bekanntesten Donaubrücke, mit dem Guss der Hälfte der Querträger wesentlich mitgewirkt. Ganz verlor während dieser Arbeit durch einen Arbeitsunfall ein Auge. Er soll das recht trocken kommentiert haben: «Das eine Auge ist hin, aber der Guss ist gelungen.»

Im Herbst 1844 erhielt Ganz vom Magistrat der Stadt Buda die Erlaubnis für eine eigene Giesserei. Obwohl keine schriftlichen Zeugnisse vorliegen, gilt es als sicher, dass ein Grossteil der Gesellen, die Ganz beschäftigte, ebenfalls Schweizer waren, sozusagen die Vorläufer der heutigen Expats aus der Eidgenossenschaft.

Die erste Eisenbahn fuhr in Ungarn am 15. Juli 1846 von Pest nach Vác, ein Jahr vor der Spanisch-Brötli-Bahn, die am 7. August 1847 erstmals von Zürich nach Baden dampfte. Doch die damaligen Bahnen hatten ein Problem. Ihre Räder waren nicht stabil genug.

Export nach Übersee

Das weckte in Abraham Ganz definitiv den Unternehmer. Er konzentrierte sich nun darauf, die Eisenbahnräder aus einem einzigen Guss herzustellen. Als Erster verstand er es, für die junge Eisenbahnindustrie in Europa technisch einwandfreie Räder herzustellen. 1866 belieferte er bereits 59 Eisenbahngesellschaften mit 12 000 Rädern, einige davon gar in Übersee. Aufgrund der hohen Qualität seiner Produkte beherrschte er lange Jahre den europäischen Markt und wurde zum begüterten Mann.

Abraham Ganz gilt in Ungarn als der Wegbereiter der Bahn wie der Massenproduktion industrieller Güter, und dies trotz Widerständen aus Wien, wo man auf jeden technischen Grosserfolg der Ungarn innerhalb der Donaumonarchie mit Neid reagierte. In Bezug auf seine technischen Verdienste steht sein Name neben dem eines Sulzer, Borsig, Krupp, Schuckert, Armstrong und Westinghouse. Die Firma von Ganz war das erste industrielle Unternehmen in Ungarn überhaupt, dem sich die Möglichkeit des Exports nach Übersee eröffnete.

Ganz war ein schwerindustrielles Multitalent. 1841 übernahm der Schweizer Ingenieur Wilhelm Fehr die Leitung der «Ersten Ungarischen Walzmühle». Fehr gilt heute als der Begründer des Weltrufs des ungarischen Mehls.

Fehr holte ebenfalls den Guss-Spezialisten Abraham Ganz in sein Team.

Die Mühle wurde mit einer eigenen Werkstatt und Giesserei ausgestattet. Im Unternehmen waren zu einem grossen Teil Schweizer Fachkräfte im Dienst. Diese neue Präsenz an der mittleren Donau hatte eine epochale Wirkung. Die Schweizer lieferten ein Know-how, das weit über die industriellen Standards des damaligen Europa hinausging. Die tragende Industrie in Westeuropa war damals die eher anspruchslose Textilbranche. Ganz hingegen setzte auf Heavy Metal.

«Ich will einfacher Schweizer bleiben»

Abraham Ganz war in Ungarn der Urtypus des Schweizer Einwanderers. Sein Lebenswerk bindet ihn unsterblich an Ungarn – dennoch hielt er an seinem Schweizertum fest. Er hatte auch im Erfolg ein soziales Auge auf seine Arbeiterschaft, sein Unternehmen galt als Musterbeispiel eines bescheiden-patriarchalischen Betriebes. Selbst in den Jahren seiner grossen Erfolge lebte er in seiner schlichten Dreizimmerwohnung. Den Anschluss an die hohen gesellschaftlichen Kreise hat er immer gescheut. 1861 wurde er in den Magistrat der Stadt Buda gewählt, 1863 zum Ehrenbürger der Stadt ernannt. Das nahm er an.

Die von Kaiser Franz Joseph angebotene Baronie lehnte er indessen höflich ab: «Ich will einfacher Schweizer bleiben.»

Peter Spuhler hat es inzwischen auch schon bis zum Ehrenbürger von Szolnok gebracht. Aber so, wie es scheint, wird auch er ein einfacher Schweizer bleiben.

Aron G. Papp ist Präsident der Handelskammer Schweiz-Ungarn.

REICHMUTH & CO

PRIVATBANKIERS



«Grosse Neukalibrierung»

Lesen Sie den Check-Up unter:
www.reichmuthco.ch

Eine wie Neymar

Wer ist auf Social Media der beliebteste Schweizer Sportler? Roger Federer? Yann Sommer? Nein, es ist die Berner Fussballerin Alisha Lehmann.

Thomas Renggli

Alisha Lehmann gibt es als Kalender fürs neue Jahr – zum Preis von 35 Franken (unsigned) oder 58 Franken (mit Original-Unterschrift). Diese Neuigkeit preist die 23-jährige Bernerin auf ihrem Tiktok-Account in fünf Sprachen an: auf Englisch, Portugiesisch, Französisch, Hochdeutsch – und Schweizerdeutsch. Lehmann ist der erste Schweizer Fussballstar (geschlechterübergreifend), der sich vom sportlichen Kerngeschäft emanzipiert hat. Als Influencerin und Markenbotschafterin verdient sie mehr Geld als bei ihrem englischen Arbeitgeber Aston Villa. Szenekenner gehen von einer Millionensumme aus.

Sonnenbaden in South Beach

Dafür führt Lehmann ein Leben im Scheinwerferlicht – und inszeniert praktisch jeden ihrer Schritte als mediales Ereignis. Als sie vor einem Monat auf Instagram die Schallmauer von zehn Millionen Followern durchbrach, damit selbst Roger Federer in den Schatten stellte und für Schweizer Verhältnisse den Status des brasilianischen Superstars Neymar erreichte, zelebrierte sie dies mit einem Jubiläums-Post an ihre Fans: «Das ist verrückt, ich danke allen für



«Es war mein Lieblingshobby»: Sportlerin Lehmann.

die Unterstützung. Das Leben ist nicht immer einfach, dann brauche ich euren Support.»

Tatsächlich scheint die Bernerin unter permanentem mentalem Druck zu stehen. Deswegen sagte sie im Sommer die Teilnahme an der EM in England ab und verlagerte ihr Wirkungsfeld ganz aufs digitale Terrain. Aus Ibiza meldete sie sich von einer Poolparty, posierte neben einem Ferrari und tanzte auf einer Yacht. Während sich ihre Nati-Kolleginnen in England durchs Turnier mühten, jettete Lehmann mit ihrem damaligen Freund, dem brasilianischen Profi Douglas Luiz, in dessen Heimat und liess es sich gutgehen. Immer dabei: Handycam und Ladekabel. Schliesslich soll die Welt jederzeit erfahren, was Lehmann gerade trinkt oder wohin sie ihre Shopping-Safari führt.

In den Ferien ist Lehmann auch jetzt wieder. Dank Instagram sind ihre Fans mit an Bord – momentan in Miami. Dort vergnügt sich Lehmann mit Aston-Villa-Teamkollegin Chaney Boye-Hlorkah. In South Beach präsentiert sie ihre Bräune, und abends streift sie durch die Bars und Klubs an der Strandpromenade.

Lehmann ist ein Medien-Phänomen. Sie ist schon lange nicht mehr auf die konventionellen Überbringer der Botschaften angewiesen – mit ihrem Smartphone erreicht sie mehr Menschen als alle Schweizer Printpublikationen zusammen. Auf ihre Popularität angesprochen, sagt sie: «Auf der Strasse werde ich schon oft erkannt. Von Teenagern vor allem wegen Tiktok. Von den Älteren wegen Instagram.» Facebook und Twitter sind nur Nebenschauplätze.

Dabei begann die Fussballkarriere von Alisha Lehmann einst im beschaulichen Rahmen – als Sechsjährige beim FC Konolfingen. Damals habe sie nie gedacht, dass sie als Fussballerin je Geld verdienen würde: «Es war mein Lieblingshobby, und so habe ich einfach nie mehr aufgehört.»

Erste Station auf höchster Stufe waren die Young Boys in Bern. Von dort zog es Lehmann 2018 zu West Ham United nach London – und zu Aston Villa in Birmingham. Schlagzeilen machte sie aber mit ihrem Liebesleben. Zwischen 2018 und 2021 war sie mit der acht Jahre älteren Ra-

mona Bachmann, dem grossen Star der Schweizer Nationalmannschaft, liiert. Zusammen lebte das «Dream-Team» in London. Doch der Sport trieb es auseinander. Bachmann wechselte zu Paris St-Germain, Lehmann blieb in England. Als die Beziehung endete, erfuhren dies die Fans standesgemäss via Instagram: «Danke für

Mit ihrem Smartphone erreicht sie mehr Menschen als alle Schweizer Printpublikationen zusammen.

eine unvergessliche Zeit! Wir haben diese Entscheidung gemeinsam getroffen.» In ihrem perfekt abgestimmten identischen Post schrieben Lehmann und Bachmann über die jeweils andere: «Ich schätze sie sehr, und wir werden weiterhin Freundinnen und Teamkolleginnen bleiben.» Oder wie es im Fussball-Fachjargon heisst: «im gegenseitigen Einvernehmen.»

«Wir können viel mehr»

Die wohlorchestrierte Harmonie steht im Widerspruch zum einen oder anderen neidischen Blick aus der Frauenfussballszene. Öffentlich will sich zwar niemand kritisch äussern. Aber hinter vorgehaltener Hand wird Lehmann schon mal als «It-Girl» bezeichnet, das mehr Zeit vor dem Spiegel als auf dem Trainingsplatz verbringe. Diplomatisch gibt sich Lia Wälti, die Kapitänin der Schweizer Frauen-Auswahl: «Ich bin der Meinung, jeder und jede sollte tun, was er oder sie will. Alisha hat sich für diesen Weg entschieden. Und sie ist ja mega erfolgreich.» Der einzige Nachteil sei, wenn ihre Follower deswegen Alisha oder gar den Frauenfussball generell aufs Aussehen reduzieren würden, so die Mittelfeldspielerin von Arsenal: «Wir alle können viel mehr als nur schön aussehen.»

So darf man gespannt sein, was wir von Alisha Lehmann als Nächstes zu sehen bekommen. Am 14. Januar startet gegen Tottenham die Meisterschaft wieder. Die Fans müssen sich aber kaum so lange gedulden. Auf Instagram oder Tiktok läuft das Leben während 24 Stunden auf Hochtouren – auch am Strand und in der Disco.

Frauen ignorieren die guten Männer

Das weibliche Faible für den falschen Partner.



Bevor man eine ernste Beziehung eingeht, ist es ratsam, das eigene Gärtchen gründlich abzustecken. Dem Partner zu verstehen zu geben, wo die Grenzen liegen, was tolerierbar ist, was nicht, den Lebensentwurf ausdiskutieren; Kinder, Karriere, Hausfrau, Hausmann oder ein Mix aus allem. Natürlich ist das keine hundertprozentige Garantie für langfristiges Paarglück, Menschen verändern sich, aber es zeigt doch tendenziell, ob die eigenen Bedürfnisse mit dieser Person im Grossen und Ganzen realisierbar sind.

Manchmal beobachte ich ein Paradox: Frauen gründen, ganz bewusst, eine Familie mit Männern, bei denen sämtliche Alarmglocken im Vorfeld geläutet und sich unüberwindbare Gegensätze schon während der (noch kinderlosen) Beziehung manifestiert haben – als Vorboten des späteren Beziehungskollapses.

Ich kann es ein Stück weit nachfühlen. Die klassische Hoffnung, dass er sich schon ändern würde, ist einnehmend. Oder aber man sagt sich: «Ich will jetzt Kinder, also arrangiere ich mich mit seinen Fehlern.» Mit der Passivität, den Seitensprüngen. «Wenn ich ihn heirate, sind ich und der Nachwuchs immerhin versorgt.» Ich weiss, ein schamloser Gedanke. Und natürlich gilt das längst nicht für jede von uns. Aber wir müssen auch nicht so tun, als gäbe es diese Frauen nicht, die Männer für die finanzielle Sicherheit an sich binden wollen. Im Übrigen werfe ich das Schielen nach materiellen Vorteilen niemandem vor. Es sind erwachsene Menschen, die wissen, was sie tun.

Neulich habe ich ein Youtube-Video gesehen: «Frauen ignorieren die guten Männer». Darin argumentiert die Kreatorin, dass die Mehrheit der Männer «gute Kerle» seien. «Es ist ein sehr kleiner Prozentsatz, der herumschläft» und sich schlecht benehme. Jede Frau habe einen Mann in der *friendzone*, von dem sie wisse, dass er sie in einer Beziehung gut behandeln würde, aber sie wähle ihn doch nicht. «Und dann heulen wir

Waren diese unzumutbaren Kerle Supermänner, ehe man sie geheiratet und Kinder mit ihnen gezeugt hat?

rum, weil der, den wir ausgewählt haben, uns schlecht behandelt.» Manche von uns fischen also sehenden Auges im falschen Teich.

Feministisch eingestellte Frauen meckern in sozialen und anderen Medien gerne und pauschal über Männer, ein Hauptpunkt ist die Care-Arbeit, mit der sie Frauen häufig alleinlassen würden; das «unfaire System» begünstige das Problem. Unzweifelhaft gibt es diese Exemplare. Und es gibt die anderen. Männer, die mit-helfen bei der Kinderbetreuung und im Haushalt, die Partnerin in ihrer Selbstverwirklichung unterstützen. Ich persönlich habe von diesen Männern in meinem ganzen Leben viel, viel mehr kennengelernt als von den anderen.

Wenn die Frauen wieder losschimpfen, frage ich mich immer: Waren denn diese unzumutbaren Kerle erst alles Supermänner, ehe man sie geheiratet und Kinder mit ihnen gezeugt hat? Waren die alle fürsorglich, aufmerksam, liebenswürdig, unterstützend und haben sich

dann plötzlich in hoffnungslose Nichtsnutze verwandelt?

Grundsätzlich ist es doch so: Selbstbestimmung beginnt in den eigenen vier Wänden. Durchsetzungsvermögen, auch im privaten Bereich, gehört zur Emanzipation. Das ist deine eigene Verantwortung, das kann dir niemand abnehmen. (Darum ist übrigens finanzielle Unabhängigkeit so wichtig für Frauen; sie ermöglicht den Ausbruch aus einer Situation, die sie unglücklich macht.)

Bei der Partnerwahl die falsche Entscheidung getroffen zu haben, ist nichts, wofür man sich schämen müsste. Nur transportiert man kein besonders fortschrittliches Frauenbild, wenn man einfach andere für die Konsequenzen seiner Entscheide verantwortlich macht. Nicht «die Männer» oder das System sind schuld an deinem gestressten Alltag, in dem er dich mit dem ganzen Kram alleinlässt, sondern das Individuum, das du für dich ausgewählt hast. Oder ihr beide. Natürlich gibt es Einflüsse, die ausserhalb unserer Kontrolle liegen, aber für die meisten Entscheide ist man selbst verantwortlich, dazu zählt die Wahl des Lebenspartners.

Vielleicht ignorieren manche Frauen tatsächlich die besser geeigneten Männer und degradieren diese zum «besten Freund»; in der *friendzone* hoffen diese dann auf ihre Chance und ernten meist doch nur romantisches Desinteresse. Vielleicht verdienen sie ja ein Quäntchen mehr Beachtung. Dem Gemecker nach zu schliessen, wäre es jedenfalls öfter mal einen Gedanken wert.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

Die Welt will betrogen sein

Der Fall des Krypto-Unternehmers Sam Bankman-Fried gibt Einblicke in die Kunst des Blendens in Zeiten der Hypermoral. Wokeness ist ein wichtiger Schlüssel zur globalen Elite.

Marc Neumann

Washington, D. C.

Innert fünf Jahren von null auf 32 Milliarden Dollar und zurück», so könnte man die Ausnahmeleistung von Sam Bankman-Fried (SBF) einleiten. Gut möglich, endet seine fantastische Reise von der Gründung der Krypto-Börse FTX (2019) bis zu ihrem Bankrott im November im Knast. Denn der dreissigjährige Finanzunternehmer hat nicht nur eine Unmenge Geld versenkt, sondern auch mutmasslich Gesetze gebrochen. Deshalb hat die Staatsanwaltschaft des Southern District of New York SBF in acht Fällen betrügerischer Handlungen (Veruntreuung, Geldwäsche und illegale Politspenden) bezichtigt. Nach seiner Auslieferung von den Bahamas und einer Kaution von 250 Millionen Dollar begann soeben, am 3. Januar, der Prozess. Wird er in allen Punkten schuldig gesprochen, blühen SBF 115 Jahre Haft.

Neuer Warren Buffett?

Zwar gilt die Unschuldsvermutung. Aber das hält derzeit in den USA niemanden davon ab, SBF in einem Atemzug mit den grössten Hochstaplern der Geschichte zu nennen. Im Sommer 2021 sahen Business-Magazine in ihm noch den neuen Warren Buffett, Erfolgsinvestor von Berkshire Hathaway. Heute verhöhnt die Presse SBF wegen seines nachlässigen Looks und seines magischen, kollabierten Krypto-Schemas als «Hairy Plotter». Bleich und ungekämmt steht SBF auf Augenhöhe mit Betrügern vom Rang eines Charles Ponzi oder Bernie Madoff.

Noch nie habe er ein «derart vollständiges Versagen von Kontrollinstanzen eines Unternehmens und die komplette Abwesenheit ver-

Im Grunde war der Bankrott von FTX ein «Bankrun», ein Sturm der Anleger auf die Bank.

trauenswürdiger finanzieller Information gesehen», sagte Jon Ray III, der Konkursverwalter von FTX. Das will etwas heissen, leitete Ray doch vor zwanzig Jahren die Abwicklung der Konkursmasse des spektakulär gescheiterten



Weltrekord in der schnellsten Vernichtung von Vermögen: Wunderkind Bankman-Fried.

Energiekonzerns Enron, um für dessen Gläubiger zu retten, was noch zu retten war.

Aber die Tragweite des Falls von FTX und Bankman-Fried reicht weiter. Neben den Hauptgeschädigten, Anlegern, Investoren und Kreditoren, die ihr Geld auf FTX verloren haben, erreichen die Schockwellen der Pleite auch Prominente, Politiker und selbst die trendige philosophische Strömung des «Effektiven Altruismus» (EA). Die Affäre SBF öffnet die Sicht auf ein faszinierendes Panoptikum von Überheblichkeit und Heuchelei, das jenseits der Krypto-Branche die amerikanische Gesellschaft bewegt. Im Grunde war der Bankrott von FTX ein «Bankrun», ein Sturm der Anleger auf die Bank: Im

Herbst wurde via Bloomberg publik, dass SBF als Gründer des Krypto-Handelsunternehmens Alameda Research auch auf seiner Krypto-Börse FTX aktiv war, und das mit Anlagen, die Alameda zu grossen Teilen im FTX-Token FTT hielt, quasi selber geschaffenes Geld – ein Interessenkonflikt, der ausserhalb der Krypto-Branche ein Ding der regulatorischen Unmöglichkeit wäre. Gerüchte (und spätere Anklagepunkte), wonach Alameda zudem Anlagen von FTX-Kunden zu Hochrisiko-Investitionen verwendet und verzockt habe, veranlassten die riesige Konkurrenz-Krypto-Börse Binance zu der Ankündigung, sie werde ihre Mittel aus FTX abziehen. Verunsicherte Anleger folgten ihrem Beispiel und

lösten einen Sturm auf die Bank via FTX aus. Im Getümmel fand überdies ein mutmasslicher Hack statt, in dessen Rahmen über eine weitere Milliarde Dollar Kundenvermögen verschwand.

Die Liquidität der Anfang 2022 noch auf einen Wert von 32 Milliarden Dollar geschätzten FTX versiegt innert Tagen. FTX und Alameda waren pleite, genau wie SBF selbst, der gemäss *Fortune* einen neuen Weltrekord in der schnellsten Vernichtung von Vermögen aufstellte: in sechs Tagen von 16 Milliarden auf (gemäss Bankman-Frieds eigenen Angaben) 100 000 Dollar.

Olymp der Finanzwelt

Die Überraschung über den Kollaps von FTX war gross, galt SBF doch als Wunderkind. Der Absolvent in Physik des Massachusetts Institute of Technology (MIT) und Quantum-Trader bei der Wallstreet-Firma Jane Street hatte mit einem simplen Arbitrage-Handel eine lukrative Krypto-Lücke entdeckt nach dem Muster: Weil der Preis von Bitcoins von Land zu Land variiert, lassen sich mit schnellen, länderübergreifenden Deals Gewinne erwirtschaften. Gemäss SBF waren bei der 2017 gegründeten Firma Alameda Bewegungen von 25 Millionen Dollar zwischen den USA und Japan bei Gewinnmargen von bis zu 10 Prozent an der Tagesordnung.

2019 gründete SBF in Hongkong dann FTX, eine Börse für Krypto-Währungskäufe und -verkäufe gegen Gebühr. Dank Krypto-Boom und Covid-Stimulusgeldern florierte FTX und zog Hunderttausende von Anwendern wie institutionelle Investoren an. SBF ergatterte Zukäufe und Investoren und verlegte den Sitz der mittlerweile mit 28 Milliarden Dollar bewerteten FTX im September 2021 auf die Bahamas.

Gleichzeitig wurden FTX und Bankman-Fried einem Massenpublikum bekannt, mit Formel-1-Werbung und mit einem Werbeclip 2021 beim NFL-Final «Super Bowl LVI», also dem 56. Football-Endspiel, jedes Jahr das meistgesehene und teuerste TV-Ereignis der USA. Darin nahm sich Larry David, Erfinder der Sitcom «Seinfeld», selbst auf die Schippe: Er lästerte aus historischer Perspektive über die Erfolgchancen der grössten Erfindungen der Menschheit, vom Rad übers Klo bis zur Glühbirne – und schliesslich zur Krypto-Börse FTX. Die Botschaft: FTX würde sich entgegen Davids Prognose genauso durchsetzen. Nur neun Monate später sollte Larry David – Ironie der Ironie – recht behalten.

Inzwischen war SBF im Olymp von Finanzwelt und Businessprominenz angekommen. Das vermeintliche Investment-Genie der Krypto-Branche wurde in (Wirtschafts-)Medien freudig durchgereicht, von denen er manche im Gegenzug, darunter progressive Titel wie *Vox*, *Pro Publica* oder *The Intercept*, grosszügig mit Spenden und Zusagen in Millionenhöhe unterstützte. Für 135 Millionen Dollar wurde FTX Brand-Partner des Basketballklubs Miami Heat. 40 Millionen Dollar flossen als Politspenden an

Super-Lobbying-Organisationen von Präsident Bidens Präsidentschaftskampagne, SBF avancierte zum grössten Geldgeber der Demokraten – auch wenn nachträglich herauskam, dass SBF klammheimlich auch republikanische Kandidaten gesponsert hatte.

Auch darum wurde Bankman-Fried auf Podien elitärer Symposien neben Kalibern wie Bill Clinton oder Tony Blair gesetzt. Noch im November war SBF Zugpferd im Programmheft eines Events der *New York Times*, neben US-Finanzministerin Janet Yellen, Ex-Vize Mike Pence, Mark Zuckerberg und Wolodymyr Selenskyj. SBF war offensichtlich das Vorzeigekind eines Krypto-Modells und der Hansdampf in allen Gassen, vom Silicon Valley über die New Economy bis in den Sumpf Washingtons.

Statt den eines bestens vernetzten Lobbyisten pflegte SBF indes den Nimbus des Genies, das ihm als Kind zweier Akademiker (beide Rechtsprofessoren an der kalifornischen Elite-Universität Stanford) wohl mit in die Wiege gelegt worden war. In Interviews mit Medienvertretern kultivierte er eine prononcierte Langeweile des Allwissenden, der selbst komplexe Krypto-Theisen desinteressiert und beiläufig abspulte.

Passend dazu stellte SBF materielle Anspruchslosigkeit zur Schau. Die profanen Annehmlichkeiten von Luxus und Reichtum interessierten SBF – scheinbar – wenig. Bund-

Über seiner materieller Demut thronte gar ein philosophischer Überbau.

altenhosen trug er nur vor dem US-Kongress, wenn er für die Deregulierung des Krypto-Marktes eintrat. Ansonsten stellte er sich als ungekämmt Nerd im T-Shirt dar – ein Bohemien als Sympathieträger, der auf Geschäftsreisen lieber auf der Couch von Freunden als im Fünf-Sterne-Hotel crashte, und dessen weltliche Bedürfnisse durch das Chauffieren eines verbeulten Toyota Corolla abgegolten waren.

Über SBFs materieller Demut thronte gar ein philosophischer Überbau: die Bewegung des «Effektiven Altruismus», welcher er Millionen



«Sei auf keinen Vorzug stolz,
der nicht dein eigener ist.»

Epiktet (HB 6)



spendete und ihr dereinst die Mehrheit seiner Milliarden in Aussicht stellte. William MacAskill, Oxford-Philosoph und EA-Mitbegründer, hatte Bankman-Fried noch am MIT kennengelernt, und oberflächlich teilte er den moralischen Imperativ dieser modernen Spielart des Utilitarismus. In der Pflicht, Gutes zu tun, bemüht sich der EA seit den 2000er Jahren, Gutmenschen dazu zu bewegen, 10 Prozent ihres Einkommens, oder mehr, für wohltätige Zwecke zu spenden. Das Engagement – Geld oder gezielte, langfristige Investitionen – reicht von Moskitonetzen gegen Malaria bis hin zu futuristischen Think-Tanks, die sich Existenzbedrohungen wie Biotechterror oder künstlicher Intelligenz, aber auch dem Wohlergehen von Tieren oder dem Wohl der Menschheit dank Weltraum-Kolonialisierung widmen. Das EA-Programm passte nicht nur hübsch zum technologiegläubigen Zeitgeist, sondern auch bestens zum anspruchslosen Gutmenschen und Veganer SBF: endlich ein uneitler Multimilliardär, der nicht dem schnöden Mammon huldigt, sondern fürs Allgemeinwohl einsteht – so dachte man.

All die richtigen Passwörter

Mit der FTX-Pleite und seinem Wegfall als Hauptsponsor ritt SBF indes nicht nur den EA tief in die finanzielle Not und die Glaubwürdigkeits-Bredouille. Abgesehen davon, dass seine Liegenschaften und sein Lebenswandel auf den Bahamas seine angeblich spartanische Bedürfnislosigkeit Lügen strafte, gab Bankman-Fried in einem Interview mit *Vox* zu, dass sein ethisches Engagement nur gutmenschliches Getue, *woke-washing*, gewesen sei. Er habe das «dumme Spiel» von «woken Westmenschen» mitgespielt, in dem man für Sympathie und den guten Ruf einfach all die «richtigen Passwörter» benutze – er outete sich damit nicht nur als Pleitier, sondern auch als Heuchler des Jahres.

Der Schaden aus der FTX-Pleite und SBFs Doppelspiel mit Überheblichkeit und Heuchelei beschränken sich nicht auf geprellte Anleger, enttäuschte Prominente und getäuschte Gutmenschen. Die womöglich bedeutsamsten negativen Folgen stehen eventuell der gesamten Krypto-Branche ins Haus. Denn SBFs (Straf-)Taten sind Wasser auf die Mühlen von Gesetzgebern und konkurrierenden Branchen, die längst auf ein engeres regulatorisches Korsett für die Krypto-Industrie pochen und nun die legislativen Messer wetzen.

Auch hier ist die Dynamik der Entwicklungen atemberaubend, die Tragweite der Verfehlungen des Jünglings SBF noch nicht absehbar.

Falscher Verdacht

Nr. 51/52 – «Thriller um Nord Stream»
Philipp Gut über die russisch-deutschen Gaslieferungen

Wenn die Russen die Gaslieferung hätten unterbrechen wollen, hätten sie den Gashahn im Lieferwerk in Russland zudrehen können. Sie hätten dazu nicht eine aufwendige Sprengung in tiefer See benötigt. Zudem rechnen sie damit, dass diese Röhren in späteren Jahren wieder benutzt werden könnten, so wie nach jedem Krieg zwischen Völkern der Handel ein wichtiger Teil des Friedens ist, wie das auch die gegenwärtigen Handelsbeziehungen zwischen den USA und Vietnam belegen. Der wichtigste Gegner von Nord Stream sitzt im Weissen Haus in Washington. Er war lange vor den Explosionen vom 26. September 2022 ein entschiedener Gegner dieser Gasröhren.

Ernst Seiler, Muri

Gezielt missbraucht

Nr. 50 – «Soldaten als Babysitter»
Hubert Mooser über Asylpolitik

Unsere Asylpolitik, nicht nur in der Schweiz, sondern in der gesamten EU, ist ausser Kontrolle. Was im Falle der Schweiz ursprünglich humanitäre Motive waren, Menschen in Not vorübergehend oder dauernd bei uns aufzunehmen, ist heute total ausgehöhlt und wird gezielt missbraucht, mit gravierenden sozialen und finanziellen Folgen. Auch redet niemand darüber, dass wir als Staat dadurch unsere Autonomie, unsere Handlungsfähigkeit verlieren oder besser gesagt schon verloren haben. Wir können nicht mehr selber entscheiden, ob wir jemanden bei uns aufnehmen oder wie viele Menschen wir aufnehmen oder

wen wir aufnehmen. Dieser Prozess ist irreversibel. Nicht de jure, aber de facto. Ob anerkannt oder nicht anerkannt, es werden mehr oder weniger alle bei uns bleiben.

Hans W. Uttinger, Lugano

Chamäleon-Politik

Nr. 50 – «Demokratie in Gefahr»
Essay von Christian Huber

Die Demokratie wird nicht durch militante Aktivist:innen, sondern durch das demokratische System selbst untergraben. Zugespitzt beschränkt sich der Einfluss der souveränen Bürgerschaft – auch in der direkten Demokratie – bloss auf die Wahl ihrer Vertreter und Vertreterinnen. Manipulation in all ihren Formen tritt an die Stelle der Redlichkeit. Die Instanzen und Medien sehen sich nicht mehr der Bürgerschaft verpflichtet, Nonkonforme werden ausgegrenzt.

Köbi Bürge, Landquart

Eigenständiges Denken

Nr. 50 – «Korrumpierte EU, unabhängige Schweiz»
Editorial von Roger Köppel

Nicht in allen Einzelheiten strenggläubig, geniesse ich jede Woche die, auch sprachlich, guten Editorials. Der Autor schafft Bezüge zu Geschichte und Kultur zum jeweiligen Thema, regt zu eigenständigem Denken an und erfrischt mich, oft überraschend ungewohnt und intelligent, mit seiner Meinung. Diesmal aber fehlt die sonst gepredigte Grosszügigkeit gegenüber menschlichen Schwächen. Das Ausschlachten der noch wenig geklärten Brüsseler Korruptionsgeschichte kommt mir eher als Zwängerei denn als sinnvoller Sachbeitrag zur EU-Diskussion vor. Markus Waldis, Sarnen

Monarchie-Hollywood

Nr. 51/52 – «Aktivistin statt Herzogin»
Kolumne von Christoph Mörgeli

Für die Schauspielerin Meghan Markle war das britische Königshaus eine Plattform zur Steigerung des eigenen Markt- und Markenwerts. Sie sah die Monarchie als eine Art Hollywood. Prinz Harry zu benutzen, um einen adeligen Status zu bekommen, war für sie ein grosses Geschäft. Ihr Traum ist es, ein Weltstar zu werden, der Millionen verdient. Sie hat unternehmerisch gedacht. Ari Yaraghchi, Winterthur

Ganz und gar wunderbar

Nr. 51/52 – «Erziehung der Gefühle»
Kolumne von Michael Bahnerth

Ich möchte an dieser Stelle einmal ein riesengrosses Lob für Michael Bahnerth aussprechen. Die Texte sind ausnahmslos wundervoll geschrieben. Die Sprache glüht und glänzt in jedem Satz, zwischen jedem Komma und Punkt. Diese Poesie ist kaum zu übertreffen, die Gedankengänge des Autors oftmals auch nicht. Gerade die aktuelle Kolumne zum Jahresschluss lässt einen nur staunend zurück: grosses Kino, ganz und gar wunderbar. Trefend. Bestechend. Herausfordernd. Ergänzt wird die Seite jeweils mit einem sehr passenden Bild. Lieben Dank dafür. Wie schön, dass man sich jede Woche auf diese Kolumne freuen darf und nie enttäuscht wird. Es wäre höchste Zeit, dass diese Kolumnen in einem Buchband gesammelt würden. Jérôme Schwyzer, Suhr

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Edson Arantes do Nascimento, Pelé (1940–2022) Vivienne Westwood (1941–2022)



1281 Tore in 1363 Spielen: Fussballkönig Pelé.

Pelé und die barbusigen Schwedinnen: «Ich getraute mich gar nicht, richtig hinzuschauen. Ich war daheim katholisch erzogen worden. An den Seen lagen doch wirklich einige Frauen oben ohne. Ich schämte mich.» Edson Arantes do Nascimento, so Pelés bürgerlicher Name, hat mir die Geschichte bei unserem letzten Treffen erzählt, im zwölften Stock eines Glaspalastes im noblen Viertel Itaim Bibi in São Paulo. Er lachte aus voller Brust und bildete mit seinen Händen imaginäre Scheuklappen. Und berichtete von der WM 1958, als er als Siebzehnjähriger ausgedehnte Waldläufe machen musste.

Gegen Österreich (3:0) und England (0:0) sitzt das Wunderkind, das ein Jahr zuvor als Sechzehnjähriger sein Debüt gegen Argentinien mit einem Tor feiert, nur auf der Bank. Vor dem letzten Gruppenspiel gegen Russland nimmt ihn Aussenverteidiger Nilton Santos, damals 33, zur Brust. Pelé: «Er sagte mir: «Der Trainer will, dass du morgen spielst. Denk daran: Das ist nur etwas für Männer! Wenn du Angst hast, kannst du nach Hause.»» Nach einem zweistündigen Gespräch mit Trainer Feola und Psychiatrieprofessor Carvalhais steht fest: Der Junge mit Schuhnummer 38 hat keine Angst. Zum 1:0 von Vavá gibt Pelé die Vorlage. Im Viertelfinal gegen Wales erlöst Pelé die Samba-Tänzer mit seinem 1:0. Im Halbfinal gegen Frankreich schießt er beim 5:2-Sieg gleich drei Treffer.

Mehr als vierzig Jahre später sagt Pelé zum Schweizer Besucher: «Das zweite Tor schoss

ich von ausserhalb des Strafraums. Eines der schönsten meiner Karriere.» Das will was heissen – bei 1281 Toren in 1363 Spielen. Beim 1000. Goal (mit dem FC Santos) wird das Spiel für zwanzig Minuten unterbrochen, im ganzen Land läuten die Kirchenglocken.

Zurück ins Jahr 1958. Beim 5:2-Finalsieg gegen Gastgeber Schweden schießt Pelé im Alter von siebzehn Jahren, acht Monaten und sechs Tagen zwei Tore, wird jüngster Final-Torschütze. Und heisst fortan «O Rei», der König. Vor der Rückkehr in die Heimat verspricht der Bürgermeister von Bauru, Pelés erstem Arbeitsort im Hinterland von São Paulo, dem Helden ein Auto. Wieder kommen Pelé beim Erzählen die Tränen: «Ich sah mich schon mit einem Mustang Cabrio in Santos die Strassen rauf- und runterfahren. Aber als das Tuch gelüftet wurde, kam eine Romi-Isetta zum Vorschein. Dieses dreirädrige Auto sah eher wie ein Fahrrad aus. Ich schenkte es meinem Papa, er konnte sich zuvor nie eines leisten.»

1962 und 1970 holt sich Pelé die WM-Titel Nr. 2 und 3. Ein Rekord, von dem die Argentinier Diego Armando Maradona (ein Titel) und Lionel Messi (ein Titel) nur träumen können. Die Frage, wer der beste Spieler aller Zeiten war, erübrigt sich.

Am 29. Dezember ist Pelé im Hospital Israelita Albert Einstein in São Paulo mit 82 Jahren seinem Darmkrebsleiden erlegen.

Max Kern

Der *late Sunday lunch* zu ihren Ehren fand statt im «Seidenspinner», dem damals von unserem gemeinsamen Freund und Seidenunternehmer Andi Stutz betriebenen Restaurant. Später würde sie ins Zürcher Opernhaus gehen, sie hatte Cecilia Bartolis Kostüm entworfen. Doch zuerst liess sie sich von mir befragen.

Sie sagte: «Ich hasse Sport, wäre ich Prime Minister, würde ich alle Sportanlässe verbieten.» Das fand ich lustig, weil sie ein Rugbyshirt trug, an das sie ihre «Order of the British Empire»-Medaille gesteckt hatte. Als sie den Orden angenommen hatte, nebenbei erwähnt, war sie nur in Kleid und Strumpfhose vor Queen Elizabeth II. getreten, ohne Unterhose, wie bekannt wurde, nachdem sie für Fotografen posiert und dabei ihren Rock hochgehoben hatte.

Dame Vivienne Isabel Westwood war wohl bekannter für ihren persönlichen Stil, ihre Ausstrahlung und Haltung – sie protestierte für Bürgerrechte oder Julian Assange und gegen Atomwaffen – als für die Modekollektionen, die sie entwarf. Was das Handwerk betrifft, war sie Autodidaktin, sie hatte eine Ausbildung zur Primarlehrerin durchlaufen und Kurse für Silberschmiede besucht. Als Stylistin dagegen war sie stilprägend – in den 1970er Jahren bestimmte sie das Aussehen der Sex Pistols und entwarf zusammen mit ihrem zweiten Ehemann, Malcolm McLaren, die Kleidung der Punkband, die dieser manage. Der Punk-Chic, oder vielleicht besser: Un-chic, bleibt bis heute einflussreich.

Vergangene Woche ist sie in London gestorben. Vivienne Westwood hinterlässt zwei Söhne und ihren dritten Ehemann, Andreas Kronthaler, einen Österreicher, 25 Jahre jünger sowie ihr ehemaliger Student. An dem Essen im «Seidenspinner» war er ebenfalls dabei.

Mark van Huisseling



Stil und Haltung: Mode-Ikone Westwood.

Lieber zwei statt sechzehn Probleme

Die Schweiz braucht nicht noch mehr automatisierte Übernahmen von EU-Regeln.



Die Schweizer Firmen fügen sich zu einem guten Teil dem EU-Recht, wenn sie Geschäfte im EU-Binnenmarkt tätigen. Sie achten darauf, mit ihren Produkten und Leistungen die erforderlichen EU-Normen zu erfüllen, um auf den begehrten Markt zu gelangen.

Sie akzeptieren, dass die EU eine Art Grenzmauer um den Binnenraum errichtet hat und den inneren Teil als *level playing field* abschottet, durchharmonisiert ohne Toleranz für abweichende Normen. Das ist Alltag in Märkten mit Hürden, Firmen sind Hürdenläufer.

Nun melden sich immer wieder Stimmen, die fordern, man solle diese Hürden aus dem Weg räumen. Und mit «man» ist die Schweiz gemeint. Durch eine Anpassung des hiesigen Rechts an die EU, das heisst Übernahme der EU-Regeln, wollen etliche Interessengruppen den Schweizer Markt schwellenlos mit dem EU-Raum verbinden.

Zum Jahresende verwies die NZZ unter dem Titel «Rechtsprofessor plädiert für Beitritt zur EU» auf das letzten Herbst erschienene Buch «Der Beitritt der Schweiz zur Europäischen Union» der Juristen Matthias Oesch und David Campi von der Universität Zürich.

Die fortlaufende Übernahme von EU-Recht sei demokratiepolitisch problematisch, heisst es. Der Europarechts-Professor Oesch wird dahingehend zitiert, dass die Schweiz die Rechtsetzung in durchaus relevanten Bereichen faktisch an die EU delegiert habe.

Es komme vermehrt vor, dass die Schweiz gar nicht anders könne, als zu einer europapolitischen Vorlage ja zu sagen. Viele Beobachtungen des Schweizer Nachvollzugs von

EU-Regeln werden festgemacht an Fällen, die mit den bilateralen Abkommen zu Schengen/Dublin sowie zum Luftverkehr zusammenhängen. Daraus wird dann der Schluss gezogen, dass es bei einer solchen Fülle von gezwungenem Nachahmen besser sei, gleich ganz in den EU-Raum einzutreten.

Aber was heisst das nüchtern betrachtet? Die Schweiz hat zwei Serien von speziellen bilateralen Abkommen: die Serie 1 mit den sieben Verträgen von 1999, die Serie 2 mit den neun Verträgen von 2004. Und in zwei davon häufen sich Situationen mit Übernahmepflicht, wie gesagt im Luftverkehr und bei Schengen/Dublin.

Dies sind jedoch genau jene Abkommen, in denen bereits formell eine automatische Rechtsübernahme eingebaut ist. Im Luftverkehr wurde mit dem Beitritt der Schweiz zur Luftfahrtbehörde European Union Aviation Safety Agency (Easa) 2006 die automatische Übernahme von EU-Recht besiegelt. Das Bundesamt für Zivilluftfahrt (Bazl) ist praktisch Vollstrecker der EU-Regulierung. Tausende komplizierte EU-Vorschriften werden direkt an die Schweizer Flugunternehmen weitergeleitet. Bei Regelverletzungen schreitet je nachdem die EU-Kommission oder der Europäische Gerichtshof ein. Da herrscht das Brüsseler Regime bis in die Schweizer Bergtäler hinein. Auch bei Drohnen.

Was ist das für eine Logik, wenn man aus der Tatsache, dass in zwei von sechzehn bilateralen Verträgen ein problematischer EU-Kommando-Durchgriff besteht, den Schluss zieht, die Gleichschaltung solle gerade auch für die anderen vierzehn Abkommen eingerichtet werden?

Viel überzeugender wäre es doch, aus Fehlern zu lernen und zu sagen: «Dass wir in zwei Verträgen einen unangenehmen Automatismus eingegangen sind, ist ein Problem; das wiederholen wir bei den zehn anderen sicher nicht.»

Bundesrat zum Hunger

Die Schweiz hat weitere 14,5 Millionen Franken für das Welternährungsprogramm der Uno gesprochen. Damit summiert sich der Schweizer Beitrag für 2022 auf rund 105 Millionen Franken. Wichtig sei nun in der sich zuspitzenden Ernährungskrise in etlichen Ländern rasche Nothilfe, etwa in Afghanistan, Moçambique oder Nigeria, heisst es. Die Zahl der Menschen, die wegen akuten Hungers humanitäre Hilfe brauchten, sei von 150 auf 350 Millionen gestiegen. Die Schweiz setze sich schon lange dafür ein, globale Ernährungssysteme widerstandsfähiger zu machen, indem sie die «nachhaltige Produktion von Nahrungsmitteln» fördere.

Gleichzeitig hat sich der Bundesrat für eine Verlängerung des Moratoriums für Gentechnologie in der Landwirtschaft eingesetzt und sich auch der EU-Regulierung angeschlossen, die auf eine Verhinderung neuer Gentechnik- und Züchtungsmethoden hinausläuft.

Und Bern lässt sich beraten von einer «Eidgenössischen Ethikkommission für die Biotechnologie im Ausserhumanbereich» mit geringem naturwissenschaftlichem Wissen, die wenig auf technischen Fortschritt vertraut. Die «nachhaltige Produktion von Nahrungsmitteln» zu fördern, wie das der Bundesrat von sich behauptet, sähe anders aus.

GLAUBEN

Benedikt XVI.



Mozart der Theologie: Joseph Ratzinger (1927–2022).

«Die christliche Welt verliert mit Benedikt XVI. ihren wohl grössten Lehrer.»

Seite 60

«Seine Papstwahl hat er erlebt <wie ein niedersausendes Fallbeil>.»

Seite 63

«Unbeirrbar hat er die Versöhnung gesucht, ohne Überzeugungen aufzugeben.»

Seite 65

Glaube und Vernunft

Aufgewachsen in bescheidenen Verhältnissen, entdeckte Joseph Ratzinger früh seine Liebe zu Gott. Als junger Priester und Professor verblüffte er die Fachwelt und verzauberte die Massen. Diese Mischung aus Volksfrömmigkeit und intellektueller Brillanz prägte auch sein Pontifikat.

Matthias Matussek

Papst Benedikt XVI., bürgerlich Joseph Ratzinger, ist an Silvester von uns gegangen. Die christliche Welt verliert mit ihm den wohl grössten Glaubenslehrer unserer Zeit. Benedikt XVI., der bereits 2013 von seinem Petrusamt zurückgetreten war, hatte als Chef der Glaubenskongregation mit seinem Vorgänger, dem heiliggesprochenen Johannes Paul II., eng zusammengearbeitet. Viele Enzykliken wurden von ihm inspiriert. Als Nachfolger hat er die enormen Geländegewinne durch den vielreisenden und charismatischen polnischen Weltpapst in seiner eigenen Amtszeit zu ordnen versucht wie ein Gärtner, der überwucherte Wege freilegt und nachzieht.

Zur Überraschung seiner Kritiker, die ihn als hartherzigen Dogmatiker verdammt, galt seine erste Enzyklika, «Deus caritas est», der Liebe (die beiden übrigen der drei christlichen Tugenden – Glaube und Hoffnung – wurden nachfolgend thematisiert). Überrascht von seiner Wahl wurden zunächst die Kritiker in der britischen Boulevardpresse, die ich als London-Korrespondent des *Spiegels* erlebte. Sie bellten in Schlagzeilen vom «Panzer-Kardinal» und von «Gottes Rottweiler» und thematisierten seine (Zwangs-)Mitgliedschaft in der Hitlerjugend. Das britische Gegröle wurde in Deutschland mit dem Schlachtengesang «Wir sind Papst» beantwortet. Oder waren wir mal wieder diejenigen, die angefangen hatten?

Einzigartige Tonlage

Auf jeden Fall war nichts falscher, als dass wir Papst seien. Wir Deutschen sind ganz ausgesprochen nicht Papst, weder das Land noch seine Katholiken. Ja wir legen ausserordentlichen Wert darauf, nicht Papst zu sein. Denn bei uns glaubt man, das ergeben Strassenumfragen immer wieder, dass Golgatha eine Zahnpasta ist und dass wir zu Ostern den Osterhasen feiern. Wir sind dafür fest der Meinung – und besonders diejenigen unter uns, die nicht mehr in die Kirche gehen –, dass die katholische Kirche nur überlebt, wenn sie ihre «Sexualmoral» korrigiert und der Zölibat abgeschafft wird.

Nun ist der deutsche Papst gestorben. Er ist der deutschen Kirche hinterhergestorben, die sich längst nur noch als grün-linke NGO versteht und von dem Evangelium und dem Glauben und seinen Riten nichts mehr wissen will. Die Kirchenaustritte besiegeln einfach, was spirituell längst vollzogen ist. Benedikt versuchte, Bollwerk zu sein. Das ging über seine Kräfte.

Ich habe ihn bei einem Gottesdienst im Wallfahrtsort Altötting erlebt, nicht weit von seinem Geburtshaus in Marktl am Inn. Dort fiel mir die einzigartige Tonlage seines Pontifikats auf, eine Mischung aus einfacher Volksfrömmig-

Zur Überraschung seiner Kritiker, die ihn als hartherzig verdammt, galt seine erste Enzyklika der Liebe.

keit, wie sie sich auf den dortigen Votivtafeln abbildete, und höchster theologischer, intellektueller Brillanz. Er zelebrierte einen Freiluftgottesdienst, und er trug die Monstranz hoch über seinem Kopf, trippelte vorsichtig, die Augen wanderten flink nach links und rechts, als sei er darauf vorbereitet, das Allerheiligste zu verteidigen, es könnte ja ein Hans Küng mit einem Messer im Munde die Absperrung durchbrechen. Ja, Küng, sein alter Schweizer



Trockener Humor: mit Autor Matussek, 2011.

Weggefährte aus Tübinger Tagen und späterer Rivale im Disput um das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit, den er im Herbst 2005, ein halbes Jahr nach seiner eigenen Wahl zum Papst, als Geste der Versöhnung zu einer mehrstündigen Privataudienz ins Castel Gandolfo einlud. So war er, dieser grosse Papst.

Vorglanz der Auferstehung

Die Familie des Gendarmen Ratzinger wuchs in bitterer Armut auf. Joseph, der Jüngste, kam am Karsamstag 1927 zur Welt, an diesem merkwürdigen Zwischentag, Jesus ist tot, aber über diesen Stunden liegt der Vorglanz seiner Auferstehung. Der Kleine ist hübsch und schüchtern und absolut unsportlich, aber wenn er in der Schule den Mund aufmacht, erstaunt er Lehrer und Mitschüler mit seiner leisen Intelligenz und seiner Gewissenhaftigkeit. Auch mit trockenem Humor und durchaus Widersetzlichkeit.

Im Haus wird der Rosenkranz gebetet und Messe gespielt, der Obersalzberg, das Epizentrum des Bösen, ist gerade vierzig Kilometer Luftlinie entfernt. Joseph und sein älterer Bruder Georg besuchen das erzbischöfliche Gymnasium und sind schon bald entschlossen, Priester zu werden, Priester sind Helden für sie, rund tausend von ihnen wurden im nahen Buchenwald umgebracht. Joseph studiert Fundamentaltheologie und Dogmatik.

Und Joseph lernt Augustinus kennen, die «Confessiones», die aus der tiefsten Tiefe des Glaubens emporsteigen: «Du hast uns zu dir hin geschaffen; unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir [...]» In dieser persönlichen, intimen Gottesschau fühlt sich Joseph Ratzinger aufgehoben und geborgen; hinzu kommt selbstverständlich die Vernunftlehre der griechischen Philosophie, doch auch Zeitgenossen wie Josef Pieper, Henri de Lubac und sein «Catholicisme» sowie Hans Urs von Balthasar und andere.

Die fünfziger Jahre sind das katholische Jahrzehnt. Mit unglaublicher Auffassungsgabe saugt Ratzinger es in sich auf. Und er geht an die Quellen, er liest die Kirchenväter



Arbeiter im Weinberg des Herrn: Benedikt XVI. bei einem Künstlerempfang in der Sixtinischen Kapelle, 2009.

Schriftsteller Martin Mosebach über Papst Franziskus: «Alles, was katholische Tradition ist, steht zur Disposition»

Niemand in der deutschsprachigen Literatur, so heisst es, vermag die Abgründe in Beziehungen so fein, so böse auszuloten, den Verrat und die Fassadenhaftigkeit und die grosse Komik, wie der Bühnenpreisträger Martin Mosebach. Sein Opus magnum ist «Westend», ein 900-Seiten-Roman über die deutsche Nachkriegsgeschichte, erzählt am Beispiel eines Frankfurter Immobilienhais und seiner Familie. Auch sein jüngster Roman, «Taube und Wildente», wird von der Kritik gefeiert.

Doch Mosebach ist nicht nur ein Stilist von Gnaden, sondern auch katholisch. Um es strafverschärfend zu sagen: erzkatholisch. Sein Buch «Häresie der Formlosigkeit», ebenfalls ein Bestseller, rechnet ab mit den Verlüderungen der Liturgie seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und mit einer Kirche, die eher eine links-grüne NGO sein will, statt über Gott und den Glauben zu reden. Wir haben an Heiligabend, eine Woche vor dem Ableben Benedikts XVI., mit dem Frankfurter Schriftsteller über den Zustand der katholischen Kirche unter Papst Franziskus gesprochen.

Weltwoche: Herr Mosebach, wie beurteilen Sie das Pontifikat von Papst Franziskus?

Martin Mosebach: Es ist ein unsagbar unruhiges. Ein Pontifikat, in dem der Eindruck sich verbreitet, als ob alles, was katholische Tradition und Glaubensgut, Depositum fidei, ist, zur Disposition steht. Dieser Papst eröffnet die Demontage und rudert dann zurück, aber nicht so entschlossen, dass eine neue Sicherheit entstehen würde. Leute, die eben noch seine Günstlinge waren, werden plötzlich entlassen, wie jetzt Kardinal Tagle als Oberhaupt aller Caritaswerke. Seinem Staatssekretär, dem willigen Diener Kardinal Parolin, hat er die Verfügung über alle Finanzen genommen. Keiner kann sich sicher fühlen. Franziskus scheint auf die Kräfte der Unruhe zu setzen. Er hat wahrscheinlich die Hoffnung, dass es eine kreative Unruhe ist. Aber mit kreativer Unruhe wäre ich vorsichtig, weil ich nicht finde, dass wir in einer Zeit grosser religiöser Stärke leben.

Weltwoche: Da fällt einem Carl Schmitts Bonmot ein: ««Alles fliesst», lehrt Heraklit. Der Felsen Petri, der fliesst mit.»

Mosebach: Das hat er unter Paul VI. gesagt, der jetzt im Vergleich zu Franziskus

fast als urkonservativer Papst erscheint. Das hätte er sich auch nicht vorstellen können.

Weltwoche: Paul VI. hat am Ende des II. Vatikanums erschrocken festgestellt, in der Kirche verbreite sich der Schwefelgeruch des Teufels.

Mosebach: Ja, ja, vom Teufel spricht auch Franziskus immer wieder gerne. Wer glaubt, er sei der Feind jeder Art von Doktrin, den überrascht er plötzlich mit ganz konkreten Schilderungen von Hölle und Teufel. Mir scheint, dass er einen Ehrgeiz darin legt, von niemandem eingeschätzt werden zu können.



«Häresie der Formlosigkeit»: Mosebach.

Weltwoche: Aber er ist doch dann auch voller Widersprüche und Selbstwidersprüche.

Mosebach: Natürlich. Ein Widerspruch besteht darin, dass er solchen grossen Wert auf das legt, was er Synodalität nennt, also die Stimmen der Bischöfe der Welt. Und zugleich macht er immer wieder deutlich, dass er auf keine einzige Stimme hört. Das ist sein Hauptwiderspruch: auf der einen Seite antihierarchisch sein zu wollen und auf der anderen Seite eine Solo-Herrschaft auszuüben, wie sie in der Tradition der Kirche nicht vorgesehen ist. Denn das Bischofsamt hat in der Tradition der Kirche eine riesige Bedeutung und sein eigenes Recht gegenüber dem Papst. Der Bischof ist nicht vom Papst eingesetzt, sondern von Christus, und deswegen auch ganz schwer nur abzusetzen. Ein Bischof ist nicht einfach nur ein Funktionär, das örtliche Büro des Papstes, sondern gedacht als eine oberste und letzte Instanz.

Weltwoche: Nur hat das Selbstverständnis der Bischöfe in Deutschland ja stark gelitten, oder es wird sehr eigenartig aufgefasst. Die Deutsche Bischofskonferenz versteht sich ja im Moment als Speerspitze einer

links-grünen Reform der Kirche hin zum Protestantismus.

Mosebach: Ja, sie möchte die Hierarchie aufbrechen, indem sie einen synodalen Rat aus Priestern und Laien einsetzt, der den Bischöfen vorschreibt, was sie zu tun haben. Wobei nicht ganz genau klar ist, mit welchen Laien und welchen Priestern dieses Gremium bestückt werden soll. Also, gegenwärtig wird das Bischofsamt von zwei Seiten angegriffen: auf der einen Seite vom Papst, der die Bischöfe zu blossen Befehlsempfängern macht, auf der anderen Seite von dem deutschen synodalen Weg, der den Bischöfen überhaupt jede Art von hierarchischer Sonderrolle absprechen will.

Weltwoche: Das führt zur kuriosen Situation, dass der linke Papst Franziskus den deutschen Bischöfen als Defensor Fidei gegenübertritt. Diese wollen ja nicht nur einen synodalen Rat schaffen, sondern auch das Priestertum für Frauen einführen und das Zölibat abschaffen. Da ist Franziskus mit einem Donnerwort dazwischengefahren: «Es gibt bereits eine sehr schöne protestantische Kirche in Deutschland» – worüber man auch streiten könnte –, «wir brauchen dort keine zweite.»

Mosebach: Auch da ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Er hat eben die Bischöfe nicht mehr empfangen. Er hat diese Donnerworte von zwei Kardinälen sprechen lassen, von denen der eine, der wichtigere, der Präfekt der Glaubenskongregation, Kardinal Ladaria, kurz vor der Ablösung steht. Und möglicherweise wird der neue Präfekt der Glaubenskongregation – so gehen schon sehr beunruhigende Gerüchte – entweder Bischof Wilmer von Hildesheim oder Kardinal Cupich von Chicago sein. Und das sind beides Leute des linksprogressistischen Flügels. Der Papst hat sich die ganze letzte Zeit so verhalten, dass er gewisse scharfe Regularien hat verkünden lassen von unteren Chargen und dann zum Schluss das alles noch mal wieder relativiert hat. Dann kann man also, bevor diese synodale Chose nicht ihr Ende erreicht hat, überhaupt keine Vorhersage machen, wie das ausgehen wird.

Weltwoche: Sie trauen dem Braten nicht?

Mosebach: Dieser Mann lässt sich auf nichts festlegen, der ist für jede Überraschung gut.

Matthias Matussek

im Original. Daneben die eigene priesterliche Welt. 1951 die Primiz, die erste Messe als Priester. Sein Biograf Peter Seewald schildert diese Sonnentage voller Gebete und familiärer Innigkeit und Blumengirlanden wie ein Fest. In Rekordzeit legt Ratzinger seine Dissertation vor und macht seinen Doktor beim Rheinländer Theologen-Philosophen Gottlieb Söhngen mit summa cum laude über das Volk und Haus Gottes bei Augustinus.

Seine Habilitation über die Geschichtstheologie Bonaventuras wird von Söhngen mit Beifall angenommen, vom Co-Gutachter, dem einflussreichen Dogmatiker Michael Schmaus, jedoch boykottiert. Der junge Ratzinger ergraut über Nacht, gezeichnet von Sorge über die gebrechlichen Eltern, die er bereits zu sich in die geräumige Professorenwohnung am Freisinger Domberg geholt hat. Es droht der Verlust des neuen Zuhauses.

Durch einen Gedankenblitz im Verfahren erhält er die Professur doch noch und kann mit den Eltern im Domherrenhaus wohnen bleiben. Später wird er sagen, die Brüskierung habe ihm gutgetan. «Es ist nicht gut, wenn alles glatt läuft.»

«Was ist das eigentlich, Gott?»

Wo immer er in der Folge doziert, ob in Bonn, in Münster, in Tübingen oder in Regensburg, stets sind die Hörsäle überfüllt, so dass nach aussen übertragen werden muss. Ratzinger ist ein Ereignis. Er referiert keine vorgegebenen Lehrsätze und längst bekannten Kirchenvätertexte, sondern wagt sich mit frischen Gedanken an die ganz grossen Fragen: «Was ist das eigentlich, <Gott?» Er spricht druckreif. Er ist der Star der Stunde. Er, der gerne mit seinem Bruder musiziert und Klavier spielt, gilt als «Mozart der Theologie».

Ende der fünfziger Jahre ändert sich in der Kirche die Temperatur. Ihre Verkündigung bleibt stecken in ihren Routinen, sie dringt nicht mehr durch, das spüren nicht nur junge Theologen, sondern auch der alte Giuseppe Roncalli, Papst Johannes XXIII. Und so beruft er das Zweite Vatikanische Konzil ein. Benedikt XVI. erinnert sich «an den grossen Aufbruch», der ihn elektrisiert. Er sagt, «man hatte das Gefühl, man könne das Christentum ganz neu leben».

Diesem konziliaren Impuls, dem es um die Gottesbegegnung geht, um Jesus Christus als direkt erfahrene Glaubensoffenbarung, einem im besten Sinne protestantischen (heute würde man sagen: evangelikalen) Impuls, ist er bis an sein Ende treu geblieben – seine Jesus-Trilogie, die er als Papst verfasste und die als Vermächtnis gelten kann, legt davon Zeugnis ab.

Ausgerechnet im Jahr der Tumulte, 1968, erschien sein grundlegendes Werk «Einführung in das Christentum», das sich auch heute, gerade heute in unseren Tagen der Auflösung, mit



Sonntage voller Gebete: mit Schwester Maria Ratzinger (l.), 1977.

Gewinn lesen lässt, weil es die zentralen Fragen zur Offenbarung, zu Tod und Auferstehung und zur Lehre der Kirche in stilistisch glänzender Weise vor Augen führt.

Zunächst hatte er sich gestraubt, dem Ruf des polnischen Papstes nach Rom Folge zu leisten, er wollte schreiben und publizieren. Es hat ihn gerade nicht, wie es ihm seine Widersacher immer wieder vorwarfen, nach Amt und Würden gedrängt. Schliesslich folgt er dem Ruf, er zeigt Gehorsam seinem Papst gegenüber, der ihn auf dem Posten des Chefs der Glaubenskongregation – der einstigen «Inquisition» – für unverzichtbar hält.

Ich hatte öfter Gelegenheit, dieses wunderbare Gebäude mit dem Springbrunnen im Hof und der Dachterrasse mit Blick auf die Kuppel, in dem einst Galileo Galilei seinen Arrest absass, zu betreten, um einen befreundeten Kardinal zu besuchen. Über zwanzig Jahre lang ging der Nachbar, Kardinal Ratzinger, mit seiner abgewetzten Aktentasche zum Dienst in sein Büro, ein Arbeiter im Weinberg des Herrn, bescheiden und freundlich zu allen.

Hosianna-Jubel auf den Rheinauen

Seine Papstwahl hat er erlebt «wie ein nieder-sausendes Fallbeil». Sein Pontifikat begann im Hosianna-Jubel auf den Rheinauen bei seinem ersten Deutschlandbesuch. Kurz darauf entschloss sich die Presse zu einem «Kreuziget ihn», weil er in einem akademischen Vortrag, den er in Regensburg über ein Zitat des byzantinischen Kaisers Manuel II. gehalten hatte, dem Islam Intoleranz vorwarf – worauf der intolerante Islam mit Bränden und Morden im Westjordanland antwortete.

Er hatte im gleichen Vortrag jedoch auch den Westen ermahnt: «In der westlichen Welt herrscht weithin die Meinung, allein die positivistische Vernunft und die ihr zugehörigen Formen der Philosophie seien universal.» Und er fuhr fort: «In anderen Kulturen wird gerade dieser Ausschluss des Göttlichen aus der Universalität der Vernunft als Verstoß gegen ihre innersten Überzeugungen angesehen.» Dafür dankten ihm prompt 143 islamische Schriftgelehrte in einem Brief.

Immer wieder erhob er mahnend seine Stimme gegen den moralischen Relativismus der Zeit. Gegen den Verrat an Tradition und am christlichen Menschenbild. Gegen modi-

Die Jesus-Trilogie, die er als Papst verfasste, darf als sein Vermächtnis gelten.

sche Heilslehren wie die transhumanistischen Selbstvergottungen. Für viele Beobachter erstaunlich, sprach er damit besonders die Jugend an. Eine «Generation Benedikt» gründete sich. Ich habe erlebt, wie sie mit glänzenden Augen über ihn sprachen, weil er sie in ihrer Glaubens-tiefe mit seiner Glaubensstrenge anzurühren verstand. Seine Weltjugendtage waren regelrechte Erweckungsveranstaltungen. Ja, er hatte Charisma.

Glaube und Vernunft seien kein Widerspruch, das betonte er immer wieder. Sie bedingten einander. Ein Glaube ohne Vernunft führe zu religiösem Fanatismus. Eine Vernunft ohne Grundierung durch den Glauben dagegen führe in den menschenvernichtenden

Terror, wie es die Französische Revolution vorgemacht hatte mit ihrem Vernunftkult und wie es Stalinismus und Nationalsozialismus und Maoismus vollendet haben.

In seinen acht Amtsjahren absolvierte Papst Benedikt 24 apostolische Auslandsreisen. In seiner letzten schaffte er es sogar, auf der britischen Insel umjubelt zu werden, nachdem er, sehr undeutsch und unpäpstlich, mit Queen Elizabeth über Autos gefrotzelt und später die Seligsprechung des grossen Konvertiten Kardinal Newman verkündet hatte. Seine abschliessende Fahrt durch den Hyde Park in London glich einem Triumphzug, er hatte die Engländer, ja auch die Presseflegel der Fleet Street für sich gewonnen.

Wahrheit und Mehrheit

Sein Pontifikat ist durch alle Höhen und Tiefen gegangen. Natürlich gab es Pannen. Dass ihn keiner über die wirren Vorstellungen des Holocaust-Leugners Richard Williamson informiert hatte, war so eine. Dessen Piusbrüdern wollte der Versöhnerpapst die Chance

«Was sollen wir denn machen?», seufzte er. «Wir müssen den Menschen doch vertrauen.»

zur Rückkehr in die Kirche geben. Im Missbrauchsskandal um pädophile Geistliche griff er härter durch als sein Nachfolger, ja sogar als sein Vorgänger: Er suspendierte über 800 Priester, entschuldigte sich für die Kirche und verfügte hohe Schadenersatzzahlungen.

Es gab Enttäuschungen anderer Art wie den plötzlich offengelegten jahrelangen Geheimnisverrat seines Kammerdieners Paolo Gabriele. «Was sollen wir denn machen?», seufzte er damals in allerkleinstem Kreise mit seinem aufopferungsvollen Sekretär Georg Gänswein, den er später zum Erzbischof machte. «Wir müssen den Menschen doch vertrauen.» Und es gab zermürbende Enttäuschungen, an die er sich gewöhnt hatte. Die kamen wohl hauptsächlich von seinen deutschen Landsleuten in der katholischen Kirche, seit Reformations-



Der Kleine ist hübsch und schüchtern und absolut unsportlich: Ratzinger, 1931.

tagen struppige Nachfahren einer struppigen Geschichte.

Zu ihnen hatte er sich in einer seiner letzten grossen Reisen aufgemacht. Um in einer grandiosen Rede im Reichstag im September 2011, an diesem historisch überschatteten Genius Loci, den Unterschied zwischen Wahrheit und Mehrheit aufzuzeigen. Um die Ökologie der Schöpfung und des Lebens auch den Grünen zu erklären. Und um seinen deutschen Bischöfen in Freiburg das Motto der «Entweltlichung» zuzurufen. Er war Gegner des deutschen Kirchensteuersystems. Das, erläuterte er, mache träge und schwäche den Glauben.

Nicht die Fassaden polieren, nicht sich in Riesenbürokratien verstricken! Nicht in Wohlfahrtskonzernen solle sich der Glaube erschöpfen, sondern im seelsorgerischen Miteinander, in einer Kirche der Armut und des Gebets, und da liess dann der heilige Franziskus grüssen. Dieses Papsttum war eine ständige, beglückende Irritation.

Auf seine ganz eigene Art verkündete der 85-jährige Joseph Ratzinger schliesslich am 28. Februar 2013, einem Montagmorgen, seinen Rücktritt. Er tat es in lateinischer Sprache, während einer Massenheiligsprechung von 800 Märtyrern und zwei Ordensgründerinnen. Da wandte er sich an seine «lieben Mitbrüder» und bat um Verständnis, «dass meine Kräfte infolge des vorgerückten Alters nicht mehr geeignet sind, in angemessener Weise den Petrusdienst auszuüben».

Loslassen? Oder doch hinausgehen?

Ich habe ihn auf einer seiner letzten grossen Reisen zum Weltjugendtag im August 2011 in Madrid kennenlernen dürfen, ich durfte mich kurz neben ihn setzen. Er fragte: «Na, Herr Matussek, wie geht es Ihnen denn beim Spiegel?» Und lächelte. Um nicht zu sagen: grinste.

«Mal so, mal so, Heiliger Vater», sagte ich, perplex darüber, wie gut er im Bilde war, und lachte zurück, «im Moment eher so.» Ich hatte erlebt, wie er vor mir mit anderen gesprochen hatte, lächelnd, tröstend, wie er im Zwiegespräch diese

Frau aufgerichtet hatte, die auf tragische Weise Familienmitglieder verloren hatte.

Wir übersetzten dann gemeinsam das Augustinus-Wort, das ich ihm als Widmung in mein Buch «Das katholische Abenteuer» geschrieben hatte: «Incipit exire, qui incipit amare» – Wer beginnt loszulassen, beginnt zu lieben? Loslassen, oder doch vielleicht wörtlich: hinausgehen? Hat er da bereits an den Ausgang, den Weggang gedacht, an eine Zeit, in der er sich ganz seiner Liebe zu Gott und seinen Studien widmen kann?

Später dann, auf dem grossen Flugfeld der «Vier Winde», zelebrierte er die Messe vor anderthalb Millionen Jugendlichen. Ein fürchterlicher Sturm zog auf. Die purpurnen Würdenträger spannten vergeblich ihre Schirme auf, um ihn vor dem nun fast waagrecht peitschenden Regensturm zu beschützen. Eine Kamera brachte ihn ins Bild. Er sass da – und lächelte, als wollte er sagen: Wenn ihr nass werdet, werde ich es eben auch.

Er wurde verspottet für seine prächtigen Messgewänder, doch Benedikt XVI. hat den Ornat getragen wie eine Last, aber eine grossartige, würdevolle, denn es war die 2000-jährige Geschichte der Kirche, die er getragen hat, ohne zu klagen. Mit grossartiger Unbeirrbarkeit hat er während der acht Jahre seines Pontifikats die Versöhnung gesucht, ohne die eigene Glaubensüberzeugung dabei aufzugeben.

In einer Welt, die keine Grenzen mehr kennt, hatte der Papst die Grenze des Alters aufgezeigt. Sicher, es gibt viele, die sich gewünscht hätten, dass dieser Papst wie sein Vorgänger in den Stiefeln an der Front stirbt. Aber ich respektierte seinen Entschluss, weil ich ihn verehere und liebe.

Das Mädchen und die Taube

Eine Szene mit Benedikt XVI. ist mir ganz besonders in Erinnerung geblieben, weil sie, heute erinnert, so symbolkräftig war. Nachdem er dem Konsistorium seinen Rücktritt mitgeteilt hatte, erschien er noch einmal zum Angelus-Segen im Fenster der päpstlichen Wohnung. Er hatte eine Schülerin neben sich, dort oben rechts, im zweiten Stock, die ihm Grüsse zum Jahr des Glaubens überbrachte.

Danach übergab ihm das Mädchen eine Taube, die er fliegen lassen sollte. Papst Benedikt gab den Vogel frei. Die Taube flatterte hinaus. Da schossen zwei mörderische Möwen auf sie zu, um sie zu zerhacken. Verängstigt flatterte sie wieder zurück und suchte Schutz beim Pontifex, diesem nicht minder verletztlich wirkenden alten Mann.

«Sie will wieder zurück», rief einer.

Die Taube, scheint mir, verkörperte ihn selber. Ihn, der nun aus den Feindseligkeiten dieser Welt heimgekehrt ist und den letzten Schutz und Frieden gefunden hat.



LITERATUR UND KUNST

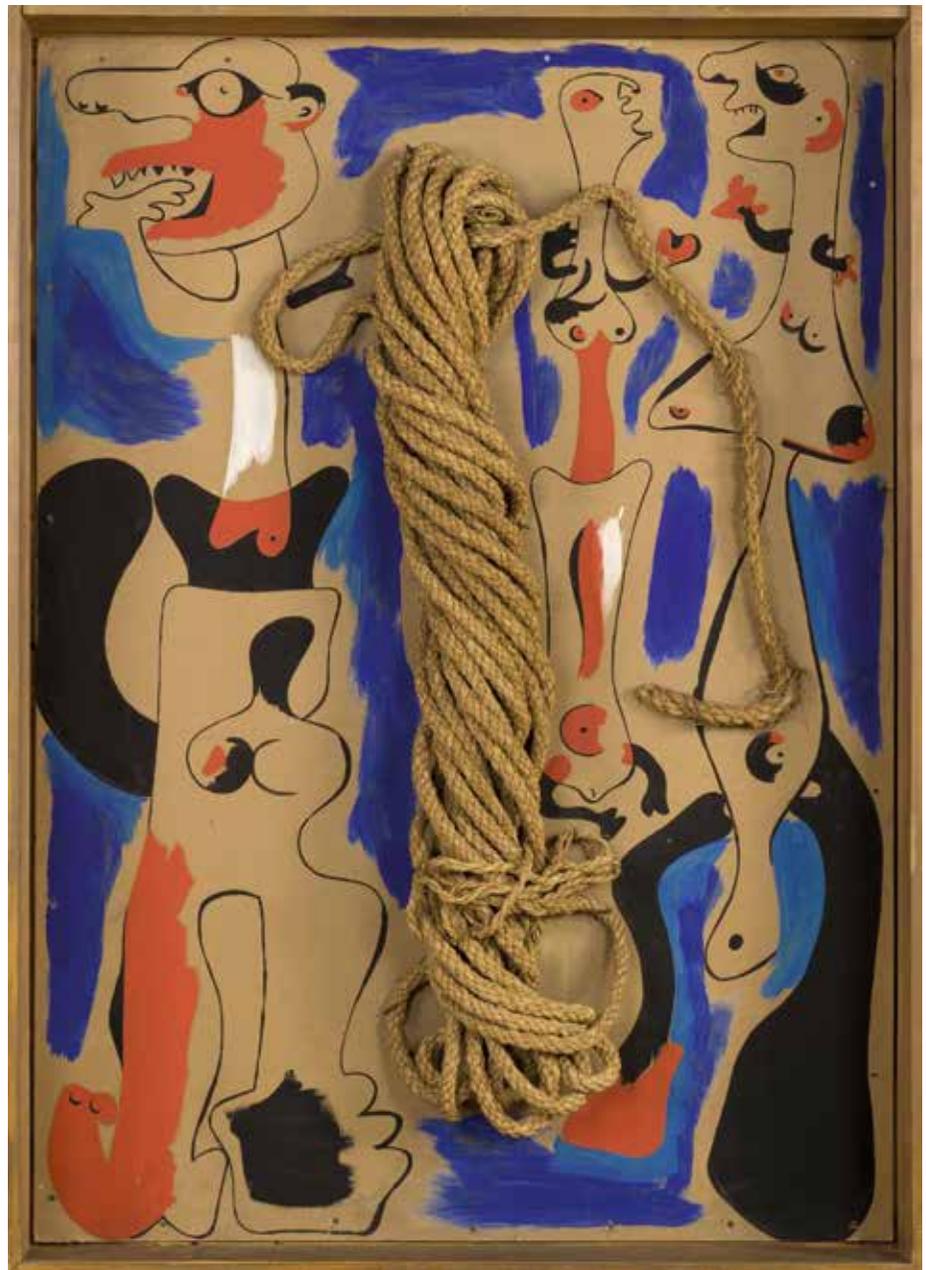
Abba begeistern
ihre Fans auf
der Bühne – als
jung gebliebene
Hologramme.
Rolf Hürzeler, Seite 72

Herausgegeben von Daniel Weber

Joan Miró, *Seil und Menschen I*, 1935 – Und immer ist das Leben fesselnd, im Guten wie im Schlechten. Es setzt einen frei, es nimmt einen gefangen, es schnürt einen zusammen, dann lockert es die Fesseln, ohne sie je ganz abzustreifen, und trotzdem hat man das Gefühl, die Last der Seile abgestreift zu haben.

Das sind die das Menschsein festzurrenden Schnüre wohl, ist die *condition humaine*, sind die Borderlines eines Existenzialismus, der einem das angenehme Gefühl vermitteln kann, sich frei zu fühlen in einer Art lebenslanger Gefangenschaft. Stets ist der Mensch gebunden und festgebunden an irgendetwas, und das Irgendetwas ist, wenn man all den Firlefanz beiseitelässt, das eigene Leben, diese Zelle des Ichs, die ein Kellerloch sein kann, eine Dachstube und manchmal eine Villa. Aber nie, oder erst ganz zum Schluss, ist ein Verlassen dieser Zelle des eigenen Seins wohl möglich; das Leben ist manchmal ein Konstrukt, in das man sich selbst eingesperrt hat und über dessen Vorgarten man nie hinwegkommt. Da ist es eine Art glücklicher Fügung, dass uns dieser Vorgarten gelegentlich so unermesslich erscheinen kann wie ein ganzer Kontinent.

Joan Miró (1883–1993) Leben war der stete Versuch, die Formen des Genormten so auszuweiten oder neu zu arrangieren, dass daraus eine weitere Möglichkeit der Freiheit Gestalt annimmt, ein neuer Raum voller Unendlichkeit, als ob die Geometrie des Seins nicht gebrochen, das nicht, aber doch für einen Moment unendlich scheint, befreit von all den Fesseln, den tatsächlichen und den eingebildeten. Darum geht es im Leben, vermutlich: ein unermüdlicher Entfesselungskünstler seiner selbst zu sein. Nicht und nie loszulassen, all die Dinge, all dem Selbst, diesem fesselnden Ich in einem drin, klarzumachen, dass es zwar nie aus der Fesselung herausfinden wird, aber es trotzdem das Gefühl haben kann, ungebunden zu sein. *Michael Bahnerth*



Unermüdlicher Entfesselungskünstler seiner selbst.

«Ich öffne das Tor zur Weltgeschichte»

Bernard Cornwell, Champion des historischen Romans, über Napoleons Sucht nach Schlachtenblut, die Faszination des Krieges und sein Geheimnis, Millionen von Lesern in den Bann zu ziehen.

Urs Gehriger

Kein Segelwetter heute. Statt sich in der Cape Cod Bay auszutoben, schreibt Bernard Cornwell seit sieben Uhr in der Früh an einer Szene. Sein neuer Roman sei «eine Reise zurück ins Jahr 1812», in die Napoleonischen Kriege, sagt er, als wir ihn in seinem Strandhaus südlich von Boston mitten im kreativen Akt stören.

Bernard Cornwell zählt zu den weltweit meistverkauften Autoren historischer Romane. Sein Erfolg ist der Lohn für wahre Liebe. Nicht die Liebe zur Edelfeder, sondern zu Judy. Hals über Kopf verliebte der Brite sich vor gut vierzig Jahren in die Amerikanerin, gab seinen Job als News-Leiter bei der BBC auf und folgte der Angebeteten über den Atlantik, obwohl er dort keine Arbeitsbewilligung erhielt. «Mach dir keine Sorgen, Darling, ich werde einen Roman schreiben», zerstreute er ihre Bedenken.

Aus einem sind über fünfzig geworden. 25 Millionen Romane hat Cornwell verkauft, übersetzt in über 30 Sprachen.

Sein Erfolg ist besonders bemerkenswert, denn praktisch seine Bücher handeln von Gewalt und Zerstörung, von den Wikingerschlachten bis Waterloo. Und Sex kommt auf keiner Seite vor. Sexszenen seien bloss dazu da, um die Zuschauer von der langweiligen Handlung abzulenken, kritisiert Cornwell die Macher von «Game of Thrones». «Meine Romane sind auch ohne Pornografie spannend genug.»

Weltwoche: Mr Cornwell, Ihre Romane spielen ausschliesslich in Kriegen. Woher kommt Ihre Faszination für das Handwerk des Tötens?

Bernard Cornwell: Ich vermute, es liegt daran, dass ich von einer Familie adoptiert wurde, die alles Militärische absolut ablehnte, und diese Ablehnung hat mein Interesse geweckt.

Weltwoche: Es war eine religiöse Familie, die einer Sekte namens «Peculiar People» angehörte.

Cornwell: Sehr religiös.

Weltwoche: Abgesehen von der Bibel, was durften Sie als Kind lesen?

Cornwell: Ich erinnere mich an eine Reihe von Büchern, in denen es um die Geschichten

eines Missionars ging. Die einzigen Bücher, die sie mich ermutigten zu lesen, waren religiöse Bücher, vor allem natürlich die Bibel.

Weltwoche: Ich vermute, dass Sie sich bei der Lektüre ein bisschen gelangweilt haben.

Cornwell: Da haben Sie recht. Ich war extrem gelangweilt. Wenn ich zurückblicke, bin ich zumindest für die Bibel dankbar, denn wenn man Prosa schreiben will, gibt es kein besseres Vorbild als die autorisierte englische Version der King-James-Bibel.

Weltwoche: Derzeit erleben wir in der Ukraine den schlimmsten Krieg in Europa seit 1945. Dessen ungeachtet, können Millionen Leser nicht genug bekommen von Ihren detailreichen Schilderungen, wie sich Menschen gegenseitig abschlachten. Haben Sie eine Ahnung, warum? Hatte Heraklit etwa recht, als er sagte, dass der Krieg der Vater aller Dinge sei?

Cornwell: Das könnte man wahrscheinlich über eine ganze Reihe von Dingen sagen. Der Vater aller Dinge ist die Gier, oder der Vater aller Dinge ist das Blut. Ich gebe zu, dass mich der Krieg fasziniert, vielleicht weil ich nie in einem Krieg gekämpft habe. Vielleicht ist es das grausige Fremde, das auch meine Leser fasziniert.

Weltwoche: Die erfolgreichste Serie Ihrer Romane spielt in den Napoleonischen Kriegen, Ihr Held, Richard Sharpe, kämpft unter dem Duke von Wellington. Sie haben über Ihren Protagonisten gesagt: «Sharpe ist nicht ehrenhaft, er ist ein Schurke, aber der Schurke auf der richtigen Seite.» Wie viel von Ihnen steckt in Sharpe?

Cornwell: Seine Mürrischkeit, besonders am frühen Morgen.

Weltwoche: Sean Bean, der Sharpe in der Fernsehserie spielt, sagte über die Figur: «Sharpe ist gerissen, ich schätze, es gibt ein schurkisches Element in ihm, aber das muss so sein, denn nur so überlebt er alle Kämpfe.»

Cornwell: Sean hat absolut recht. Sharpe ist kein Gentleman. Er ist ein Schurke. Er ist ein Schurke auf unserer Seite, und er kämpft schmutzig, weil er das in den Gassen von Lon-

don gelernt hat; aber es ist ein Talent, das ihm nützlich wird.

Weltwoche: Vergewaltigung, Folter und die Tötung von Zivilisten kommen im Krieg regelmässig vor. Wie schnell wird der Mensch im Krieg zur Bestie?

Cornwell: In der Tat, es geschieht gerade jetzt in der Ukraine, traurigerweise. Ich nehme an, das hat damit zu tun, dass im Krieg fast alle moralischen Regeln ausser Kraft gesetzt werden. Wir alle kennen das Gebot «Du sollst nicht töten», aber im Krieg wird man ausdrücklich zum Töten aufgefordert. Wenn man die Men-

«Ich gebe zu, dass mich der Krieg fasziniert, vielleicht weil ich nie in einem Krieg gekämpft habe.»

schen aus den moralischen Fesseln befreit, werden schreckliche Dinge passieren.

Weltwoche: Welche psychischen und physischen Eigenschaften braucht es, um in einer so schrecklichen Situation wie dem Krieg zu überleben?

Cornwell: Sharpe überlebt gerade deswegen, weil er in sich einen moralischen Sinn entdeckt. Sein Mitgefühl gilt fast immer denjenigen, die verfolgt werden. Obwohl er kein Gentleman ist, verhält er sich tatsächlich sehr gentlemanlike, indem er die Schwachen beschützt. Die Stärke von Sharpe ist wahrscheinlich seine Wut. Sharpe ist ein sehr wütender Mann, aber er kanalisiert diese Wut in seinen Job, was ihn zu einem guten Soldaten macht.

Weltwoche: Wenn Sie in der Zeit zurückreisen könnten, welches Ereignis würden Sie gerne erleben?

Cornwell: Oh, die Schlacht bei Waterloo, von einem schönen, sicheren Ort aus.

Weltwoche: Mit einem grossen Regenschirm, denn es war schreckliches Wetter, als die Schlacht tobte.

Cornwell: Es war schreckliches Wetter, ja, die misslichen Umstände sind ein Grund, weshalb mich diese Schlacht immer fasziniert hat. Obwohl es wahrscheinlich die berühmteste



«Vielleicht ist es das grausige Fremde, das auch meine Leser fasziniert»: Autor Cornwell.

Schlacht des 19. Jahrhunderts ist, gibt es so viele Dinge, die wir nicht genau wissen. Es wäre sehr schön, dabei zu sein und Notizen zu machen.

Weltwoche: Eine der wichtigsten Fragen bleibt bis heute unbeantwortet: Wann hat die Schlacht begonnen? War es um 11 Uhr morgens? War es um 13 Uhr?

Cornwell: Die genaue Anfangszeit war für den Verlauf der Schlacht enorm wichtig. Ich glaube, sie begann um 11.10 Uhr. Geht man von dieser Uhrzeit aus, dann war der Höhepunkt der Schlacht um 20.30 Uhr, als Napoleons Kaiserliche Garde Wellingtons rechten Heeresflügel angriff. Doch wie? Wir wissen bis heute nicht genau, ob die kaiserliche Garde im Quadrat oder in Kolonne angegriffen hat. Es gibt so viele Fragen, auf die wir gerne Antworten hätten. Der Herzog von Wellington hat sich geweigert, Fragen zur Schlacht zu beantworten.

Weltwoche: Warum?

Cornwell: Er hatte eine grosse Abneigung gegen Autoren, was ich ihm nicht verübeln kann. Ich glaube, die Leute, die sich am meisten für diese Fragen interessierten, waren Männer. Er hatte nicht viel Geduld mit Männern. Die besten Geschichten über ihn stammen von Frauen, denn er mochte Frauen. Wenn ich eine Zeitreise nach Waterloo machen könnte, würde ich eine hübsche Frau mitnehmen. Ich würde meine Frau mitnehmen und ihr sagen, welche Fragen sie stellen soll. Wellington würde ihr bestimmt antworten.

Weltwoche: Vor der Schlacht musste Wellington viel Geduld aufbringen, um die Stellung zu halten, bis die Preussen anrückten. Napoleon sagte bekanntlich: «Bittet mich um alles, nur nicht um Zeit. Raum kann ich zurückgewinnen, Zeit nie.»

Cornwell: Ja. An diesem Morgen des 18. Juni 1815 gab er Wellington Zeit. Man kann durchaus argumentieren, dass Napoleon diese

Schlacht sicher gewonnen hätte, wenn er zwei Stunden früher angegriffen hätte – was er durchaus hätte tun können.

Weltwoche: Zeit ist in der Tat ein entscheidender Faktor in der Kriegsführung. In der Ostukraine scheint ein endloser Krieg

«Wenn ich eine Zeitreise nach Waterloo machen könnte, würde ich eine hübsche Frau mitnehmen.»

im Gang. Die grossen Schlachten, die Sie beschreiben, waren sie jeweils rasch geschlagen? Wie lange dauerte die Schlacht bei Waterloo?

Cornwell: Waterloo dauerte etwa neun Stunden, was eine ziemlich lange Zeit war. Viele Schlachten waren kürzer.

Weltwoche: Wir vergessen oft, wie viele Menschen damals in kurzer Zeit getötet wurden. In Waterloo starben in neun Stunden knapp 50 000 Soldaten. Ich habe gelesen, dass nach der Schlacht bei Waterloo Leichensammler ausgeschwärmt sind und die Knochen der Gefallenen zu Dünger verarbeiten liessen.

Cornwell: Direkt nach der Schlacht hatten die Briten die toten Franzosen verbrannt, ihre eigenen Toten versuchten sie zu begraben, aber sie vergruben sie nicht sehr tief. Im Laufe der nächsten Jahre tauchten die Gebeine wieder auf. Der belgischen Regierung war die Anzahl der Knochen in der Ebene von Waterloo so peinlich, dass sie Ideen einholte, wie man sie loswerden könnte. Das beste Angebot kam aus Grossbritannien. Es bestand darin, die Knochen zu sammeln und sie zu Dünger zu verarbeiten. Das ist wirklich nicht sehr erbaulich, aber so ist es tatsächlich geschehen.

Weltwoche: Sie besitzen ein Schwert, das in Waterloo wohl etliche Franzosen in den Tod schickte. Aber es gibt eine andere Waffe, über die ich mit Ihnen sprechen möchte: den Langbogen. Historiker sagen, dass in der Schlacht von Azincourt 1415 die Bogenschützen entscheidend waren für den grössten Sieg der Briten über die Franzosen während des Hundertjährigen Kriegs. Was machte den Langbogen so brutal gefährlich?

Cornwell: Hätte man 500 Langbogenschützen von Heinrich V. gegen 1000 Mann von Wellingtons Infanterie antreten lassen, hätten die Langbogenschützen gewonnen. Der Langbogen hatte eine grössere Reichweite als die Muskete, er war viel präziser, und man konnte damit viel öfter schiessen als mit einer Muskete. Mit der Muskete hatte man Glück, wenn man drei Schüsse in einer Minute abgeben konnte. Ich habe einen Bogenschützen gesehen, der fünfzehn Pfeile in einer Minute geschossen hat, und das auch noch sehr genau.

Weltwoche: Als die Franzosen bei Azincourt vorrückten, wurden sie von tausend Pfeilen pro Sekunde getroffen. >>>



«Es war schreckliches Wetter, ja»: Napoleon in Waterloo, 1815.

Cornwell: Die britischen Bogenschützen zwangen die Franzosen, mit geschlossenen Visieren vorzurücken, so dass sie nicht viel sehen konnten. Selbst wenn ihre Rüstung

«Napoleon liebte das Gefühl des Sieges. Er konnte ihm einfach nicht widerstehen.»

dem Treffer eines Langbogens standhielt, warf er sie ein oder zwei Schritte zurück. Die armen Kerle kämpften sich durch knietiefen Schlamm, trugen sechzig oder siebzig Pfund schwere Rüstungen und wurden von diesen Pfeilen getroffen. Es war eine furchtbar böartige Waffe. Wellington schrieb tatsächlich einmal an das Kriegsministerium in Grossbritannien und fragte: «Gibt es eine Möglichkeit, ein Korps von Langbogenschützen aufzustellen?» Sie schrieben zurück: «Überhaupt keine Chance. Wir haben nicht die Zeit, sie auszubilden, und niemand kann sie heutzutage benutzen.»

Weltwoche: Wie lange brauchte man, um den Langbogen zu beherrschen?

Cornwell: Ein Langbogenschütze war von Natur aus ein unglaublich starker Mann mit enormer Oberkörperkraft. Man kann einem Mann in zwei oder drei Tagen beibringen, eine Muskete abzufeuern, aber es dauert sieben oder acht Jahre, einen Schützen den Umgang mit dem Langbogen zu lehren.

Weltwoche: Zurück zu Waterloo. Die Schlacht bedeutete das Ende von Napoleon als Anführer und öffentlicher Figur. Was waren seine Qualitäten und was seine Schwächen?

Cornwell: Seine wichtigste Eigenschaft war seine extreme Intelligenz. Er war ein sehr kluger Mann mit einem erstklassigen Verstand. Er war zweifellos extrem ehrgeizig, aber ich glaube, sein grösster Makel war, dass er in den Krieg verliebt war.

Weltwoche: Wie erklären Sie sich das?



Cornwell: Ich denke, das kam daher, dass er so klug war. Er langweilte sich sehr schnell. Obwohl er Grosses geleistet hat, wie die Einführung des Code Napoléon, die Reorganisation der gesamten Verwaltung Frankreichs und den Wiederaufbau von Teilen von Paris, langweilte er sich dabei. Die einzige Tätigkeit, die ihn nicht langweilte, war das Kriegsführen.

Weltwoche: General Lee sagte nach der Schlacht von Fredericksburg im Amerikanischen Bürgerkrieg: «Es ist gut, dass der Krieg so schrecklich ist, sonst würden wir ihn zu sehr lieben.» Offenbar kannte er wie Napoleon die Sucht, die der Krieg auslöste.

Cornwell: General Lee sagte dies im Moment, als er erkannte, dass er den Feind völlig überlistet hatte. Es ist eine grosse Genugtuung, wenn man bei der gefährlichsten Tätigkeit, der ein Mensch nachgehen kann, sehr, sehr gut abschneidet. Napoleon liebte das Gefühl des Sieges. Er konnte ihm einfach nicht widerstehen. Sobald es ihm langweilig wurde, zog er los und überfiel ein neues Land.

Weltwoche: Sie besitzen einige historisch eindruckliche Dokumente, darunter ein Autogramm von Edmund Burke. Eines seiner berühmten Zitate lautete: «Je grösser die Macht, desto gefährlicher der Missbrauch.»

Cornwell: Dieses Zitat ist heute so wahr wie damals, als er es schrieb. Man muss sich nur die heutigen Staatsoberhäupter in der Welt ansehen.

Weltwoche: An wen denken Sie?

Cornwell: Ich habe gerade die Präsidentschaft von Donald Trump miterlebt. Lord Acton hat zu Recht gesagt: «Macht korrumpiert, absolute Macht korrumpiert absolut.» Heute erleben wir, wie sich Wladimir Putin in einer Weise verhält, die an Hitler erinnert. Nichts wird besser, nichts ändert sich.

Weltwoche: Wenn ein Herrscher zu viel Macht hat und glorreiche Siege erringt, besteht dann die Gefahr, dass er den Moment verpasst, Frieden zu schliessen und seine Macht zu festigen?

Cornwell: Diese Gefahr besteht. Für Napoleon war Krieg ein Glücksspiel. Er war wie ein *gambler* im Casino, wo man alles verlieren oder alles gewinnen kann. In dieser Hinsicht ist er das genaue Gegenteil des Herzogs von Wellington. Der Herzog sagte nach der Schlacht bei Waterloo mehr als einmal: «Ich bete zu Gott, dass ich meine letzte Schlacht geschlagen habe.»

Weltwoche: Und trotzdem war er enorm gut im Kriegen. So gut, dass er den grössten Feldherrn seiner Zeit für immer geschlagen hat.

Cornwell: Er war gut darin, weil er erstens eine enorme natürliche Begabung für das Kriegsführen besass. Sein Kopf war sehr organisiert. Ich bin sicher, dass er gewisse Momente genossen hat. Ich bin mir sicher, dass der Herzog enorme Freude über den Ausgang der Schlacht bei Salamanca 1812 oder bei Vitoria 1813 empfand, aber er war auch sehr deprimiert nach einem Gefecht. Er sagte, dass ein Sieg in vielerlei Hinsicht schlimmer ist als eine Niederlage, denn wenn man die Schlacht gewonnen hat, ist man verpflichtet, sich um die Verwundeten zu kümmern. In diesem Sinne war Wellington eigentlich ein ziemlich humaner Mann. Niemand hätte Napoleon jemals attestiert, menschlich zu sein. Als er nach der Schlacht bei Austerlitz einen seiner Generäle in Tränen sah, fragte er: «Warum weinen Sie?» Der Mann antwortete: «Schauen Sie, Majestät, schauen Sie sich all diese Leichen an. Das ist schrecklich.» Napoleon sagte: «Die Frauen von Paris könnten sie in einer Nacht ersetzen.»

Weltwoche: Das erinnert mich daran, dass es in Ihren Romanen keine einzige erotische Szene gibt. Wenn Ihre Helden Sex haben, dann geschieht das im Verborgenen. Warum eigentlich?

Cornwell: Sex ist notwendig, und Sharpe hat sicherlich seinen Anteil daran, aber ich glaube nicht, dass wir ihm dabei zusehen müssen. Ich denke auch daran, dass viele junge Leute meine Bücher lesen, und viele Tanten und Eltern kaufen sie ihnen zu Weihnachten und Geburtstagen, was sie nicht tun würden, wenn ein pornografisches Kapitel in der Mitte des Buches stünde.

Weltwoche: Ist es Ihnen nie in den Sinn gekommen, dass Sie noch mehr Bücher verkaufen könnten, wenn Sie ein paar pikante Sexszenen einbauen würden, wie es heute sehr in Mode ist?

Cornwell: Ich glaube, ich würde weniger Bücher verkaufen, wenn ich das täte. Ich glaube, das sexuellste Kapitel, das ich je geschrieben habe, ist in «Sharpe's Sword», wo Sharpe den Körper der Marquise nach Läusen absucht, was mich amüsiert und wahrscheinlich auch Sharpe, und bestimmt die Marquise. Nein, ich habe nie das Bedürfnis verspürt, über Sex zu schreiben. Ich deute ihn an und lasse die Leute wissen, dass es passiert, aber man muss nicht sehen, was da genau passiert. Die meisten Leute können sich das ja bildhaft vorstellen.

Weltwoche: Sie haben die expliziten Sexszenen in «Game of Thrones» deutlich kritisiert. Sie sagten, sie seien bloss dazu da, um die Zuschauer von der langweiligen Handlung abzulenken.

Falls Ihre alte Schachtel ausgedient hat.



Cornwell: George R. R. Martin (auf dessen Büchern die TV-Serie «Game of Thrones» basiert) sagte einmal zu mir, dass das Problem beim Dreh der Serie darin bestanden habe, den Zuschauern verständlich zu machen, was vor sich geht. Man drehte einige recht lange Szenen, in denen sich die Figuren gegenseitig erklärten, was genau passiert. Diese Szenen wirkten offenbar ziemlich langweilig, also hat man einfach eine Menge nackter Frauen eingebaut. Martin nannte das «Sexplanation». Ich denke, meine Sharpe-Serie ist auch ohne Pornografie spannend genug.

Weltwoche: Was alle stets neugierig macht bei Bestsellerautoren wie Ihnen: Welches ist der Schlüssel zum Erfolg?

Cornwell: Oh, ich wünschte, ich wüsste es. Mein Fazit nach über vierzig Jahren ist, dass man einfach eine verdammt gute Geschichte erzählen muss. Es ist hilfreich, Figuren zu

haben, die unterhalten, aber am wichtigsten ist es, eine Geschichte zu erzählen. Wir alle lieben Geschichten. Die Menschen er-

«Nein, ich habe nie das Bedürfnis verspürt, über Sex zu schreiben.»

zählen seit Urzeiten Geschichten. Ich sage immer: «Ich bin kein Historiker, aber ich bin ein Geschichtenerzähler.» Die Freude an den neun Stunden, die ich jeden Tag schreibe, besteht darin, eine Geschichte zu erzählen und herauszufinden, was passiert.

Weltwoche: Haben Sie die Handlung im Kopf oder entwickeln Sie sie beim Schreiben?

Cornwell: Nein. Ich wünschte, ich wüsste die Handlung im Voraus. Ich kann einen Roman nicht planen. Wenn ich das letzte Kapitel schreibe, denke ich: «Wie zur Hölle soll ich das Buch beenden?» Die Freude am Lesen eines Buches besteht darin, herauszufinden, was passiert. Für mich ist die Freude am Schreiben dieselbe: herauszufinden, wohin mich die Erzählung treibt.

Weltwoche: Es gibt Leute, die die historische Fiktion kritisieren. Denken Sie nicht, dass ein junger Leser, der Waterloo bloss aus ihren Schilderungen kennt, eine einseitige Vorstellung von der Geschichte bekommen könnte?

Cornwell: Ich gehe davon aus, dass sie auch die historischen Anmerkungen am Ende des Buches lesen. Wenn sie das tun, dann wissen sie, was ich an der Handlung geändert habe. Ich glaube nicht, dass ich jemals den Gang der Geschichte brutal verändert habe. Aber es macht mir nichts aus, wenn sie sich ein etwas falsches Bild machen, solange sie das Buch genossen haben, denn es ist meine Aufgabe, sie zu unterhalten. Die Chancen stehen gut, dass ihr Interesse über mein Buch hinausgeht und sie andere Bücher lesen werden.

Weltwoche: Mit anderen Worten: Ihre Bücher sind ein Türöffner zur Geschichte.

Cornwell: Ja, ich öffne das Tor zur Weltgeschichte. Der historische Roman ist eine Möglichkeit, das Interesse der Leute zu wecken.

Bernard Cornwell, 78, wohnt in Cape Cod, im US-Bundesstaat Massachusetts. Sein Vater war ein kanadischer Pilot und seine Mutter gehörte der britischen Frauenvereinigung der Air Force an. Auf einer Lesereise durch Kanada fand er seinen Vater, der mit Nachnamen Oughtred hiess. Er zeigte Cornwell einen Stammbaum, der bis vor die Ursprünge Englands im 9. Jahrhundert zurückreichte, als die Wikinger auf der Insel einfielen. Was Cornwell zum Anlass nahm, eine packende Buchreihe über diese Epoche zu schreiben. Seine Romane über die Napoleonischen Kriege wurden in der sechzehnteilige TV-Serie «Die Scharfschützen» verfilmt.

www.bernardcornwell.net



Entblössung des Subjekts: Rapper Stress.

Keine Kontrolle

Mark van Huissingling

Daniel Ryser: 179 Seiten Stress.
Echtzeit. 184 S., Fr. 36.90

Die Form, die der Rapper für seine Erinnerungen wählte, ist die der Oral History, der gesprochenen Geschichte. Solche liest man hierzulande selten, in Amerika ist es dagegen eine verhältnismässig gängige Form. Was passt, schliesslich kommt das Musikgenre Rap von dort. Obwohl Stress, eigentlich Andres Andrekson, 45, aus Estland stammend und lange bei Lausanne lebend, sich stilmässig am französischen Hip-Hop und Rap anlehnte.

Persönliche Krisen

Überraschend ist die Wahl des Autors: Daniel Ryser, ein für seine Geschichten oft tief-schürfender Reporter. Hier aber sind seine Handschrift und sein Talent weniger erkennbar; man hört Stress, mit dem ich ein wenig bekannt bin, erzählen, und nur ihn. Ryser hat die Kontrolle abgegeben, vielleicht war die Übungsanlage gegenseitig für richtig befunden worden, vielleicht war sie Voraussetzung für die Entblössung des Subjekts, die stattfindet.

Man hört respektive liest von seiner schwierigen Kindheit in Estland mit dem gewalt-

tätigen Vater, von der schwierigen Jugend des Ankömmlings aus einem uncoolen Land, das keiner kannte, in Lucens, Kanton Waadt; von schwierigen Liebesbeziehungen mit schwierigen Frauen, von Spital- und Klinikaufenthalten, eigenen – er litt an verschiedenen Krankheiten – oder als Besucher seiner Ex-Frau, die eine bipolare Störung hatte; von schwierigen Lebensabschnitten wegen Depressionen beziehungsweise Trennungen, was zu einem Teil aufs künstlerische Schaffen durchschlug (zum anderen, so sieht's aus, dienten persönliche Krisen der musikalischen Laufbahn), von unerfülltem Kinderwunsch und so weiter und so fort.

Das ist viel und mehr als genug für ein eher dünnes Buch. Es wäre noch mehr, wenn a) die Sprache ein bisschen weniger kraftvoll wäre. Der Vater etwa wird vom «Menschen zum Monster», der von ihm verprügelte Andres ist «kein Baby mehr, sondern ein stinkendes, blutendes, verkrustetes, wildes Tier». Und b) Kraftausdrücke sparsamer eingesetzt würden – ein «Scheiss»-irgendwas, ein «verfickt», ein «Fuck» am richtigen Ort kann stark sein. Doch im Dutzend fallen sie dem Leser auf die Nerven (oder jedenfalls dem Rezensenten).

Die *hyperbole*, so nennt man auf Englisch die Übertreibung, ist mehr als ein Stilmittel, es handelt sich dabei um die Bestimmungsgrösse in Stress' Leben. Hat er Rückenschmerzen, fühlt er sich «wie ein Gefangener im eigenen Körper» und wird «langsam verrückt». Befällt ihn Übelkeit, wie während der Hochzeitsreise

auf Bali, «erbrach er sich derart verrückt, dass eine Vene platzte und er das ganze Bad mit Blut vollkottzte». Kiffte er während der Depression, war er «der [Kiffer-]Champion und so weit weg von allem». Ich sage nicht, dass Stress das alles nicht so erlebte. Wie ihm vermutlich auch auf einem samstäglichem Ausflug von seinem Haus in Zollikerberg bei Zürich ins dortige Schwimmbad Fohrbach Unglaubliches widerfahren würde. In seinem Kopf jedenfalls. Weshalb der Biograf als Transformator den Strom etwas dimmen könnte.

Höhepunkte sind, wenn dieser über den Beschriebenen hinausblickt respektive ihn in der jeweiligen Zeit, dem Gebiet, Umfeld et cetera verortet. Gerne hätte ich mehr gelernt über die Welt des Hip-Hops und des Raps in Lausanne,

Man liest von seiner schwierigen Kindheit in Estland mit dem gewalttätigen Vater.

Genf sowie Paris in den 1990er und 2000er Jahren. Stress war dabei, immerhin. Oder über die Pop-Branche, wohin er in den 2010er Jahren, inzwischen in der Deutschschweiz angekommen, wechselte. In dieser Hinsicht ist das Buch ein wenig light, leider. Dafür erfährt man, wie's war, als er Melanie Winiger kennenlernte. Oder als das Paar sich wieder trennte. Und wie sie's mit dem gemeinsamen Haus lösten. Im Originalton.

Buch gegen dicke Schwarten

Thomas Hürlimann

Jürgen Hosemann: Papierkorb. Über Leben und Schreiben. Berenberg. 128 S., Fr. 31.90

In den 1920er und 1930er Jahren war Oskar Loerke, ein bedeutender Lyriker und Reise-schriftsteller, Lektor im S.-Fischer-Verlag. Loerke führte Tagebuch, und noch heute liest man gespannt, wie ein Lektorat mit Gerhart Hauptmann ablief – im Hotel «Adlon», bei einem Champagner-Frühstück – oder wie sich ein griesgrämiger Thomas Mann bei Samuel Fischer, dem Verlagsinhaber, beschwerte, weil das Lektorat 24 Stunden nach Eingang des Manuskripts von «Der junge Joseph», dem ersten Teil des Monumentalwerks «Joseph und seine Brüder», noch kein schriftliches Urteil abgegeben hatte. Aber noch mehr als unter Thomas Manns Ungeduld litt Lektor Loerke unter der täglichen Fronarbeit: Manuskripte lesen, Besprechungen absitzen, Werbetexte verfassen, Budgets erstellen, Besucher abwimmeln, Korrekturen durchsehen ... Ach, wie viel lieber hätte er gedichtet, wie viel lieber wäre er gereist!

Zeit sehen

Loerkes Amt als Lektor und Autor im S.-Fischer-Verlag nimmt heutzutage Jürgen Hosemann ein, der auch mein Lektor ist. Mit seinem Vorgänger teilt er nicht nur die Reiselust, sondern auch den Fleiss des Tagebuchschreibers. Hosemanns erstes Buch, «Das Meer am 31. August» (2020), beschreibt mit präzisen, tagebuchähnlichen Notaten eines langen Tages Reise in die Nacht. Der Beobachter rührt sich nicht vom Fleck, er steht oder sitzt auf der Promenade einer italienischen Küstenstadt, seine Schau jedoch erfasst jede Lichtstimmung, jeden Sonnenschirm, jeden Kuss, jeden Geruch, jedes Fischerboot und jedes weit draussen vorbeigleitende Kreuzfahrtschiff, bis zuletzt, wenn das letzte Liebespaar abgezogen ist, aus der dunklen Stille nur noch die glitzernden Wellen schwappen. «Ich kann die Zeit sehen», schreibt Hosemann. Und der Leser sieht sie mit ihm.

Das Geheimnis der Poesie – die Gedichte Oskar Loerkes zeigen es exemplarisch – ist die Präzision. Was klingt und schwingt, ergibt sich aus einem Text, in dem kein Wort zu viel und jedes Bild, jede Metapher stimmig ist. Thomas Mann, der Romancier, liess das «Imperfekt raunen» – da erstaunt es nicht, dass sich Lektor Loerke mit Gerhart Hauptmann, dem Dramatiker, besser verstand. Auch die Bühne verlangt Verdichtung, schweifende Texte mag sie nicht. Und damit bin ich wieder bei Hosemann. Seine Notizen sind knapp, so knapp wie möglich, und vielleicht ist diese Konzentration nicht nur

dem Hang zur Präzision geschuldet, es könnte auch eine Reaktion auf die allzu dicken Roman-schwarten sein, durch die sich der Lektor tag-täglich hindurchkämpfen muss. Die Schwarten, die ihn quälen, qualifiziert er so: «Offenbar konnte man ein dickes Buch schreiben, ohne ein einziges Mal vom Bildschirm aufzuschauen und die Welt zu sehen, die dahinter lag.»

Ja, oft tönt der Lektor, der eigentlich ein Autor ist, so verbittert, dass man das Gefühl hat, er stecke seinen Kopf in den Papierkorb, um von niemandem, schon gar nicht von Verlagsmenschen oder schreibenden Kollegen, behelligt zu werden. «Ich bin Lektor, nicht Autor», sagt er trotzig und nicht ganz wahrheitsgemäss. «Ich kenne nicht die Angst vor dem leeren Papier, ich kenne nur die Angst vor dem vollgeschriebenen Papier.» Oder, noch trauriger: «Ein eigenes Buch zu schreiben, ist wahrscheinlich die aufwendigste Form zu sagen, dass man sich nicht für andere Bücher interessiert.» Aber dann deutet er doch an, dass

«Romane sind Aphorismen, die zu lang sind», spottet Hosemann.

es Werke gibt, die vielleicht seine Gnade finden. «Bücher, die im Winter nie frieren. Bücher, die zu schüchtern sind, um einen anzusprechen. Bücher, die Bücher lieben.» Und siehe da, zwischen all den Sarkasmen und Sottisen lässt er Stücke auftauchen, die erahnen lassen, wie solche Bücher aussehen könnten.

Michael Krüger machte mich einmal auf den italienischen Schriftsteller Giorgio Manganelli aufmerksam, der Romane in Pillenform schrieb. «Romane sind Aphorismen, die zu lang sind», spottet Hosemann. Nehmen wir zu seinen Gunsten an, dass er die von ihm gehassten Schwarten meint – und sehen wir ihm die Bösartigkeit nach. Denn die schönsten Notate in seinem «Papierkorb» verabreicht er uns nach dem Rezept der Doktoren Manganelli und Krüger: Romanpillen aus Hosemanns Seelen-Apotheke.

In einem dieser Texte steht er vor einer Buchhandlung und erinnert sich an ein «Mädchen mit Brille und roten Haaren». Er tritt ein, kauft ein Buch, und wer steigt aus den Seiten? Das Mädchen von damals, in Poesie verwandelt. Ein anderer Kürzest-Roman: ««Ich schreibe eine Geschichte über eine Strassenbahn», sagte ich vorsichtig. – «Typisch», sagte sie böse, «nur nicht über dich selbst nachdenken.» – «Ehrlich gesagt, es sind zwei Strassenbahnen», sagte ich leise, «sie lieben sich.»»

Dieses *libellum* kann man nicht, wie einen Roman, verschlingen. Man muss es in kleinen Dosen einnehmen, eine Pille morgens, zwei am Abend. Und die Liebste soll das Licht löschen, heisst es im «Papierkorb», aber erst, wenn wir Leser eingeschlafen sind ... «nicht vorher».

Die Sprache

Toter als tot

Wenn in George Orwells «Animal Farm» alle Tiere gleich sind, manche aber gleicher, können dann tote Menschen toter sein als andere? Ist ein Mensch, bei dem der Hirntod noch nicht festgestellt wurde, weniger tot? Am totesten ist er wohl, wenn bereits Organe entnommen worden sind. «Tot» lässt sich also durchaus steigern, zumal als bewusste Übertreibung, wenn zum Beispiel vom totesten Nest der Schweiz gesprochen wird.

«Koks ist toter als tot», heisst es in Quentin Tarantinos Film «Pulp Fiction». Schriftsteller haben ein besonderes Talent, dem Adjektiv «tot» Leben einzuhauchen. Warum tun sie das? – Weil sie's können. Aus «Reise in Russland» von Joseph Roth: «Toter als jedes verschimmelte Lesebuch ist eine schlechte Zeitung [...]» Aus dem Gedicht «Tauben flattern ums Gefängnis» von Jakob Haringer: «[...] und bist toter als der ärmste Stein [...]» Aus dem «Blütenstaubzimmer» von Zoë Jenny: «[...] und denke an Alois, der tot unter den Pappeln liegt und immer toter wird.»

Ist man nicht tot, ist man am Leben, lebendig, eigentlich auch nicht zu steigern, und doch gibt es Kinder, die sind in übertragener Bedeutung lebendiger als die anderen. Die schreien dann rum, einige lauter als die anderen. Schreiendere Kinder gibt es aber nicht, schreiendere Farben (wieder in übertragener Bedeutung) schon. Es soll Frauen geben, die fühlen sich an gewissen Tagen etwas schwangerer als an anderen, vielleicht dann, wenn sie fürchten, ein Schreibaby zu bekommen.

Es gibt sie, die Adjektive, die nicht steigerbar sind. Dazu gehören zum Beispiel: mündlich, arbeitslos, ganz, federleicht, viereckig, nigelnagelneu, steinhart. Als auch nicht steigerbar gilt «einzig». Rapper kümmern solche Details nicht, wie man bei Capital Bra sieht: «Der einzige Lehrer war mein leerer Magen.» Und wenn eine Frau «Du bist meine Einzige» zu hören bekommt, soll sie sich dann über den falschen Superlativ ärgern? In keinster Weise. Auch nicht, wenn in ihrem Arbeitszeugnis steht, sie habe zur vollsten Zufriedenheit gearbeitet? Nein, freuen soll sie sich.

Max Wey

Virtuelle Frische

Als Hologramme stehen Abba wieder auf der Bühne. In einer eigens für sie errichteten Arena in London versetzen sie ihre Fans in einen Freudentaumel.

Rolf Hürzeler

Abba Voyage: Abba Arena.
 Pudding Mill Lane, London.
 Montag, Donnerstag, Freitag, Sonntag

Grelle Lichtblitze durchzucken die Dunkelheit. Unheimliches Dröhnen schwillt an; dann erscheinen sie metaphysisch. Die vier Abba-Bandmitglieder entsteigen dem Bühnenboden in einer gespensterhaften Wiederauferstehung – Agnetha und Anni-Frid, Benny und Björn. Dazu ergießt sich der Song «The Visitors» über die 3000 Besucher in der Londoner Abba-Arena.

Benny Andersson, Agnetha Fältskog, Anni-Frid Lyngstad und Björn Ulvaeus, die einst unter dem Akronym Abba zusammengefunden haben, sind zurück – in scheinbar unveränderter Frische. Sie leben in der Musikshow «Voyage» neu auf. Allerdings sind sie heute nicht mehr junge Menschen wie in den Siebziger, sondern Avatare, computergenerierte Hologramme. Oder «Abbatäre», wie sie sich nun selbst nennen.

Gigantische Wellen

«Voyage» spielt in der eigens für die Band gebauten Abba-Arena am nördlichen Rand des Londoner Olympiaparks. Der Titel der Show und des jüngsten Albums der Gruppe ist doppelsinnig gemeint: als eine Reise in die



„... drei, zwei, eins... Komme!“

musikalische Vergangenheit und in die technologische Zukunft. In einem neunzig Minuten dauernden Konzert lässt die schwedische Popgruppe neu aufleben, was nie ganz verschwunden war. Abba-Songs geistern bis heute regelmässig durch die Radioprogramme.

Das Cyber-Konzert ist ein Revival des Wohlbekannten zum Gaudi eines ebenso angejahrten wie enthusiastischen Publikums. Es steht fast durchweg weit in der zweiten Lebenshälfte und sehnt sich wie alle älteren Men-

Die digitale Technik lässt die «Abbatäre» auf der Bühne lebendig wie richtige Menschen erscheinen.

schen nach der Jugend zurück. Der unerfüllbare Traum wird mit den virtuellen Abbatären ein bisschen wahr oder scheint es wenigstens zu werden.

Die reinkarnierte Band spielt, als ob sie nie weg gewesen wäre, nachdem sie sich in den frühen Achtzigern zerstritten hatte. Agnetha singt und tänzelt im blau-glitzrigen Hosenanzug mit High Heels, Anni-Frid brilliert im roten Dress. Beide Sängerinnen sind beweglich wie die Twens, die sie einmal waren – begleitet von ihren Partnern, Benny am elektrischen Klavier und Björn mit seiner sternenförmigen Gitarre.

Die digitale Technik lässt die Abbatäre auf der Bühne lebendig wie richtige Menschen erscheinen, jeder Bewegungsablauf stimmt. Wüsste man nicht von der Künstlichkeit dieser Figuren, man glaubte sich auf einer Zeitreise um Jahrzehnte zurück – frische Sinnesimpressionen finden die Erinnerungen im Gehirn. Zugeröhrt vom Surround-Sound aus fast 300 Lautsprechern.

Wie gigantische Wellen stürzen die Songs auf das Publikum hinunter – «SOS», «Chiquitita», «Fernando». Schon nach einer Viertelstunde gibt es kein Halten mehr. Viele Zuschauer springen von den Sitzen, schwenken ihre Arme links und rechts oder tanzen vor ihren Sesseln. Frauen und Männer fallen sich in die Arme, als sei soeben ihre verblichene Liebe neu

im Herzen entfacht. Ältere Damen, Freundinnen wohl, halten einander die Hände wie früher, als sie sich nur schüchtern und zu zweit in den Ausgang wagten. Beim Song «Knowing Me, Knowing You» scheint die Arena ins Beben zu kommen. Und keiner fragt nach dem lyrischen Gehalt der Verszeile – es ist zu schön.

In der Mitte der Arena tanken Hardcorefans unentwegt neue Jugendlichkeit, verrenken ihre Glieder athletisch, als ob die Arthritis in diesem klamm-feuchten Londoner Nebel verschwunden wäre. Die Alten scheinen sich gegenseitig ihre Fitness beweisen zu wollen – bis sie jäh unterbrochen werden. In einer Videoeinspielung meldet sich Benny in einem Close-up und erklärt dem Publikum, wie wichtig diese Reunion für die Zukunft der Musikwelt sei.

Verräterische Augen

Die Begegnung mit dem virtuellen Benny und in der Folge in ähnlichen Einspielungen mit den anderen Bandmitgliedern ist allerdings verräterisch. Zwar imitieren ihre Gesichtsmuskeln den menschlichen Ausdruck kongenial – nicht aber die Augen. Offenkundig fehlt bis heute die Software, um die Tiefe menschlicher Augen zu simulieren, was irgendwie tröstlich ist.

Nach und nach zeigt sich, weshalb in diesem Konzert nicht ganz alles ist wie früher. So bleiben die vier Abbatäre auf der Bühne stets unter sich; die zehnköpfige Begleitband mit echten menschlichen Musikern muss sich links auf der Bühne mit einer Randexistenz begnügen. Aus



Zum Dank liefern sie eine Zugabe:

technischen Gründen lässt sich richtiges und virtuelles Leben nicht vermischen, die Hologramme würden gestört. In der fernen Vergangenheit jedoch, das muss gesagt sein, lebten Abba-Konzerte von der raffinierten Bühnenchoreografie der Band, die den Platz mit ihren Begleitmusikern teilte.

«Mamma Mia», «Gimme! Gimme! Gimme!», «Voulez-Vous» – Abba haben schier unendlich viele Ohrwürmer komponiert. Sie verdienten sich damit die jahrelange, unverbrüchliche Treue ihres Publikums, das ihnen die öffentlich ausgetragenen Zerwürfnisse längst verziehen hat. Die meisten Fans sind mit ihren Hits aufgewachsen und glauben, die Musiker wie Verwandte persönlich zu kennen. Genauso wie man das von Mick Jagger und seinen Rolling Stones kennt, oder von Paul McCartney und den Beatles. Undenkbar ist allerdings, diesen Bands je als Hologramme zu begegnen. Kein junger Avatar könnte besser aussehen als Keith Richards heute.

Die Technologie ist indes keineswegs neu. Wer in der Szene etwas von Fortschritt hält, experimentiert mit dem Metaversum. Der amerikanische Rapper Snoop Dogg liess schon vor zehn Jahren an einem Festival in Kalifornien seinen ermordeten Kumpel Tupac Shakur als Illusion auftreten – allerdings in einer ziemlich düsteren. Oder der amerikanische Autofreak Billie Eilish liess vor zwei Jahren einen virtuellen Luxuswagen über die Bühne rasen. Und die japanische Yamaha-Gruppe entwickelte die Stimme einer künstlichen Popsängerin mit

dem Namen Miku Hatsune, ein sogenanntes Vocaloid in Manga-Form, das zusammen mit fünf anderen Interpreten zu hören ist. Abba

Nach der Halbzeit kippt die Londoner Show eine Weile in Kitsch total.

suchten für «Voyage» ebenfalls Topleute dieser Technologie und setzten auf die Expertise der kalifornischen George-Lucas-Firma Industrial Light & Magic.

Nach der Halbzeit kippt die Londoner Show eine Weile in Kitsch total. Die Fantasy-Figur Rora, ein weiblicher Mogli-Verschchnitt, jagt über eine Leinwand. Sie durchwandert einen skandinavischen Wald, springt über Flüsse und erklimmt Berggipfel, begleitet vom Song «Eagle». Der ersehnte Schluss kommt, als Rora den Heiligen Gral erreicht, vier in Stein gemeisselte Abba-Skulpturen – Ende des Spuks und Ratlosigkeit. Die Stimmung in der Arena ebbt leicht ab, doch bei einem Eintrittspreis von mehr als hundert Franken will sich niemand den Spass verderben lassen. Die Magie ist bald zurück, als die vier Virtuellen erneut angetänzelt kommen – «When All Is Said and Done», «Thank You for the Music», «Dancing Queen».

Gegen Schluss der Show hält die reale Welt doch noch Einzug. Die Band erinnert an ihren ersten grossen Hit, das historisch verbrämte Liebeslied «Waterloo», mit dem die Gruppe

1974 den Eurovision Song Contest gewonnen hatte. Die für viele unvergesslichen alten Flimmerbilder wurden glücklicherweise nicht digital aufgefrischt. Sie zuckeln im TV-Stil vergangener Zeiten durch das Universum der Abba-Arena. Anni-Frid in ihrem bräunlichen Putzfrauen-Look und Agnetha mit dem blauen Tankstellen-Overall und einem neckischen Hütchen auf der Topffrisur singen im Duett von einer Umworbenen, die kapitulieren musste wie einst Napoleon. Applaus dröhnt durch die Arena, die Computer-Software darf sich freuen.

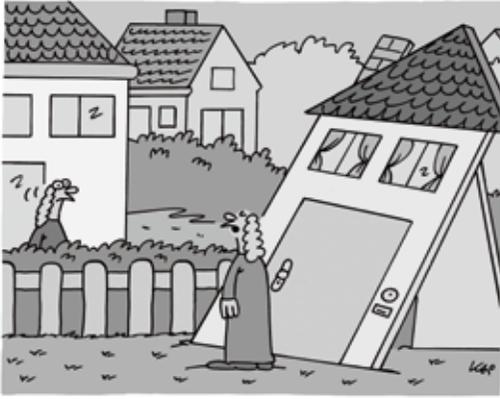
Verstohlene Tränen

Zum Dank liefert sie eine Zugabe. Agnetha kommt zu ihrem grossen Auftritt und singt mit ihrer melancholischen Stimme «The Winner Takes It All», den Heuler, der Generationen von Teenagern über den Verlust der ersten grossen Liebe hinweggeholfen hat. In der Dunkelheit glaube ich erkennen zu können, wie die eine oder der andere im Publikum eine verstohlene Träne wegwischt.

Ich spreche meine Sitznachbarin darauf an, die sich als Phyllis Baker vorstellt und mit ihrem Mann Steve die Abba-Liebe teilt. Sie habe während des ganzen Konzerts feuchte Augen gehabt, bekennt sie freimütig. Sie sei vierzehn Jahre alt gewesen, als «Waterloo» die Charts gestürmt habe: «Seither bin ich ihnen treu geblieben.» Sie sagt es, umarmt ihren Mann, und die beiden mischen sich in die Menge, die in die bissig kalte Londoner Nacht hinaus strebt – mit viel Wärme im Herzen.



«Abbatore» in ihrer Arena.



„Mein Mann ist Requisiteur...“

Fernsehen

Spitzen-Nostalgie

Stefan Millius

Dalli Dalli: ZDF, 25.12. und 31.12.2022

«Sie sind der Meinung, das war... Spitzel!» Als Hans Rosenthal in der 100. Sendung von «Dalli Dalli» zu seinem berühmten Sprung ansetzte, wurde das Bild erstmals in der Luft eingefroren – damals eine Höchstleistung der Kameralleute.

51 Jahre nach der Premiere der Sendung kennt die Technik kaum mehr Grenzen, aber das Konzept ist geblieben. Acht Prominente, die man zum Teil googeln muss, messen sich in Rate- und Aktionsspielen zwischen banal-peinlich und absurd-witzig.

Das ZDF ist ziemlich erfolgreich mit dem Recycling. Auf die «einmalige» Jubiläumssendung im Mai 2021 folgte ein Weihnachtsspecial im gleichen Jahr. Und auch 2022 durfte sich Johannes B. Kerner als Rosenthal-Nachfolger inszenieren.

Alles ist jetzt ein bisschen korrekter. Früher wurden bei den Spielen gerne Lebensmittel verschwendet. Heute schleudern die Teilnehmer als höchstes der Gefühle Weihnachtskugeln in eine Tanne, die danach bestimmt an ein Kinderheim gespendet werden.

Aber «Dalli Dalli» bleibt eine brandgefährliche Sendung. Rex Gildo platzte 1979 die zu enge Hosennaht im Schritt. Die TV-Moderatorin Ingeborg Wurster brach 1982 ohnmächtig zusammen. Zum Jahreswechsel 2022 war es die Schauspielerinnen Nora Tschirner, die bei einem Spiel zusammensackte und ins Spital gebracht werden musste (es geht ihr übrigens wieder gut).

Das ZDF konnte mit der Neuauflage gar nichts falsch machen. Das Zielpublikum des Senders hat wenig Lust, an Silvester den Rollator hervorzuholen und nach draussen zu gehen. 2023 dürfte schon gebucht sein.

Film

Annäherung in grosser Demut

Christoph Blocher

Albert Anker – Malstunden bei Raffael (Schweiz 2022): Von Heinz Bütler. Mit Endo Anaconda.

Wer die grosse Werkvielfalt Albert Ankers nicht nur kennt, sondern auch verinnerlicht hat, bedauert vielleicht zuerst, dass sich nun ein Film mehr der Biografie Albert Ankers als seinem Werk widmet.

Gerade bei den ganz grossen Meistern der Malerei – und Albert Anker gehört dazu – wird die intensive Auseinandersetzung mit der Person des Malers oft auch hinderlich für die Gemäldebedeutung. Und so fürchtete ich, dass in diesem Film das grosse Werk Ankers hinter der Person verschwindet, gerade weil Anker auch ein anziehender, rechtschaffener Mensch war. Doch die anfänglichen Bedenken haben sich als unbegründet erwiesen.

Dem versierten Filmregisseur Heinz Bütler ist es zu verdanken, dass er einen Film über Albert Anker (1831–1910) geschaffen hat, der sich

in Ankers Leben, in sein Denken und seine Umgebung vertieft und sich so dem künstlerischen Werk in grosser Demut nähert. Sein Film «Albert Anker – Malstunden bei Raffael» geht aus vom ganz Einfachen und Prosaischen, wie es für Anker charakteristisch ist: Ausgangspunkt ist Ankers Wohnhaus – ein Bauernhaus im Berner Seeländer Dorf Ins. Darin versteckt sich, über

Wie mit diesem Film, ist es mit Ankers Werken: Man muss sie sehen und spüren.

Dielen und Holztreppe etwas mühsam erreichbar, das grossartige Malatelier Albert Ankers. Diese «Werkstatt» des Künstlers ist der Mittelpunkt seines Schaffens. Wände voll mit Gemälden, Gegenständen, Gipsabdrücken, Fotografien, Stativen, eine Fülle von Pinseln. Das alles hat Anker mit dem Tod zurückgelassen. Man sucht den Maler geradezu darin. Es ist wohl das einzige noch fast ganz unversehrt erhaltene Atelier eines Künstlers des 19. Jahrhunderts. Man glaubt, dem Maler zu begegnen.

Dies ist auch dem glücklichen Einfall des Filmschaffenden zu verdanken, dass er den Berner Musiker Endo Anaconda als den massgebenden Betrachter und Erzähler in den



Nahe an der Volksseele: Erzähler Endo Anaconda.

Mittelpunkt stellt. Er, der kurz nach dem Film gestorben ist, so dass er die Endfassung nicht mehr sehen konnte, fühlt sich als Musikschaffender in den Gemäldeschaffenden Anker bis fast zur Selbstidentifikation ein. Anaconda scheint es in Ankers Lebenssituation wohl zu sein, und er verbindet diese mit Ankers Werk, mit Ankers Gemälden.

Anker hat sich in seine Weltbetrachtung hineingemalt. Er zeigt Herz, Seele und Gemüt mit den prächtigen Farben, die Wunderbarkeit des Gegebenen. Und diese Hintergründe dringen in den Betrachter seiner Bilder – aber auch des Filmes – ein. Dies auch dank Anaconda, der wohl mit seinen Songs ebenso nahe an der Volksseele dran war wie Anker: Man nähert sich Ankers Kunst, ohne dass diese durch das Biografische vereinnahmt wird.

Universelle Ausstrahlung

Neben Anaconda führen weitere Gäste durch Haus, Garten und Atelier. So vor allem Ankers Ururenkel Matthias Brefin, der seit Jahren nicht nur Haus und Garten, sondern auch den unermesslichen Bücher- und Briefnachlass Ankers betreut und dazu Sorge trägt. Es zeigt die grosse geistige Bildung, die Ankers Fundament seiner Künstlergrösse bietet. Briefe Ankers bezeugen, wie bedeutungsvoll ihm

das bescheidene Atelier war: «Ich male, wie der Vogel singt. Male mein Brot heraus. So habe ich alles, was ich wünsche, und wenn die Göttin Fama mich besuchen will, so soll sie sehen, wo Ins liegt.» Er schreibt das mit 23 Jahren. Nachdem Anker als Siebzigjähriger einen Hirnschlag erlitten hatte und dadurch sein rechter Arm gelähmt war, äusserte er sich auch häufiger zum Wesen des Todes. In einem seiner Briefe freut er sich, bis er im Himmel auf Raffael stossen wird, und er – der reife Künstler – bei Raffael Malstunden nehmen darf.

Der Film wird durch den Pianisten Oliver Schnyder untermalt – unter anderem auch am Klavier des Anker-Hauses –, während die Kunsthistorikerinnen Nina Zimmer und Isabelle Messerli die Malkunst in die damalige Zeit und den Ort einordnen.

Dieser bewegende und vieldeutige Film, der von ungewohnter Seite her an Ankers künstlerisches Werk geht, bringt einem das Werk Ankers auch von seiner Werkstatt her nahe. Man spürt die universelle Ausstrahlung von Ankers Gemälden! Und wie mit diesem Film, ist es mit Ankers Werken: Man muss sie sehen und spüren. Es lohnt sich.

Klassik

Reverenz an einen Unterschätzten

Manuel Brug

Donizetti: Signor Gaetano.
Mit Javier Camarena, Orchestra Gli Originali,
Riccardo Frizza. Pentatone

Verdi? Na klar, immer. Rossini? Doch, kommt stetig öfter vor. Aber eine ganze CD mit Tenorarien von Gaetano Donizetti? Das ist eine ausgesprochene Seltenheit. Doch der Mexikaner Javier Camarena, längst ein Weltstar, aber vokal erwachsen geworden seit 2008 am Opernhaus Zürich, hat solches nun möglich gemacht. Er bereitet mit der ehrfurchtvollen Reverenz an «Signor Gaetano», dem immer noch unterschätzten Opernvielschreiber (über siebzig Werke in nur 25 Jahren, bis ihn die Syphilis endgültig niederstreckte), «ein Geschenk an uns Tenöre», in neun sehr unterschiedlichen Arien.

Der 46-jährige Camarena ist inzwischen vom Zürichsee nach Málaga umgezogen, kehrt aber Ende der Spielzeit für Bizets «Perlenfischer» an sein altes Stammhaus zurück. Mit dieser CD möchte er aufzeigen, wie sehr in dieser Phase der Opernhistorie – vom späten Rossini bis zum frühen Verdi – gerade Donizetti die Gattung mit- und neu formte, wie sich seine Charaktere von jugendlichen Naivlingen über trauervolle Jünglinge bis hin zu schicksalszerrissenen Machos entwickelten.

Auch Javier Camarenas eigene Stimme zeugt, erfahrener und reifer geworden, von dieser Entwicklung.

Da ist immer noch die charmante, honiggoldene Süsse des *tenore di grazia*, der sich mit schlanker Höhe und langer Legatolinie durch die untröstliche Arie von der «heimlichen Träne» des Nemorino schmeichelt – sie ist nach wie vor Donizettis berühmtester Tenorhit. Aber Camarenas Arbeitsorgan hat inzwischen längst an Fülle und Kraft, auch Attacke gewonnen, ohne die Schmiegsamkeit des vollendeten Registerausgleichs oder die stupende Musikalität zu verlieren. Besonders deutlich zu erleben ist das in den drei dramatischen Ausschnitten

*Mit dem Klischee vom sorglos
schnellen Vielschreiber wird man
Gaetano Donizetti nicht gerecht.*

aus der düsteren Dogenoper «Marino Faliero» (1835), in dem Gesichtsspektakel «Caterina Cornaro» (1844) um die einzige (venezianische) Königin von Zypern oder in dem blutrünstigen Rachegetmelz «Maria de Rudenz» (1838). Verlässliche kreative Instrumentalbegleiter sind Camarena auch hier Riccardo Frizza, Musikchef des Donizetti-Festivals Bergamo, wo Camarena regelmässig auftritt, und die historisch informierte Formation Gli Originali.

Sorglos italo-schön

Viele der vorgestellten Donizetti-Arien haben zudem ausgesprochenen Raritätswert: von der verjuxt-jodeligen Farce «Betly» und dem Jugendwerk «Il giovedì grasso» – was den Faschingsdienstag meint – bis zu melodramatisch dunklen Schwergewichten wie «Rosmonda d'Inghilterra». Im Hörvergleich ist zu erleben, wie präzise der Komponist hier Charakterbilder entwirft, die zum Teil die überkommene Abfolge der traditionellen Belcanto-Manier aus langsamer Cavatine und kontrastiv temperamentvoller, höhenstarker Cabaletta bereits sprengt und hinter sich lässt.

Mit dem Klischee vom sorglos schnellen, sich gern bei sich selbst bedienenden Vielschreiber wird man Gaetano Donizetti nicht gerecht. Auch wenn er – schlecht bezahlt und von strikten Arbeitsverträgen geknebelt – Werk um Werk liefern musste, verwandelte er doch sehr oft den Zwang in Kreativität. Wo selbst die Zweitverwertung noch einen interessanten Ansatz hat. Um sich dann doch wieder in der sorglos italo-schönen, von einer Trompete begleiteten Arie des Ernesto aus «Don Pasquale» einfach nur in vokalem Wohlgefallen aufzulösen. Diesen Spagat vollzieht Javier Camarena formvollendet nach. Und so ist seine unbedingt hörensweite Donizetti-Hommage auch ein edles Tenorgeschenk an den Komponisten.



Film

Zwei komische Babyklauer

Wolfram Knorr

Broker (Südkorea 2022): Von Hirokazu Koreeda. Mit Song Kang-ho, Bae Doona, Gang Dong-won

Die letzte Bastion sozialer Sicherheit, die Familie, liegt in Trümmern. So-young, eine junge Mutter, legt in regnerischer Nacht ihr Baby vor der Kinderkrippe einer Kirchengemeinde ab und macht sich davon. Unbeobachtet bleibt das nicht. Zwei Polizistinnen sehen aus ihrem Auto zu. Ihr Interesse gilt weniger der jungen Mutter als zwei Männern, die aus der Krippe ebenfalls das Geschehen beäugen, rauskommen und das Kind aufgreifen. Sang-hyeon und Dong-soo arbeiten in der Kinderkrippe (der eine als falscher Priester), aber nur, um einige der Kleinen illegal an zahlungskräftige Paare zu verkaufen, die sich dem Adoptionsprozedere nicht aussetzen wollen. Die Polizistinnen sind schon lange hinter den Babyhändlern her, konnten sie aber noch nie auf frischer Tat ertappen.

Familie erschafft man

Am folgenden Tag kommt die Mutter in die Krippe und will ihr Kind zurück. Aber da könnte ja jede kommen. So-young, die als Prostituierte arbeitet, will trotzdem zur Polizei, worauf die Gauner sie in ihr «Geschäft» einweihen, um nicht aufzufliegen. Und so beginnt eine Schlawiner-Odyssee der kuriosen Art durch südkoreanische Städte. Denn die beiden Männer sind im Grunde kleine Filous, die aus prekären Lagen, in die sie geraten waren, ins Geschäft geschlittert sind, und So-young war Opfer einer Vergewaltigung, wurde arbeitslos und geriet in die Prostitution. Aus dem Trio, das sich später durch einen Bengel aus einem Waisenhaus (plus Baby) zum Quartett vermehrt, wird eine «Familie», immer gefährdet durch die Polizistinnen, die ihr hartnäckig an den Fersen kleben.

«Broker» von Hirokazu Koreeda ist nach seinem Frankreich-Ausflug («La Vérité», 2019) seine zweite Arbeit ausserhalb Japans. Und bei

Die beiden Schwindler sind skurrile Randfiguren, die nie richtig erwachsen wurden.

den südkoreanischen Hallodris geht's um die Frage, die Koreeda in all seinen Filmen umtreibt: Was macht eine Familie aus? Ist es nur Verwandtschaft? Die unterliegt überall einem schleichenden Zerfallsprozess. In «Umimachi Diary» (2015) versuchen drei Schwestern, die bei ihrer Grossmutter leben, ihre einsame dreizehnjährige Stiefschwester aufzunehmen;



Clowneske Truppe: selbsternannte Familie in «Broker».

in «Like Father, Like Son» (2013) erfährt eine Mutter erst nach Jahren, dass ihr Sohn nicht ihr leiblicher ist; in «La Vérité» erliegen Mutter und Tochter (Catherine Deneuve und Juliette Binoche) einer Familienillusion; und in Koreedas Meisterwerk «Shoplifters» (2018), für das er in Cannes die Goldene Palme erhielt, findet auf engstem Raum und aus materieller Not heraus eine «Familie» zusammen, deren Bindung aus kleinkrimineller Sympathie besteht. Als die Polizei sie verhört, wird nach der Bindung gefragt: «Familie ist nicht etwas, in das man hineingeboren wird. Es ist etwas, das man jeden Tag erst durch sein Handeln erschafft.»

Fast wie Improvisationen

«Broker» ist gewissermassen Koreedas Version von Fellinis «Il bidone» (1955), jenem frühen Gaunerstück mit falschen Priestern, die den Ärmsten mit Glaubensgeschwafel das letzte Geld aus der Tasche ziehen oder versprechen, ihnen zu Wohnungen zu verhelfen, die nie gebaut werden. Schweisste bei Fellini die Elendszockerei der Nachkriegsjahre die kleinen Ganoven emotional zusammen, ist es bei Koreeda das Wohlstandsgeschacher mit einem windigen Adoptionsgeschäft.

Seine Schwindler sind die skurrilen Randfiguren Dong-soo und Co., die nie richtig erwachsen wurden, aber auch nie wirklich böse sind. Die Welt, in der sie leben, ist erbärmlich, grausam, gnadenlos; mit ihrer Vorstellung von «Familie» versuchen sie sich davor zu schützen. Dabei läuft natürlich einiges aus dem Ruder; selbst die Polizistinnen, die die clowneske

Truppe bei ihren Irrfahrten nie aus den Augen lassen, fragen sich, ob man die Spinner nicht einfach ziehen lassen sollte. Auch sie machen sich bei ihren öden Observationen Gedanken über Herkunft und Zugehörigkeit.

«Broker» ist eine höchst unterhaltsame Tragikomödie voll humanem, bizarrem Witz. Einmal haben die Babyklauer ein Kundenpaar gefunden. Am Treffpunkt begutachtet das Paar das sauber in Tücher gewickelte Kind sorgfältig, bis die Frau empört kritisiert: «Das hat ja ganz helle Augenbrauen! Und die Augen! Das ist ja hässlich! So sah es auf dem Foto nicht aus!» Mutter So-young, die eigentlich mit dem «Geschäft» einverstanden wäre, fährt entrüstet dazwischen: «He! Wie reden Sie über mein Kind!» Mit dem Furor eines Kobolds jagt sie die Käufer in die Flucht.

Die Pointe liefern die Polizistinnen, die beim Verkauf, bei der Übergabe des Babys, gerne zugeschlagen hätten und nun unverrichteter Dinge wieder in ihre Autositze zurückfallen: «Was ist denn das für eine Familie?»

Hirokazu Koreeda, der (zum Wahnsinn seiner Mitarbeiter) gerne am Set noch Änderungen an den Dialogen vornimmt, will «Gespieltes» panisch vermeiden. Alles soll spontan, wie «aus dem Leben gegriffen» ablaufen, «echt» um jeden Preis sein.

Und seine Filme, es sind inzwischen mehr als ein Dutzend, wirken in der Tat fast wie Improvisationen. Die Schauspieler, alle südkoreanische Grössen, legen sich als Ensemble so richtig ins Geschirr, damit ihre Roadmovie-Groteske leichtfüssig davonzieht.



Comics

Rätselhafte Titelschönheit

Thomas Bodmer

Katz & Goldt: Väter im Türspalt. Comics.
Edition Moderne. 88 S., Fr. 31.90

Seit 2001 wird der Jacob-Grimm-Preis verliehen an Menschen, die sich «in besonderem Masse um die Anerkennung, Weiterentwicklung und Pflege des Deutschen als Kultursprache» verdient gemacht haben. Noch in den sechziger Jahren wurden in Deutschland Comics als Inbegriff von Schundliteratur bekämpft. Doch Jacob-Grimm-Preisträger 2022 war Max Goldt. Und der macht seit 1997 mit dem Zeichner Stephan Katz zusammen Comics. Es gibt also durchaus noch kulturelle Fortschritte.

Unlängst ist bei der Zürcher Edition Moderne der 16. gemeinsame Comicband erschienen, «Väter im Türspalt». Offenbar war Katz von dem Titel nicht angetan, weshalb Goldt seinen ehemaligen Verleger Alexander Fest um dessen Meinung bat. Der antwortete mit einer auf der Rückseite des Buchs gedruckten Botschaft: «Es ist ein Titel, wie er unter allen mir bekannten Schriftstellern nur von Ihnen kommen kann, und schon das spricht für ihn, und er bleibt als Formulierung ausserdem leicht rätselhaft. [...] Und das Rätselhafte ist nicht selten Titelschönheit.» Unterzeichnet hat er als «Buchtitelbeurteilungsexperte». Recht

hat er. Denn wer hat sich schon so schöne Titel ausgedacht wie Max Goldt mit «Mein äusserst schwer erziehbarer schwuler Schwager aus der Schweiz» (1984, sein erstes Buch) bis «Geniess deinen Starrsinn an der Biegung des Flusses» (Hörbuch, 2021)?

Einmal mehr zeichnen sich in «Väter im Türspalt» Goldts Szenarien dadurch aus, dass sich die Erlesenheit der Themen wie zum Beispiel «Tiermissbrauch à l'australienne» aufs Innigste verbindet mit seiner stupenden Fähigkeit, genau hinzuhören. Aber vielleicht ist der Comic «Der situative Einzeleser» ja auch insofern autobiografisch, als dessen Autor vom ersten Walkman bis zum Smartphone zwar alles besessen, die Geräte aber so selten benutzt hat, dass er immer noch «100 Prozent Gehör» hat und deshalb immer mitbekommt, was am Nebentisch über ihn getuschelt wird.

Schwindelerregend

Doch vergessen wir angesichts der goldtschen Meriten auch die katzschen nicht. Der 1970 geborene Zeichner hat im Lauf der Jahre eine immer grössere formale Vielfalt entwickelt, ja hier finden sich Blätter, die nicht auf Anhieb als Katz-Werke erkennbar sind. Und wo (ausser bei Nikolaus Heidelberg) gibt es das schon, dass bereits das Vorsatzpapier von Interesse ist? Im vorliegenden Fall handelt es sich um eine Farbtabelle, deren Bezeichnungen von «Japanisches Paniermehl» über «Samtmilbe» bis «Ein zarter Morgen ohne Alfons» reichen, und überall ist angegeben, auf welcher Seite man wo die betreffende Farbe findet: «Frozen» also in «Frisur Strichjungentochter 1».

Angesichts der schwindelerregenden Themenvielfalt sucht man Halt und findet ihn immerhin bei gewissen wiederkehrenden Motiven: So kommen sowohl in «Vater im Türspalt – Penisg'schichterln aus dem Hotel Tochter» als auch in «Die zweite Welle» «feministische Umschnallgenitalien» vor, im ersten Fall begehrt von der Tochter, im zweiten getragen von Björk, die leider nie mit David Bowie im Duett «Total Eclipse of the Heart» gecouvert hat. Alles klar?



Kulturfortschritt: Redewendung im Wandel.

Jazz

Der wahre Hammer

Peter Rüedi

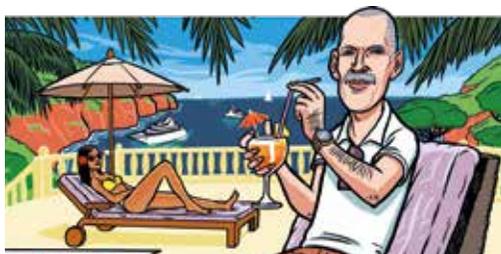
Elvin Jones: Revival. Live at Pookie's Pub.
Blue Note B003576002 (2 CDs)

Nicht jede Ausgrabung, die uns zurzeit im Jazz präsentiert wird, ist eine Sensation. Die, welche das Label Blue Note, selbst ein Stück jazzhistorisches Weltkulturerbe, kürzlich veröffentlicht hat, allerdings schon. Sie enthält auf zwei CDs Live-Mitschnitte aus einem obskuren kurzlebigen New Yorker Klub namens «Pookie's Pub», wo der Drummer Elvin Jones (1927–2004) 1967 während Monaten auftrat, zuweilen vor kaum mehr als zehn Zuhörern. Die Musik, die ein Amateur zwischen dem 28. und dem 30. Juli aufgenommen hat, hören wir mustergültig restauriert. Selbst das verstimmte Aufrecht-Klavierspieler kann die leuchtenden musikalischen Erfindungen des zu Unrecht ganz vergessenen Pianisten Billy Greene nicht beschädigen. Die Sensation ist freilich das ganze Quartett mit, neben Greene, dem Bassisten Wilbur Ware, dem Tenoristen und Flötisten Joe Farrell und dem Leader, Drummer Elvin Jones.

Der hatte rund ein Jahr zuvor das epochale «klassische» Quartett von John Coltrane verlassen, dessen beispielloses perkussives Kraftwerk er war. Elvins Aufnahmen mit dem Quartett in Pookies Spelunke, sonst nirgendwo dokumentiert, sind sozusagen das Missing Link zwischen seiner Arbeit mit Coltrane und den Alben, die er ab 1968 unter eigenem Namen für Blue Note einspielte. Die Musik ist von einer Dichte und energetischen Hochspannung, die der von Coltranes Quartett kaum nachsteht. Farrell steht zwar wie alle Tenorsaxofonisten dieser Epoche im Bann von Coltrane, ist aber kein Epigone des Zeitgeists. Jones, ein Charismatiker nicht nur seines Instruments, ist als Drummer eine Art Paradox. Einerseits ein nicht auszurechnendes vulkanisches Naturereignis mit Interventionen wie Bergstürzen oder Sturmfluten, verwundert er andererseits durch seine künstlerische Intelligenz und Sensibilität für dynamische Nuancen. Höchste Intensität bei grösster Entspanntheit, mit einem Swing immer eine Nuance hinter dem Beat.

Die acht Stücke, eine Mischung von originalen, feingezirkelten Balladen (Farrell an der Flöte) und Klassikern des modernen Jazz (hinreissend das Finale mit Sonny Rollins' «Oleo»), sind insgesamt eine Art Manifest des unbedingten Jazz in Zeiten der aufkommenden Fusionen und abgehobenen Avantgardismen. «The Real McCoy», wie ein Album von Elvins Partner McCoy Tyner heisst, an dem er selbst beteiligt war. Der wahre Hammer.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Polyamourösen

Mark van Huisseling

Lassen Sie mich die erste Spalte des neuen Jahres mit einem kleinen Popkultur-Quiz eröffnen: «Das Einzige, was zählt im Leben, ist Sex. Ob ich bisexuell sei? Hahaha, das ist lustig. Sie fragen, wie wenn's was Aussergewöhnliches wäre. Kennen Sie einen Mann meines Alters, irgendeinen Mann unter dreissig, der noch nie mit einem Jungen geschlafen hat? Nein, Sie kennen keinen. Weil es keinen gibt.» Wer hat's gesagt? Und wann? Antworten: Egon Fürstenberg, und das Jahr war 1973.

Eduard Egon Peter Paul Giovanni Prinz von und zu Fürstenberg war ein Schweizer Modedesigner. Vor fünfzig Jahren war er verheiratet mit Diane von Fürstenberg, der Modedesignerin und späteren Ehefrau des Kabel-TV-Milliardärs Barry Diller; er kam 1946 in Lausanne zur Welt – sein Vater war Tassilo von Fürstenberg, ein österreichisch-ungarischer ehemaliger Adliger, seine Mutter, Clara Jeanne Agnelli, die Schwester des Fiat-Besitzers Gianni Agnelli, war reich. Egon starb 2004, mit 57, in Rom. Davor aber, kann man schreiben, hatte er gelebt, in den 1970er Jahren etwa in Manhattan, wo er und Diane sowohl zur feinen Gesellschaft als auch zu den Stammgästen des Studios 54 gehörten und mit ihrer Ehe beziehungsweise europäischen Lebensart die vornehmen Leute auf- sowie erregten (Quelle: *New York Magazine*). Die Todesursache, nebenbei erwähnt, ist unbekannt, in Nachrufen steht bloss, er sei «über-raschend» verstorben.

Der wohl spannendste Schweizer Modedesigner, Pardon: «Prinz der Haute Couture», war nicht der Einzige mit diesem Verhalten/Lebensentwurf, logisch, *it takes two to tango*, oder, besser, mehr, viel mehr. Die bei-

den grössten Stars der Zeit, Mick Jagger und David Bowie, waren vergleichbar unterwegs, angeblich auch miteinander. Einen Schlüssel- lochblick in die (nicht so) geheime Welt der polyamourösen 1970er Jahre ermöglicht Jann Wenners Biografie «Sticky Fingers» von Joe Hagan, Leserinnen und Leser erfahren darin unter vielem anderen, dass der Gründer des *Rolling Stone*-Magazins eine Affäre hatte mit Art Garfunkel, der einen Hälfte des Duos Simon and Garfunkel – und zwar zur selben Zeit, als die andere Hälfte, Paul Simon, mit Jane Wenner schlief, Jann Wenners Ehefrau und, später, Mutter seines Sohns.

Jetzt in die Gegenwart, oder wen dürfte man im Jahr 2023 noch fragen: «Sind Sie bisexuell?», in einem Interview für eine Zeitschrift? Mir fällt niemand ein. Und das nicht bloss, weil jede Kleinstberühmtheit, jeder Influencer et cetera, einen Public-Relations-Berater hat, der das Treffen sofort beenden würde. Sondern auch, weil polyamouröse Entwürfe heute für die meisten Männer und Frauen unter dreissig weit weg von ihrer Lebenswirklichkeit sind, wie man aus Untersuchungen weiss (die «Diversen» zeigen sich daran ebenso wenig interessiert, falls Befragungen ehrliche Antworten hervorbringen). Die Bedeutung, die früher Mitmenschen und besonders deren Unterleibern zuteilwurde, nehmen jetzt Smartphones ein – wer braucht noch Sex, wenn er eine App hat?

Und was ist darauf zu entgegnen, wenn als Gegenbeweis zahlreiche TV-Serien, in denen die handelnden Personen unter dreissig sowie

*Wen dürfte man
im Jahr 2023 noch fragen:
«Sind Sie bisexuell?»*

sexuell kreuz und quer aktiv sind, herbeigeht werden? Erstens: Drum ist's ein Film (weil's nicht der Realität entspricht). Zweitens: Streaming ist der zweitgrösste Zeitfresser, gleich nach den sogenannten sozialen Netzwerken. Oder – bitte entschuldigen Sie die Wiederholung – wer braucht noch Sex, wenn er Netflix hat? Ihnen sei zudem die Work-Life-Balance, ein ausgewogenes Verhältnis zwischen den beruflichen Anforderungen und den Bedürfnissen des privaten Lebens, wichtig, sagen Mitglieder der Gen Z über sich. Worauf man als Aussenstehender darüber nachdenkt, was

genau die zwischen 1990 und 2000 Geborenen unter Leben respektive privaten Bedürfnissen verstehen.

Es gibt den Ausdruck «Gnade der späten Geburt». In diesem Zusammenhang trifft er nicht zu. «Wir dachten, wir hätten den Sex erfunden», sagte Egon Fürstenberg, «wir waren die Generation zwischen der Pille und Aids.» Sex sei bloss eine Form des Ausdrucks gewesen. Ich wünsche meinen Leserinnen und Lesern ein Jahr voll von beflügelten Ein- und Ausdrücken.



UNTEN DURCH Richtige Wurst zur richtigen Zeit Linus Reichlin

Ich möchte das neue Jahr mit einigen scharfsinnigen Bemerkungen zum Thema «Chlöpfer» eröffnen. Meinen minderjährigen Lesern muss ich vielleicht zuerst erklären, was ein Chlöpfer ist: nämlich eine sogenannte Schützenwurst. In manchen Gebieten wird sie auch «Stumpen» genannt, und ein Stumpen – auch das werden viele Junge nicht mehr wissen – ist eine billige Zigarre. Die Bauern hatten früher noch nicht so viel Fantasie, und wenn sie am Schützenfest eine dicke, gerade Wurst sahen, erinnerte sie das an einen dünnen, geraden Stumpen. Die Bezeichnung «Chlöpfer» wiederum entstand, weil die Bauern den Knall der Schüsse beim Schützenfest mit der Wurst in Verbindung brachten, die sie nach dem Schiessen assen. So, und jetzt kommen wir zum Punkt: Warum gibt es heutzutage überall Cervelats zu kaufen, aber kaum noch Chlöpfer? Warum ist der Cervelat die Schweizer Nationalwurst geworden, während der Chlöpfer das Schicksal der alten Helvetier erleidet, die vor wirklich sehr vielen Jahren immer weniger wurden und schliesslich ganz verschwanden?

In meiner Jugend, also vor ebenfalls wirklich sehr vielen Jahren, gab es noch sogenannte Metzgereien. Die Metzger waren Männer mit sehr hohem Blutdruck, alle hatten rote Wangen und trugen als Frisur den sogenannten Coupe Hardy. Wenn man reinkam, wetzten sie das Messer und überliessen den Kundenkontakt ihrer meistens etwas übergewichtigen Frau, die eine vertikal gestreifte Schürze trug, die sie direkt unter dem Busen zusammengebunden hatte. Es ist nicht übertrieben, zu sagen, dass der Metzger und seine Frau selber fleischig aussahen, das war gut fürs Geschäft, denn die Kunden sahen dann gleich, dass hier gute Würste gemacht werden.

Damals wurden noch fast so viele Chlöpfer wie Cervelats hergestellt, weil es noch nicht so viele Pfadfinder und Jungwachtler gab. Der Chlöpfer ist ja eher eine stationäre Wurst, konzipiert, um sie an einem Schützenfest oder in der Bauernstube auf dem Teller in Scheiben zu schneiden, nachdem man sie aus der nicht essbaren Haut geschält hat. Und solange die meisten Schweizer Kinder noch Bauernkinder waren, die in den Schulferien beim Heuen helfen mussten, war eine stationäre Wurst, die man kalt isst, genau das Richtige. Aber bald gab es immer mehr städtische Kinder, die in ihrer Freizeit als Pfadfinder oder, wenn sie papstreu waren, als katholische Jungwachtler in den Naherholungswäldern an paramilitärischen Übungen teilnahmen. Diese Kinder waren als Verpflegung auf eine mobile Wurst angewiesen, die man über einem Lagerfeuer braten und mitsamt der Haut essen konnte. Einen Chlöpfer konnte man nicht über dem Feuer braten, dazu war er zu schwer, zu gross, und die Haut war giftig. Ausserdem war das Braten des leichten, kleineren Cervelats am offenen Feuer ein Gemeinschaftserlebnis, während man einen Chlöpfer im Prinzip immer allein ass.

Aber das ist noch nicht alles. Diese Kinder, die jetzt in Pfadi und Jungwacht jeden Samstag die Wälder durchstreiften, hatten, anders als die Bauernkinder, auch neumodische Geschmacksrichtungen kennengelernt, zum Beispiel Paprika-Chips von Zweifel. Sie waren sich eine amerikanischere, salzigere Nahrung gewohnt: Da konnte der Chlöpfer nicht mithalten. Der würzigere Cervelat entsprach mehr dem Geschmack der neuen Zeit, und zwar auch optisch, da er leicht gekrümmt ist. Aus Gründen, die ich bisher noch nicht genügend erforscht habe, empfanden die Leute früher konische, gerade Würste

als richtige Würste. Doch ab den siebziger Jahren empfanden immer mehr Leute gerade Würste als «künstlich», und sie begannen, krumme Würste als «hausgemacht» und als lecker zu empfinden. Mit anderen Worten: Der Cervelat hat – egal, ob mit oder ohne Absicht – alles richtig gemacht. Er war einfach die richtige Wurst zur richtigen Zeit. Wie ich!



FRAUEN Patti Hansen, Retterin Julie Burchill

Models werden in der Regel entdeckt, wenn sie frisch ins Teenageralter gekommen sind: Dann sind sie so unwirklich schlank, wie es den meist schwulen Designern am besten gefällt. Naomi Campbell und Kate Moss fielen beide mit vierzehn irgendwelchen Scouts auf, ebenso Patti Hansen, das Mädchen aus Staten Island, das zu einem der Supermodels der siebziger Jahre wurde. Sie heiratete einen Rolling Stone, und im Gegensatz zu vielen Models, die Popstars heirateten, verschwand sie nicht einfach in seinem Schatten oder wurde durch eine Jüngere ersetzt, und dies, obschon Keith Richards einst als «Eldorado für Groupies» bezeichnet wurde. Am 18. Dezember hat Patti Hansen noch einmal ihr Hochzeitskleid angezogen und mit ihrem Mann das Foto von 1983 nachgestellt.

Das war an seinem vierzigsten Geburtstag, Patti war da 27. Heute ist sie 66 und sieht womöglich noch toller aus als damals. «Glückwunsch zum Hochzeitstag, Patricia. In Liebe, Keith», lautete seine Botschaft auf Instagram, und sie macht deutlich, wie würdig der ehemalige Wüstling gealtert ist – und wie klug es von ihm war, eine Frau zu heiraten, dank der er, der jahrzehntelang zuoberst auf der Liste bald toter Promis stand, zum Grand Old Man des Rock'n'Roll geworden ist.

Der Mitkomponist von «Sympathy for the Devil» verliebte sich in die Schwester eines Lutheraner Predigers, ein Mädchen, das in die Bibelstunde ging und nicht duldete, dass zu Hause geflucht wurde. Schon als Teenager hob sie sich ab von den Siebziger-Jahre-Models, die gern toxischen Männern oder Drogen zum Opfer fielen. In Michael Gross' glänzendem Buch «Model – The Ugly Business of Beautiful Women» erinnert sich die Modelagentin Kay Mitchell an ihre Begegnung mit der Sechzehnjährigen: «Sie war sehr schüchtern, man konnte sie kaum zum Reden bringen [...] gleichzeitig war sie furchtlos, und das hat ihr ermöglicht, voranzukommen [...] einmal hat ein Fotograf sie angemacht, und den hat sie mit einem Schulterwurf auf den Boden geschmettert, dass er liegen blieb.» Ein Fotograf erzählte Gross: «Sie konnte eine Flasche Jack Daniel's trinken, ohne dass man ihr etwas angemerkt hätte [...] Sie konnte Drogen wegstecken, ohne die Kontrolle zu verlieren. Nie hat sie einen Termin verpasst.»

Nach den Kokainorgien der siebziger Jahre lernte sie Richards kennen, und beide waren bereit für etwas Besseres. «Er kam in ihr Energiefeld statt sie in seines: Sie hat ihn aufgebaut», sagt ihre Freundin, das Model Shaun Casey. «Sie hat einen der grossen Rockstars unserer Zeit gerettet, sie war die Güte in Person», fügt Kay Mitchell hinzu. Das war Richards bewusst: «Sie ist ein wunderbares Mädchen. Diese bitch lasse ich nicht mehr los», erklärte er in seiner Hochzeitsrede. In unserem Zeitalter toxischer Paare und windelweicher #BeKind-Frauen hat es schon etwas Spezielles, dass dieser aussergewöhnliche Mann von einer aussergewöhnlichen Frau gerettet wurde, die sich dafür kein bisschen aufopfern musste, sondern sich dabei bestens amüsiert hat.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL Zürich

Freier: Hallo Süsse, wie ist dein Preis?

Strassennutte: Der Kollege neben mir ist an der Reihe.

Quotenstricher: Einmal Blasen kostet fünfzig Franken.

Freier: Ich bin doch nicht schwul!

Quotenstricher: Gleicher Lohn für gleiche Arbeit!

Freier: Bist du krank?

Quotenstricher: Hier ist wieder einer, der mich aufgrund meines Geschlechts diskriminiert!

Sittenpolizistin: Sie sind also nicht bereit, für den Blowjob dieses Herrn gleich viel zu bezahlen wie für den Blowjob dieser Dame?

Freier: Ich will von diesem «Herrn» gar keinen Blowjob haben!

Sittenpolizistin: Dann muss ich Sie verzeihen wegen Verletzung der Antirassismus-Strafnorm. Wenn Sie sich von ihm einen hätten blasen lassen und dann weniger bezahlt hätten als der Nutte, wäre das bloss diskriminierend gewesen. Aber wenn Sie sich von ihm gar keinen blasen lassen wollen, ist es rassistisch.

Quotenstricher: Denkst du etwa, ich sei schwul? Ich bin afghanischer Flüchtling, und wenn ich ein Jahr lang für das Amt für Genderngerechtigkeit auf den Strich gehe, profitiere ich von der erleichterten Einbürgerung und kann nachher Sozialhilfe für arbeitslose Sexarbeiter beziehen.

Sittenpolizistin: Wollen Sie nun den Blowjob oder die Anzeige?

Strassennutte: Seit auf dem Strassenstrich Genderngerechtigkeit herrscht, hatte ich noch genau einen Kunden, und dann kam dieser Quotenstricher an die Reihe. Aber kein Freier will sich von ihm einen blasen lassen. Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, lassen Sie sich von ihm einen blasen und wählen dann nie mehr Rot-Grün! Ich übernehme die fünfzig Franken.

Sittenpolizistin: Bitte fahren Sie Ihren Wagen in die Verrichtungsbox ganz links.

Freier: Wenigstens bin ich betrunken.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Der Zeit voraus

Rudolf Steiners geistiges Zentrum ist eines der spektakulärsten Gebäude der Schweiz und hat eine abenteuerliche Geschichte.



Einfach anders: Goetheanum in Dornach.

Die Brandursache ist bis heute unklar. Vor genau hundert Jahren, in der Silvesternacht 1922, ging das Goetheanum in Flammen auf. Man vermutete Brandstiftung, den Feuer-teufel fand man aber nie. «Sein <Steinereanum> in der Schweiz haben sie ihm in Brand gesteckt, eine Tat, die durchaus widerwärtig ist. Es soll ein edler, kuppelgekrönter Bau gewesen sein, der wirkte wie aus Stein. Er war aber aus Holz und Gips, wie die ganze Lehre», stichelte Kurt Tucholsky von Paris aus in Richtung Dornach, wo der geistige Vater des Goetheanums, Rudolf Steiner, sein Hauptquartier 1920 eröffnet hatte. Das neue Goetheanum, das Steiner zuerst im Massstab 1:100 aus einer rotbraunen Masse modellierte, war dann aber aus feuerfestem Beton. Es steht bis heute noch – und ist eines der spektakulärsten Gebäude weit und breit geblieben. Wer einmal vor Ort war, glaubt kaum, was er da sieht; das Goetheanum ist einfach anders. Es schaut aus, als hätten J. R. R. Tolkien und Le Corbusier zusammen ein Haus gebaut.

Ursprünglich wollte Anthroposoph Steiner seine Zentrale in München errichten. Da der Österreicher dort keine Bewilligung erhielt, liess er sich mit seiner Anhängerschaft in Dornach

nieder. Der Kanton Solothurn kannte damals – die Grundsteinlegung erfolgte 1913 – noch kein Baugesetz. Der genaue Ort, an dem das alte Goetheanum stand sowie das neue tempelhaft steht, hat es in sich: Hier, auf dem «Bluthügel», löste sich die Schweiz 1499 während des Schwabenerkrieges in der Schlacht bei Dornach vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation.

Mit dem Neubau nach dem Brand gelang Goethe-Verehrer Steiner über vierhundert Jahre später ebenfalls ein Coup. Er verwirrte die Fachwelt, die sich seither nicht sicher ist, ob es sich um einen visionären Wurf oder um ein architektonisches Umding handelt. Die Bezeichnungen reichen von «festungsartigem Betonbau» bis «eine der einzigartigsten architekturplastischen Erfindungen». Steiners bauliche Ideen stehen für die organische Architektur, die den Einklang zwischen Gebäude und Landschaft sucht. Die grossflächige Verwendung von Sichtbeton war eine Innovation, daneben finden sich expressionistische Einflüsse und Elemente des zeitgeistigen Jugendstils. Mit der brutalistischen Ästhetik war Steiner seiner Zeit wiederum voraus. Le Corbusier zeigte sich bei einem Besuch in Dornach jedenfalls beeindruckt.

Vreni Schneider

Sie ist eine der ganz Grossen des Sports. Heute gibt die Elmer Olympiasiegerin Skischule, schaut noch jedes Weltcuprennen – und sie beruhigt: Der Schnee komme schon noch.

Weltwoche: Frau Schneider, wie geht es Ihnen?

Vreni Schneider: Danke der Nachfrage, so weit sehr gut. Ausser dass ich im Moment stark erkältet bin, aber das geht ja vielen so im Winter.

Weltwoche: Und Ihrer Familie?

Schneider: Auch sehr gut. Man muss immer dankbar sein, dass man gesund und glücklich ist. Mein Ehemann Marcel, mit dem ich nun 23 Jahre verheiratet bin, ist in der Skischule aktiv und immer noch Akkordmaurer von Beruf. Florian wird bald neunzehn Jahre alt und ist im dritten Lehrjahr als Forstwart. Er fährt immer noch Skirennen. Flavio ist siebzehn Jahre alt und setzt voll auf seinen Beruf, er ist im zweiten Lehrjahr als Landmaschinenmechaniker.

Weltwoche: Wie stark verfolgen Sie die heutige Rennszene?

Schneider: Sehr stark: Wenn es geht, schaue ich jedes Weltcuprennen, wenn ich in der Ski-

schule arbeite, auf dem Handy. Auch jedes Interview schaue ich dann am Abend, es fasziniert mich immer noch. Mich interessiert der Mensch hinter den Idolen.

Weltwoche: Welches sind für Sie die drei grössten unter den aktuellen Skistars?

Schneider: Alle Schweizer sind Riesentalente, die ich natürlich verfolge und mit denen ich mitfiebere. Marco Odermatt sticht richtig heraus. Wendy Holdener, Michelle Gisin, Lara Gut-Behrami, Corinne Suter und viele mehr bewundere ich natürlich auch und drücke ihnen die Daumen.

Weltwoche: Welches sind die schönsten Momente in Ihrer Ski-Karriere?

Schneider: Der erste Weltcupsieg 1984 in Santa Caterina. Dann der erste Weltmeistertitel 1987 in Crans-Montana. Und dann natürlich der ganze Medaillensatz an Olympia 1994 in Lillehammer. Ich wollte mit einem grossen Sieg aufhören, musste für den dritten Gesamt-

weltcup 1995 in Bormio unbedingt gewinnen – und es gelang!

Weltwoche: Im Moment mangelt es an Schnee, wie gehen Sie als Skilehrerin damit um?

Schneider: Das ist schon schwierig für alle. Vor der Weihnacht war alles so schön weiss, dann kam die Wärme. Ich kann auf einem eingeschränkten Raum Skischule geben. Das ist meine Haupttätigkeit heute. Wir nehmen es so, wie es ist. Es gibt weit grössere und schlimmere Probleme und Sorgen auf dieser Welt. Der Schnee wird schon noch kommen.

Weltwoche: Wo haben Sie Ihre Medaillen aufbewahrt?

Schneider: Die sind alle in einer schönen Vitrine in unserem Wohnzimmer. Ein paar sind im Schneider-Sportgeschäft meiner Nichte und ihres Mannes in Elm. Die Leute haben immer noch viel Freude daran.

Weltwoche: Was braucht es, um im Sport erfolgreich zu sein?

Schneider: Viel! Erstens einmal Talent, dann Wille, Ehrgeiz und Hartnäckigkeit. Man muss stets weiterarbeiten, nie aufgeben. Und viel trainieren.

Weltwoche: Was war Ihr Erfolgsrezept?

Schneider: Ich wollte immer die Erfolge bestätigen und für das noch mehr arbeiten. Keine Eintagsfliege sein. Ich war immer dankbar für alles, was ich machen durfte. Die grosse Freude, sie war immer in mir. Und die Demut vor dem, was man gemacht hat. Nichts ist selbstverständlich!

Weltwoche: Haben Sie die Kerze noch, die Ihr Vater in einem Fach in der Wand aufbewahrte und jeweils rausnahm, wenn Sie ein Rennen fuhren?

Schneider: Ja, es gibt sie noch! Ich zünde sie heute nur noch kurz an, damit sie noch lange da ist. Immer an seinem Geburtstag und seinem Todestag.

Weltwoche: Zum Schluss haben Sie noch einen Wunsch offen ...

Schneider: Ganz klar: Dass meine Liebsten, Familie und Freunde gesund bleiben. Alles andere kann man regeln.

André Häfliger



«Es fasziniert mich immer noch»: Ski-Idol Schneider, 1989 und heute.

Die Glarnerin Vreni Schneider, Jahrgang 1964, begann ihre Ski-Karriere 1983. Sie ist dreifache Weltmeisterin und dreifache Olympiasiegerin. 1995 trat sie vom Spitzensport zurück. Sie ist verheiratet, betreibt in Elm eine Skischule, besitzt zwei Sportgeschäfte und hat zwei Kinder.



Ruhe der Küche

Restaurant Jägerhof, Brühlbleichstrasse 11, 9000 St. Gallen; Telefon 071 245 50 22; sonntags geschlossen; 17 Punkte, ein Stern.

In der Küche eines Restaurants zu sitzen, um gleich vor Ort zu essen, ist zum einen durchaus unterhaltsam, zum andern aber auch hochinteressant, um die Gesamtleistung eines Küchenchefs einzuschätzen. Natürlich sagt ein angerichteter Teller viel aus über einen Koch. Gleichzeitig ist es aber aufschlussreich, zu sehen, was auf dem Weg zum fertigen Gericht passiert.

Kürzlich nahm ich am Küchentisch von Agron Lleshi im «Jägerhof» in St. Gallen Platz: Das Restaurant ist Feinschmeckerlokal und Quartierbeiz zugleich, und die ausgeglichene Persönlichkeit des 37-jährigen Gastronomen Lleshi wirkt sich auf die Atmosphäre im Gastraum ebenso aus wie auf die Stimmung am



Herd. Zwei Lehrlinge stehen mit in der Küche, Agron Lleshi führt sie und seine beiden Köche mit angenehmer Ruhe durch den Mittagsservice für mehr als vierzig Gäste.

Während ich mit einer fleischigen, feinsüssen und leichtfruchtigen Kombination aus Gänseleberterrinen und -eis sowie Portweingelee, Quittensuppe und Gänsebrustfleisch starte, sind für einen grossen Tisch zehn Wiener Schnitzel zuzubereiten. Für diese Aufgabe braucht es kurz die volle Konzentration aller,

bevor es weitergeht mit einer gut balanciert scharfen, nicht zu cremigen Tom Kha Gai mit zartem Poulet, Pilzen und Koriander sowie einem wunderbaren Löffelgericht aus süss-saurer Zwiebelcreme, Kartoffelschaum, gebackenem Eigelb und schwarzem Trüffel.

Wie die Küche unaufgeregt diese Gerichte höchst unterschiedlicher Machart zubereitet, ist ein beeindruckendes Schauspiel und kann als Ausdruck höchster Führungsqualität gelesen werden. Mein Menü endet so gut, wie es begonnen hat: Auf etwas Sauerkraut liegen Tranchen von rosa gebratenem Entrecote vom Rind und eine grossartige Kalbshaxenpraline, zum Schluss gibt es eine angenehm leichte Kombination aus Joghurt, Zitrusfrüchten und weisser Schokolade. Und bis zum letzten Löffel schmeckt das ausgewogen und ausgezeichnet und passt insofern ziemlich gut zur Stimmung in dieser Küche.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Ohne Alkohol, aber fast ein Wein

Michael Broger: Broger ohne 2022. 0%. Michael Broger Weinbau, 8561 Ottoberg. Fr. 22.-. www.broger-weinbau.ch

«Wäre kein Alkohol im Wein», sagte mir Peter Bichsel vor Zeiten in einem Gespräch zu einer Weinkolumne, «gäb's auf der Welt keinen einzigen Weinkenner.»

Dem ist schwer zu widersprechen, nicht einmal in erster Linie wegen der Suchtproblematik, sondern vor allem deshalb, weil Alkohol (genauer: Ethanol, C₂H₆O) ein eminenter Geschmacksträger im vergorenen Traubensaft ist und unerlässlich, wenn es darum geht, diesem zu Dauer zu verhelfen. Allein, medizinisch betrachtet ist Alkohol ein Gift, und da sich Weinliebhaber auf die Mengen, die Mediziner für unbedenklich halten, nicht einmal bei Degustationen mit regelmässigem Ausspucken, geschweige denn bei geselligem Trinkgenuss beschränken, halten sich viele an die Regel eines *dry January*, eines alkoholfreien Januars. Sie geben ihrer Leber die Chance, die sie verdient, ist doch das für den Abbau von Alkohol wichtigste



Organ auch das gnädigste, will sagen regenerationsfähigste. Ein Monat Abstinenz bringt da schon objektiv was – einmal abgesehen von der Selbstprüfung, wie viel einem die ausmache.

Wie auch immer: Jedenfalls ist die erste Kolumne des Jahres der rechte Anlass, einen Wein ohne Alkohol vorzustellen. Am Projekt wird seit längerem gearbeitet, aus ganz pragmatischen Gründen: Eine Unvereinbarkeit von Leistungsdenken und Alkoholgenuss, rigorose Vorschriften im Strassenverkehr und das zunehmende Gesundheitsbewusstsein, auch Wandel des Lifestyle (Alkohol hat Kalorien!), befördern die Alkoholskepsis namentlich jüngerer Generationen. Dies veranlasst eine Minderheit von Weinmachern, über alkoholfreie Alternativen nachzudenken.

Methoden wie Vakuumverdampfung oder Umkehrosmose «ziehen zwar der Viper den Zahn», beschädigen aber gleichzeitig das komplexe Gleichgewicht zwischen Aromatik, Substanz, Säure: Der Alkohol ist ein grosser Harmonisator, und sein Fehlen bringt das ganze Getränk aus der Balance.

Auch der hellrote, etwas trübe «Broger ohne» des kreativen Winzers Michael Broger im Thurgau, in einem breit angelegten «Profipanel alkoholfrei» des Fachblatts *Vinum* unter dreissig Produkten auf dem 2. Platz gelandet («vermittelt Wein-Feeling»), ist nicht zu vergleichen mit dessen markanten und subtilen Blauburgundern vom Ottenberg. Aber er ist ein überzeugendes, weinähnliches, auf seine Art faszinierendes neues Getränk. Seine Grundlage sind früh geerntete Trauben (Garanoir und Pinot noir). Den Saft verfeinert Broger mit Kräutern und verschiedenen Gemüsen, was sich zu einem rotbeerigen, herben, sehr säurebetonten, auch attraktiv erdigen vollen Gesamteindruck summiert. Nicht nur zur Illumination des Januarlochs zu empfehlen, dazu aber besonders.

Alles neu

Gute Aussichten: Zum Jahresstart fahren wir den neuen elektrischen Smart Brabus, der 2023 auf die Strassen rollt.



Die Automarke Smart hat sich gewissermassen neu erfunden. Etwas grosszügig interpretiert, ist sie jetzt dort angekommen, wo ihr geistiger Vater, der geniale Nicolas Hayek (1928–2010), sie 1994 gesehen hat: Er wollte ursprünglich einen kleinen, elektrischen Zweisitzer für die Stadt bauen. Im Joint Venture des chinesischen Herstellers Geely mit dem europäischen Traditionskonzern Mercedes ist nun aus dieser Idee und im zweiten Anlauf ein zwar nicht mehr so kleines, aber immer noch kompaktes und durchaus unterhaltsames Elektroauto in der Grösse eines VW Golfs geworden.

Der Smart #1 Brabus, der im Laufe von 2023 auf unsere Strassen rollen soll, sieht mit seinen rundlichen Formen und den roten Akzenten freundlich aus, der ganze Auftritt des Autos hat etwas einladend Verspieltes: Dazu passt beispielsweise der grosse zentrale Bildschirm, auf dem ein animierter Fuchs zu sehen ist, der als Mobilitätsmaskottchen für gute Laune sorgen soll. Der Innenraum des Smart #1 wirkt etwa durch die raffinierte Ambiente-Beleuchtung gemütlich-modern und trotz des verbreiteten Einsatzes von modernen Kunststoffen wertig.

Die Elektrofahrzeugtechnik ist nicht revolutionär, aber auf der Höhe der Zeit: Mit der 66-kWh-Batterie (NCM) kommt man maximal 400 Kilometer weit, geladen wird mit maximal 150 kW. Damit ist der Akku in rund dreissig Minuten von 10 auf 80 Prozent geladen, was in dieser Preisklasse ein ordentlicher Wert ist. Dank Allradantrieb bringt der Smart #1 in der Brabus-Variante seine 315 kW Spitzenleistung

sehr effektiv auf die Strasse: In 3,9 Sekunden ist aus dem Stand Tempo 100 erreicht, bei 180 km/h endet das Beschleunigungsvergnügen.

Der Fahrspass wird bloss durch die etwas bevorzugend auftretende Sicherheitstechnik leicht gestört: Wie in vielen modernen Autos erkennt eine Kamera, wenn der Fahrer nicht aufmerksam ist – etwa, weil ihn ein Sekundenschlaf übermannt. Hier allerdings überwacht einen dieser Aufmerksamkeitsassistenten Wachhund-artig so scharf, dass schon ein kurzer Blick auf das Display Alarm auslöst. Was schon deshalb keinen Sinn ergibt, weil praktisch alle Fahrzeugfunktionen über den Bildschirm bedient werden müssen und der Wagen etwa auf der Autobahn gleichzeitig weitgehend autonom fahren kann.

Das ist allerdings der einzige Trübstoff auf der ansonsten vergnüglich-klaaren Elektroautofahrt. Mit dem Smart #1 war ich gerne unterwegs, weil das Auto nicht nur durch die Elektrotechnik, sondern auch durch seine Machart etwas Leichtfüssiges ausstrahlt. Die im Grunde genommen höchst sachliche Fahrt von A nach B erhält so die Aura einer lockeren, entspannten Reise im eigenen Auto.

Smart #1 Brabus

Motor/Antrieb: 2 Elektromotoren, Allradantrieb, 1-Gang-Getriebe; Leistung: 315 kW / 428 PS; max. Drehmoment: 543 Nm; Lithium-Nickel-Cobalt-Mangan-Batterie (NCM): 66 kWh; Ladeleistung (Gleichstrom): 150 kW; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,9 Sek.; Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h; Reichweite: 400 km; Verbrauch (WLTP): 17,9 kWh/100 km; Preis: ab Fr. 44 990.–



OBJEKT DER WOCHE

Der Weg zum Ziel

Beeline Velo 2

Online für 99 Euro erhältlich

Beim Schreiben dieser Zeilen sahen die äusserlichen Bedingungen eher nach einer Velotour aus als nach einer Schussfahrt im Schnee. Auf der Piste ist die Orientierung kein Problem, wenn nicht gerade dichter Nebel herrscht. Auf der Strasse, zumal im Auto, kann man sich die Fortbewegung ohne Navi kaum mehr vorstellen. Die praktischen elektronischen Wegweiser sind aber auch auf dem Fahrrad immer beliebter.

Wer genug davon hat, bei jeder Unebenheit um sein am Lenker montiertes Handy zu fürchten, dem sei dieses kleine Ding aus England ans Herz gelegt. Den wasserfesten Beeline-Velo-2-Kompass kann man ganz einfach an der Lenkstange befestigen, und schon weist er einem den Weg zum Ziel. Er schaut ein bisschen aus wie ein Tachometer – er zeigt einem in der Tat auch die Geschwindigkeit an, wenn man will –, aber die Kernkompetenz liegt in der Routenführung. Ein Pfeilchen gibt einem die Fahrtrichtung und die Distanz zum Ziel oder zur nächsten Kreuzung an. Ist es dunkel, erhellt sich das kleine Display – der Akku hält elf Stunden, im Stand-by-Modus sogar achtzehn Monate.

Natürlich kommt der Velokompass nicht ohne Smartphone aus. Er lässt sich per Bluetooth mit dem Handy verbinden. Es gibt verschiedene Produkte, die einem auf dem Velo den Weg weisen, das Beeline-Navi gehört wegen seiner einfachen Handhabung aber zu den besten.

Benjamin Bögli



Perfekter Rutsch: Alexander Ospelt, CEO Malbuner.



Silvester auf Ski: Unternehmerin Adriana Ospel-Bodmer, Tennis-Idol Martina Hingis.



Motiviert ins neue Jahr: Jura-CEO Emanuel Probst.



Glücklich: Ski-Trainerlegende Fritz Züger mit Ehefrau Susanna.



Familiensilvester: Breitling-CEO Georges Kern (M.), Tochter Annabelle (l.), Ehefrau Monika (2. v.l.), Tochter Louise (2. v.r.) mit ihrem Freund Alexander (r.).

BEI DEN LEUTEN

Festsaal der Alpen

Feierliche Stimmung im herrlich geschmückten St. Moritz: Die Prominenz rutschte freudig und gut gelaunt ins neue Jahr.

André Häfliger

Grosse Fans von St. Moritz sind der deutsche Verleger **Hubert Burda** (im Chalet vor Ort), sein Schweizer Kollege und Freund **Michael Ringier** (dieses Jahr aber mit Ehefrau und Juristin Ellen Ringier in Rom) und der Bahnunternehmer **Peter Spuhler** (in seinem Chalet neben dem «Kulm»). «Das Engadin ist der Festsaal der Alpen», pflegte Burda (u. a. Herausgeber von *Focus* und *Bunte*) auf dem traditionellen Waldspaziergang mit Michael Ringier und Jürg Marquard zu sagen. «Silvester in St. Moritz ist einzigartig schön», sagt Stadler-Rail-Chef Spuhler. Nach wie vor ist Bundesrat werden für ihn keine Option: «Das will und wollte ich nie. Ich bin Unternehmer, und da ist viel Herzblut dabei.»

Hochbetrieb herrschte in den edlen Hotels. Feinste Gerichte wurden liebevoll zubereitet und serviert. Auch im traditionsreichen «Badrutt's Palace» ist jede Mahlzeit eine Entdeckung – von der Fine-Dining-Sharing-Experience des «Igniv» über die unverkennbar japanisch-peruanische Küche im «La Coupole-Matsuhisa» bis hin zur Pizzeria «Heuboden» in der urchigen «Chesa Veglia». Managing

Director **Fresi Biagio**: «Was für eine herrliche Stimmung! Wir sind alle sehr zufrieden.» Im edlen «Kulm» war das genauso. Direktor **Heinz E. Hunkeler**: «Wir sind alle sehr stolz und dankbar, mit unseren Gästen einen unvergesslichen Abend zu verbringen.»

In prächtigster Umgebung! Die Landschaft um die Engadiner Seenplatte bietet einen Superlativ nach dem anderen: die höchste Schifffahrtslinie Europas, die grösste Steinbock-Population der Schweiz, die ältesten Kiefern Graubündens. Einzigartig sind die vier Bergseen auf dem Hochplateau – umgeben von steil aufragenden Gipfeln. «Man kann sich an diesem wunderschönen Gebiet kaum sattsehen», schwärmte **Hans Peter Danuser**, immer noch der bekannteste Tourismuschef von St. Moritz (während dreissig Jahren). Dem stimmen auch Malbuner-CEO **Alexander Ospelt** und Tennis-Queen **Martina Hingis** unisono zu: Hier sei alles einfach vom Feinsten. Vom Frühstück über die herrlichen Pisten bis zum köstlichen Dinner stimme alles.

Frohes neues Jahr!



«Einzigartig schön»:
Daniela und Peter Spuhler.



Rutsche in seinem legendären «Dracula Club» ins Jahr 2023:
Künstler und Unternehmer Rolf Sachs.



Fresi Biagio, Direktor «Chesa Veglia», Hans Peter Danuser, ehemaliger Tourismusdirektor St. Moritz.



Bankier Ronald Sauser, Ehefrau und Unternehmerin Silvia Affolter.



Elegant: «Kulm»-Direktionsehepaar Jenny und Heinz E. Hunkeler.



Festliche Vorspeise:
«Kulm»-Küchenschef Mauro Taufer.



In St. Moritz: Moderatorin Michelle Hunziker, Modezar Giorgio Armani.

Anthropologische Differenz



Genialer Durchbruch: ChatGPT von OpenAI.

Ende des Jahres sorgte ein Chatbot namens ChatGPT für Aufregung. Gemäss einigen Experten bringt dieser Text in höherer Qualität als viele Studierende hervor. Wieder einmal stellt sich die Frage nach dem Alleinstellungsmerkmal des Menschen. Der Humanist argumentiert, dass künstliche Intelligenz (KI) über keine Emotionen und Empathie verfügt. Die Posthumanistin entgegnet, dass alles

programmierbar ist. Möglich, dass KI die vierte Kränkung der Menschheit bedeuten wird. Die erste Kränkung war die «kopernikanische Wende», die Erkenntnis, dass wir uns nicht in der Mitte des Alls befinden. Die zweite folgte auf die Evolutionstheorie von Darwin, wonach der Mensch aus der Tierreihe hervorgegangen und damit nicht die gottgewollte Schöpfung ist. Drittens die Erkenntnis von Sigmund

Freud, dass der Mensch von unbewussten Vorgängen und Trieben gesteuert ist. Vielleicht sollten wir einfach aufhören, uns so wichtig zu nehmen. Ohne jemandem zu nahe zu treten: Ein Bach oder ein Goethe sind wir ja alle nicht.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, mein Freund liebt es, mich oral zu befriedigen. Mir selbst ist es manchmal voll unangenehm, obwohl ich es schon geniesse, wenn ich mich darauf einlasse. Was kann ich tun, um dieses Gefühl abzulegen?

L. M., Chur

Die erste Frage, die du dir stellen darfst, ist: «Warum ist es mir unangenehm?» Was genau löst dieses Gefühl von Unwohlsein aus? Das könnten Gedanken sein, die du dir machst, sobald du merkst, dass dein Partner beginnt, dich oral zu befriedigen.

Vielleicht glaubst du, dass dein Geschlecht unangenehm riecht, und deshalb ist dir nicht wohl dabei, wenn dein Partner deiner Vulva so nah kommt. Oder du machst dir Sorgen darüber, dass du zu wenig erregt bist beziehungsweise die Erregung (zu) lange auf sich warten lässt. Vielleicht möchtest du nicht, dass dein



Freund sich sehr anstrengen muss, um dich zu befriedigen. Es könnte auch sein, dass du daran zweifelst, dass er es wirklich gerne macht, und es dir deshalb unangenehm ist.

Du schreibst, dass du es sehr wohl geniesst. Du möchtest also nicht darauf verzichten, sondern es ganz und gar geniessen? Dann darfst du lernen, den Gedanken, die diese Gefühle auslösen, die Macht zu nehmen. Mach dich mit deinem Geschlecht vertraut, indem du dich schrittweise ganz

bewusst kennlernst. Dusche dich langsam ab und creme deine Vulva regelmässig ein. Du kannst sie mit den Fingern «anschauen» und lernst, dich selbst besser riechen, schmecken (ablecken) und anfassen zu können. Das braucht Zeit und ist die Voraussetzung dafür, dass du es auch bei deinem Partner gut zulassen kannst. Im letzten Schritt vertraue darauf, dass dein Freund gut für sich selbst sorgt und du nicht die Verantwortung für ihn übernehmen musst.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

AUF EINEN DRINK MIT ...

Pierfrancesco Vago

Die Schweizer Reederei MSC besitzt weltweit die grösste Container-Flotte. Der Verantwortliche der Kreuzfahrt-Sparte hat ebenfalls Grosses vor.

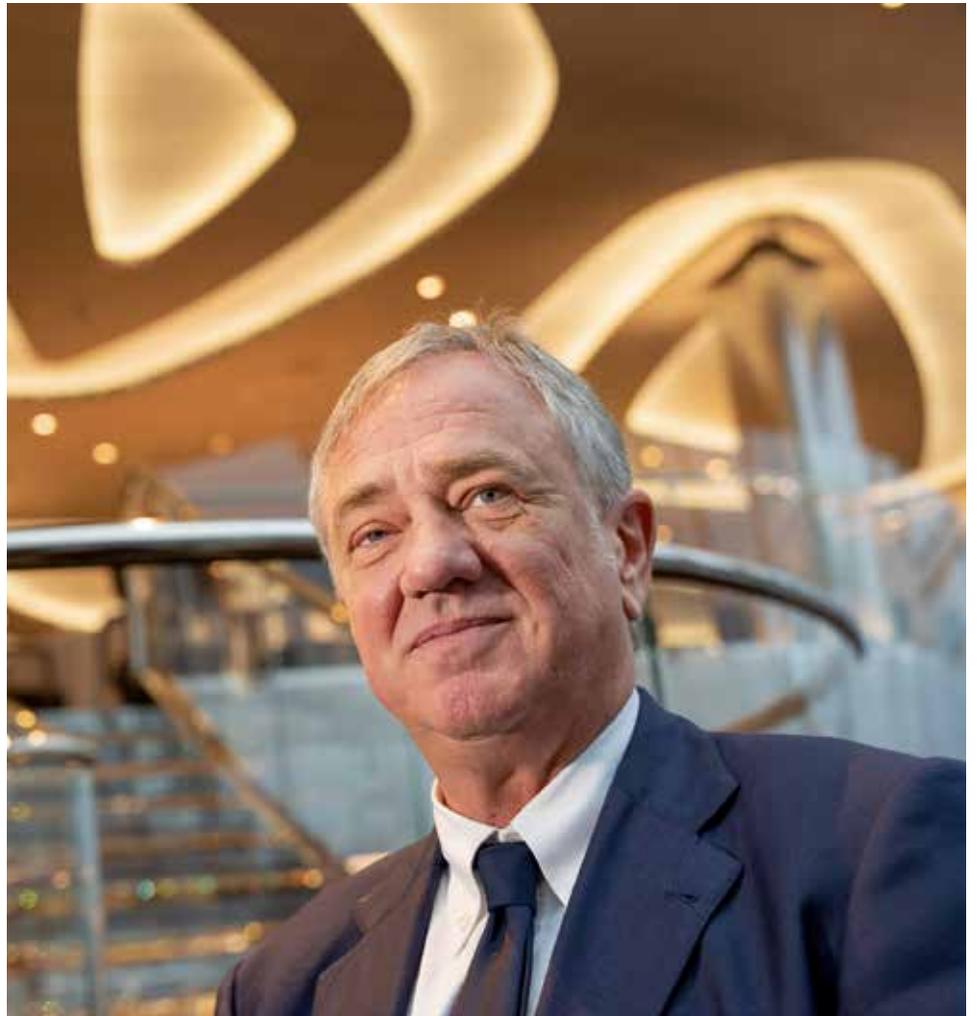
Der Himmel über New York ist grau an diesem Dezembernachmittag. Um 14.30 Uhr haben wir abgemacht. Auf einen Drink. Ort: West 54th Street. Mit Pierfrancesco Vago, geboren in Mailand, der seit 22 Jahren in Genf lebt. Als Manager der Kreuzfahrtsparte des Genfer Familienunternehmens Mediterranean Shipping Company (MSC) prägt er die weltweite Schifffahrt mit. Wir passieren die Sicherheitsschleusen des Manhattan Cruise Terminal, stehen Punkt 14.15 Uhr an der Jachtklubbar vom brandneuen Hightech-Kreuzfahrtschiff «MSC Seascape».

Wir warten. Man reicht uns schon mal Champagner. CNN sowie ABC News hat Vago bereits am Morgen Interviews gegeben, sagt man uns. Auch der Bürgermeister New Yorks, Eric Adams, sei zum Lunch gekommen. Fünf Minuten später ist er da – Mister Vago. Grossgewachsen, blauer Anzug, weisses Hemd, dunkle Kravatte, graues Haar, stahlblaue Augen. Ein herzliches «Buongiorno – welcome to <MSC Seascape!»

«Wunderbarer Ort»

Er bittet uns an einen der runden Tische an der Fensterfront. «Ein wunderbarer Ort für die Taufe dieses Schiffes», sagt er. «Wir werden das Angebot in Amerika markant erweitern, von New York und Miami aus. Und uns hier einem noch breiteren Publikum bekannt machen. Die grosse Herausforderung für uns ist ja, heute bereits zu wissen, was die Anforderungen für Technik und Publikum in zehn Jahren sein werden», sagt er und winkt dem Chefkellner. «Was trinken Sie? Gin, einen Cocktail, oder lieber Wein?» Wir entscheiden uns für Rotwein. Vago selbst bestellt eine Flasche Wasser. Der Mann präsidiert als Chairman bei MSC die drittgrösste Kreuzfahrtmarke weltweit. Vor allem aber: die wohl am schnellsten wachsende.

«Wir investieren enorm viel Geld in Forschung und Technik neuer Schiffe. Der Antrieb mit Flüssigerdgas (LNG) reduziert die CO₂-Emissionen erheblich. Die Aufbereitung für sämtliches an Bord genutztes Wasser erfolgt zu hundert Prozent über Meerwasser-



«Forschung und Technik»: Manager Vago.

entsalzung. Mit leiseren Motoren schützen wir die Meeresfauna. Mit der Wasserstofftechnologie werden wir 2050 das Ziel «Null CO₂» definitiv erreichen!» Auch bei der Containerflotte? «Auf jeden Fall», sagt er.

Vago ist bei MSC zuständig für die langfristige Strategie, für Expansion und Vision. Im November taufte er vor der Skyline Dohas (Katar) bereits die «MSC World Europa». Innerhalb eines Monats nun also bereits das zweite neue Schiff. Die Gruppe besitzt neu 21 Passagierschiffe, daneben über

700 Containerschiffe, damit ist MSC weltweit Nummer eins. Allein während der Pandemie erzielte man im Geschäft mit Frachtschiffen über 21 Milliarden Franken Gewinn. Damit lässt sich gut in die Kreuzfahrt investieren – auch in neue Umwelttechnologien. Davon können Anbieter, die keine Containerflotte haben, nur träumen.

Es könnte also sein, dass Executive Chairman Vago auch das MSC-Kreuzfahrtgeschäft weltweit bald zur Nummer eins macht.

Roland Itten

Der nächste Biver

Uhrenkönig Jean-Claude Biver hat seinen Nachfolger gefunden: Es ist sein jüngster Sohn Pierre, mit dem er eine Firma gegründet hat.

Michael Baumann

Gerade verrichtet er ganz allein Knochenarbeit in Süd-, Mittel- und Nordamerika. Ein Termin mit Geschäftspartnern, Journalisten oder potenziellen Kunden jagt den nächsten. Bei den Treffen verfolgt Pierre Biver ein klares Ziel: das Bekanntmachen der neuen Uhrenmarke, die er mit seinem berühmten Vater Jean-Claude Biver Anfang 2022 gegründet hat und die den Familiennamen trägt. Obwohl der Name Biver wie kaum ein anderer untrennbar mit der Schweizer Uhrenindustrie in Verbindung steht – Jean-Claude Biver war für verschiedene Marken des Swatch-Konzerns verantwortlich und bei LVMH Chef von Hublot, Tag Heuer und Zenith –, entpuppt sich die Lancierung eines neuen Brands nicht automatisch als Selbstläufer. Der 22-jährige Pierre Biver amtiert als General Manager seiner eigenen Firma, die sich im Besitz von Vater und Sohn befindet. «Mir gehört aber nur ein kleiner Teil», sagt er am Telefon im mexikanischen Guadalajara. Doch das motiviert ihn genauso stark wie das Vertrauen, das der Vater in ihn setzt.

Ein Geschenk als Meilenstein

Dass Pierre Biver, der sich als Genussmensch bezeichnet, in die Fussstapfen seines Vaters treten würde, hat sich lange nicht abgezeichnet. Es gibt zwar Fotos, die ihn im Alter von drei Jahren zeigen, wie er Swatch-Uhren am Handgelenk trägt, doch an seine erste Uhr kann er sich nicht mehr erinnern. Erst im Alter von siebzehn Jahren, als er vom Vater aus dessen Sammlung eine Blancpain bekam, erwachte sein Interesse. «Diese Uhr hatte viel Einfluss auf mich, lässt mich träumen und ist ein Meilenstein in meinem Leben», erklärt er. Als jüngstes von fünf Kindern wuchs Pierre Biver in La Tour-de-Peilz im Waadtland am Genfersee auf und hatte «eine glückliche Jugendzeit». Zur Schule ging er in Lausanne. «Wir konnten alles ausprobieren, wurden zu nichts gedrängt, aber bei allem unterstützt», sagt er. Bevor er in Lausanne das Bachelor-Studium in Ökonomie aufnahm, wollte Pierre Biver noch praktische Erfahrungen sammeln.

Deshalb arbeitete er eineinhalb Jahre lang in London für das Auktionshaus Phillips – nicht



«Vision der Zukunft»: Manager-Legende Biver.

Jean-Claude Biver, 73, ist einer der bekanntesten Uhren-Manager der Schweiz. Unter anderem führte er jahrelang die Uhrenmarke Hublot als CEO und Verwaltungsratspräsident. Über seinen Sohn Pierre Biver sagt er: «Er hat die höchste und tiefste Leidenschaft für Uhren. Nicht nur für moderne, sondern auch für Sammleruhren. Er kennt sich in diesem Bereich besser aus als ich. Die Kombination seiner Vision der Zukunft mit meiner Vision der Geschichte bringt ihm einen Vorteil, den ich alleine nicht hätte.»

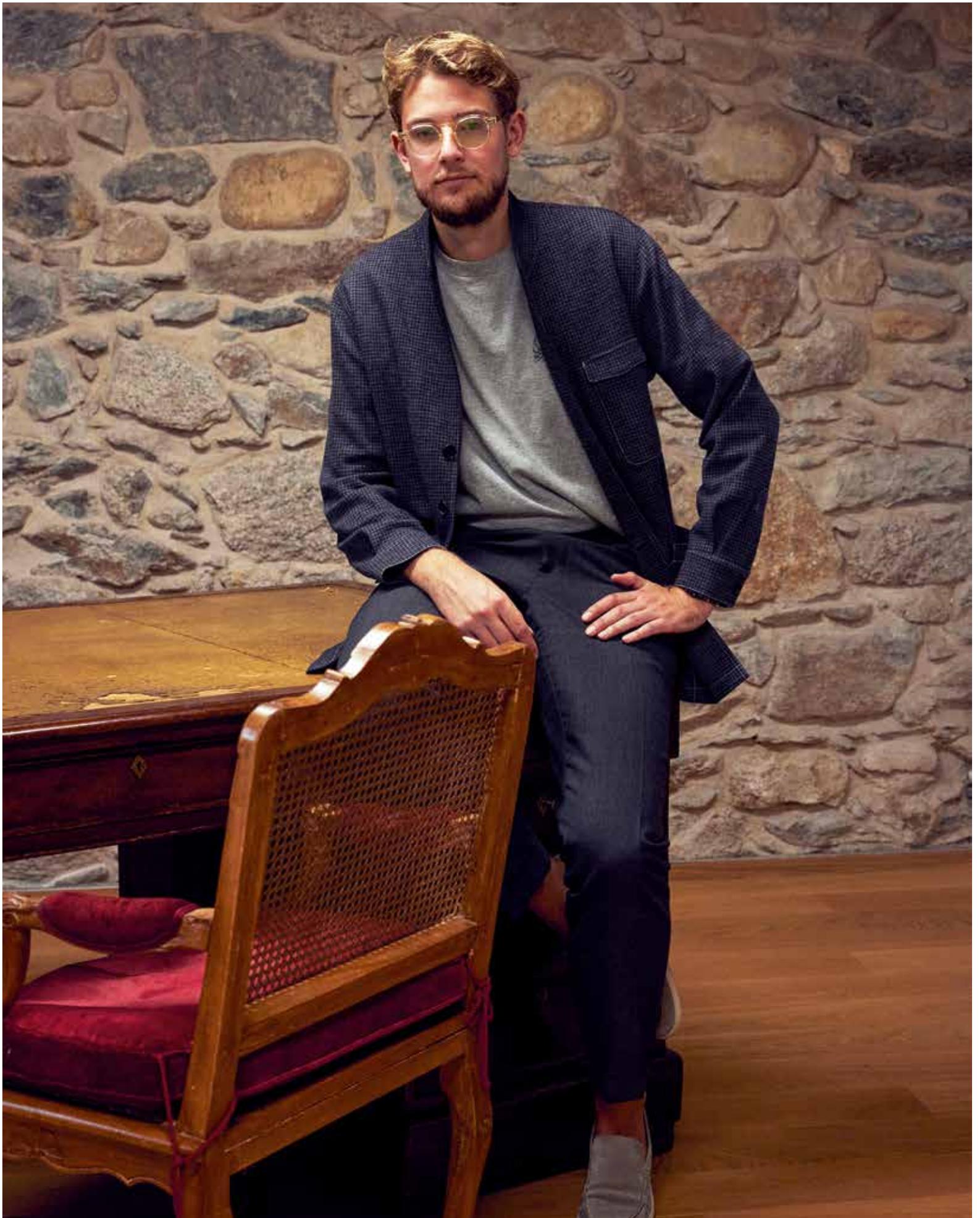
ganz zufällig in der Uhrenabteilung. In dieser Zeit konnte er mithelfen, eine Boutique für Vintage-Uhren aufzubauen, «wodurch ich verstehen lernte, wie Sammler denken». Der Ausbruch der Corona-Pandemie Anfang 2020 beendete seinen Englandaufenthalt und liess ihn in die Schweiz zurückkehren, wo er dann das Studium in Angriff nahm. Als der Vater einen Velounfall hatte, schaute Pierre Biver zu ihm und unterbrach dafür seine Ausbildung. «Da reifte der Gedanke, zusammen mit meinem Vater etwas zu machen», erklärt er. Schliesslich entschied sich das Duo, eine eigene Uhren-

marke zu gründen, die hinsichtlich Qualität neue Massstäbe setzen soll.

Kleines, feines Netzwerk

«Wir setzen auf ein ausgeklügeltes Automatikwerk, auf wunderschönes Design, hochwertigste Materialien und auf Schweizer Handarbeit», so umreisst Pierre Biver das Konzept. Die einzelnen Komponenten lassen die Bivers bei verschiedenen spezialisierten Partnern in La Chaux-de-Fonds oder im Jura herstellen, um sie dann selbst noch zu veredeln. Im Hauptsitz in Givrins in der Nähe von Nyon arbeiten bereits zwölf Angestellte. Vorderhand gibt es ein Modell: «Charriol Tourbillon». «Dieses Jahr wollen wir mit unserer Firma durchstarten. Die offizielle Lancierung der Marke und ersten Uhr findet am 26. März statt», sagt Pierre Biver. Je nachdem, ob das Gehäuse aus Titan, Roségold oder einem noch geheimgehaltenen Material gefertigt ist, kostet eine Biver-Uhr des ersten Modells zwischen 300 000 und 600 000 Franken. Bis 2028 will Pierre jedes Jahr ein neues Modell auf den Markt bringen und so die Palette kontinuierlich ausbauen. «Unsere zweite Uhr wird 80 000 bis 100 000 Franken kosten und damit für viele Sammler erschwinglicher sein», kündigt er an.

Vertrieben werden die Biver-Uhren über ein kleines, aber feines Netzwerk von Fachgeschäften. Bei rund fünfzehn Verkaufspartnern in den USA, in Südamerika, Asien, Europa und im Mittleren Osten, darunter zwei bis drei in der Schweiz, sollen die Luxusstücke verkauft werden. «Wir werden unsere Uhren ganz klassisch nur über diesen Absatzkanal unter die Leute bringen und nie einen eigenen Shop eröffnen», erklärt Pierre Biver. Dass seinem Vater in der Firma eine Schlüsselrolle zukommt, macht er unmissverständlich klar: «Er ist nicht nur der Präsident, sondern auch Mentor, Berater und Ideengeber.» Die beiden sprechen täglich miteinander und fällen Entscheidungen gemeinsam, auch dann, wenn Pierre Biver unterwegs ist. «Für mich ist es ein Privileg, mit meinem Vater zusammenzuarbeiten und von seinen Ratschlägen zu profitieren.»



«Dieses Jahr wollen wir mit unserer Firma durchstarten»: Jung-Unternehmer Biver, 22.

Sonia Kälin, Schwingerkönigin

Die 37-Jährige schlägt ihre Mutter für den Bundesrat vor, einen schönen Winterabend würde sie gerne mit Yann Sommer verbringen; vom integrativen Schulsystem hält die Sekundarlehrerin nicht viel.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Sonia Kälin: Das sind allgemein Leute, die wie selbstverständlich viele Aufgaben für ihre Mitmenschen übernehmen.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Kälin: Mich kitzeln Streicheleinheiten, deswegen werde ich lieber richtig angefasst.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Kälin: Dass das integrative Schulsystem nicht hält, was es verspricht.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Kälin: An der Schule sind das momentan 4000 Franken pro Monat.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Kälin: Einen aufmerksamen, offenen Geist, Manieren und eine gepflegte Erscheinung.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Kälin: Dass ich unabsichtlich einen riesigen Fehler begehe, den mir niemand verzeihen würde.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Kälin: Als kürzlich meine Tochter nach fünf Tagen mit hohem Fieber bis 40 Grad in den Notfall im Kinderspital musste. Ich war nervlich völlig am Ende und hatte echt Angst um sie.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Kälin: Meine Mutter, da sie ein gutes Verständnis komplexer Zusammenhänge hat, ihre Meinung auf Fakten basiert und sie einen äusserst gesunden Menschenverstand hat.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Kälin: Ich glaube sicher an eine höhere Macht, aber ob es Gott ist?

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Kälin: Bei Abstimmungen geht es mir um die Sache, nicht um die Partei. Bei Wahlen wähle ich aber meistens Vertreter und Vertreterinnen der SVP.

Weltwoche: Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

Kälin: Mit meinem ersten Partner.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Kälin: Ich trage sie immer bei mir – es ist mein klarer Verstand und die Wortgewandtheit.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Kälin: Von lebenslanger, bester Gesundheit für meine Liebsten und mich.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Kälin: Ich fühlte mich immer ein bisschen wie Aschenbrödel, und nun bin ich ja auch Königin geworden.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Kälin: Mach, was dich glücklich macht.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Kälin: Ja.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Kälin: Weil es keine Lösung ist, übrigens auch der Vegetarismus nicht. Mit unserer Topografie ergibt Tierhaltung (im Mass) Sinn.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Kälin: Alle Leute, die in jeder Situation souverän reagieren und dann noch nett und freundlich sind.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Kälin: Dass nur noch die Hälfte aller Gesetze gelten und die Menschen wieder nach der Vernunft handeln können.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Kälin: Singen können und erkennbar zeichnen.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Kälin: Ursprünglich meine Eltern. Seit ich meinen Mann kenne, hinterfrage ich aber sehr vieles, vor allem auch Verhaltensweisen. Mittlerweile hat dies wohl überhandgenommen.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Kälin: Wenn unsere Tochter beim Einschlafen zwischen meinem Mann und mir zu singen beginnt. Dann bin ich einfach nur dankbar und endlos glücklich.



«Ein bisschen wie Aschenbrödel»: Pädagogin Kälin.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Kälin: Ich wünschte mir volleres Haar und eine schönere Haut.

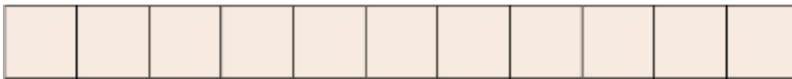
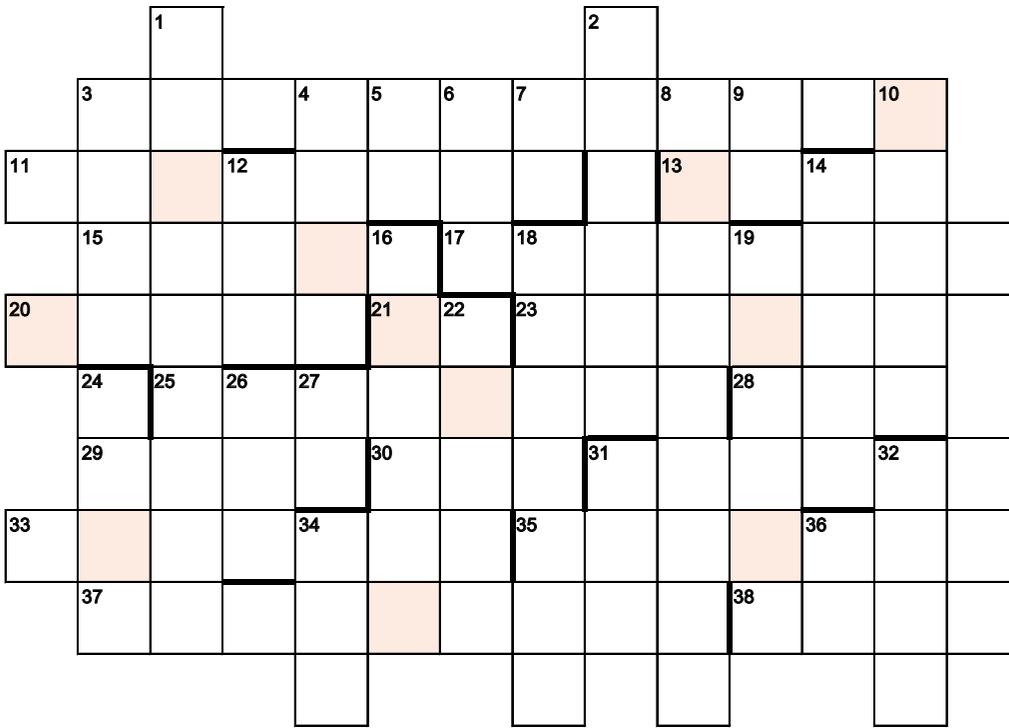
Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

Kälin: Mit Yann Sommer.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Kälin: Nein, das habe ich auch noch nie.

Sonia Kälin ist vierfache Schwingerkönigin, Sekundarlehrerin und Moderatorin; seit 2019 ist sie Schiedsrichterin in der Sendung «Donnschtig-Jass».



Lösungswort — Kunde eines Hanfladens?

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 mit Leerzeichen dazwischen nicht so toll, ohne aber legitim 11 umgangssprachliche Antwort auf die Frage, wovor Anti-Aging-Produkte schützen? 13 findet man in der Schule oder beim Maulaffen-Feilhalten 15 Impulsübertragung, in Papierform auch auf manchem Schreibtisch 17 Gewehrteilfabrik? 20 liegt in Wasserbetten 21 Haltestelle für Leute, die es eilig haben 23 ihnen fehlt es offensichtlich an der gebotenen Ruhe 25 sprichwörtliches Überbehütungsoffer 28 ganzes englisches Gefäß oder halber französischer Tanz 29 ein unseres, aber nicht unseres 30 schadet Computerspielern langfristig 31 sind teils natürlich, teils irrational und eigentlich alle komplex 33 kopiert, aber in geänderter Reihenfolge 35 im Skiff ein Hobby, in der Triere eine Plackerei 37 heissen zum Beispiel Loi Krathong oder Umi no Hi 38 bedeutet Spaniern nichts

Senkrecht — 1 falsch verheiratete? 2 Aufforderung an Engländer, ein unbestimmter französischer Artikel zu sein? 3 im Garten gern gesehen, auf der Haut höchstens als Tätowierung willkommen 4 damit endet manche Grünphase 5 ihm schmückt der Sommer die Täler und Höhn, aber nur kurz 6 bei den Spice Girls mehr als einmal zu finden 7 Funkwellenempfänger minus deutscher Dreschplatz 8 Tätigkeit von Getränkepeditionsmitarbeitern? 9 was Izidanten und Pervisoren fehlt 10 keine Arbeit für Rohkostfreaks 12 in Immobilien oder in Geheimobjekten zu findende Menschenmasse 14 ist für gebildete Menschen tödlich 16 sorgen für willkommene Schattenseiten 18 lässt sich hoffentlich ausführen, ohne dass dabei jemand-ische Weise ums Leben kommt 19 verniedlichtes Fragewort? 22 Dorf mit vielen linken Wählern? 24 wenn nicht essbar, eine haarige Sache 26 liegt zwischen Tessin und Z...go 27 dieses Kürzel findet man nicht nur auf Abwaschmaschinen 31 ist mit dem Schiff oder mit dem ... zu erreichen 32 sein Bastian träumte von einer Geschichte ohne dies 34 ist in Barackensiedlungen und in rosa Puppenhäusern zu finden 36 in Grammophonen einfach, in Radioapparaten doppelt vorhanden

© Daniela Feurer – RätselFactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 798



Waagrecht — 3 DRAHTSEILBAHN (Anagramm) 12 MONDO (ital. f. Welt) 13 OT 14 FREIMONAT 15 ROVEREDO 16 IONEN 17 einem VakuUm 18 STOECKE 20 uNEBEN 22 JUNKER (Junk = engl. f. Plunder) 23 CHUCHI 25 EITELKEIT 27 PET 28 VERNARRT 31 EIZO (Bildschirmhersteller) 32 NOTIZ (Not-IZ) 33 LINEALE

Senkrecht — 1 ARNO (Naldo = ital. Kurzf. v. Arnaldo) 2 BIRNE 3 StanDORT 4 FahrRADVENTilen 5 HOECKERIG 6 TORKELN 7 STIERKALB 8 LIE (engl. f. Lüge) 9 BONE (engl. f. Knochen) 10 AN (frz. f. Jahr) 11 HAUBITZE (Anagramm) 14 FONCE (frz. f. dunkel) 17 UNHEIL 19 OU 21 BUTTER 22 JEANS (Levi/Engelbert Strauss) 24 HIRN 26 KarnIVoren/OmnIVoren 27 PEA (engl. f. Erbse) 29 jedes GebET 30 Riegelbau

Lösungswort — **BANJUL**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



graubünden



FREE ENTRY!

VIP TICKETS & CHUKKER CLUB GRANDSTAND **BUY HERE**

snowpolo-stmoritz.com
+41(0)79 953 51 31
info@snowpolo-stmoritz.com

27-28-29 JANUARY 2023

on the frozen lake of St. Moritz



FLEXJET



#snowpolo

🌐 snowpolo-stmoritz.com

📘 snowpolostmoritz